[Jacobi, F. H.]

Woldemar.

Der Zweck aller Menschenbildung, durch Erziehung, Gesetzgebung und Religion, ist eine Stimmung des Herzens, zu lieben und zu hassen, wie man lieben und hassen soll.

Sokrates. Xenophon. Plato.
Aristoteles.
Altes und Neues Testament.

Erster Theil.

Königsberg,
bey Friedrich Nicolovius.
1794.

Il eſt dangereux de trop faire voir à l'homme combien il eſt égal aux bêtes, ſans lui montrer ſa grandeur. Il eſt encore dangereux de lui faire trop voir ſa grandeur ſans ſa baſſeſſe. Il eſt encore plus dangereux de lui laiſſer ignorer l'un et l'autre. Mais il eſt très avantageux de lui repreſenter l'un et l'autre.

Penſées de Paſcal XXIII. 7.

An

G o e t h e.

Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen; schwerlich, ohne Dich vollendet wäre: es gehört Dir; ich übergeb' es Dir: Dir, wie keinem Andern.

Wie keinem Andern! — Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern.

Zwanzig Jahre sind verflossen seitdem unsre Freundschaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wä-

ren schon von Kindesbeinen an? und Du gabst zur Antwort: diese Liebe wäre so neu, daß sie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen seyn würde. — Ein edler Wein ist sie geworden.

Liebend, zürnend, drohend riefst Du mir zu in jenen Zeiten: „Der Ge„nügsamkeit, die sich mit Theilnehmung „an Anderer Schöpfungsfreude sät„tigte, zu entsagen; nicht länger „zu gaffen; sondern in die eigenen „Hände zu schauen, die Gott auch ge„füllt hätte mit Kunst und allerley „Kraft."

Wie hätte ich Dir widerstanden, Du Mächtiger! — Ich suchte Dir auszuweichen; und zog, anstatt neue Versuche zu wagen, schüchtern, nur ältere ans Licht.

Neue Begeisterung wurde mir aus Deiner Freude. — Der unerwartete Beyfall, die zuvorkommende Gunst anderer Männer, stärkte den Muth des verborgenen Ungenannten. **Woldemar** wurde unternommen.

In dieser Arbeit durch eine gänzliche Veränderung meiner Lage unterbrochen;

nachher zu andern Geistesarbeiten, eben so unwillkührlich, hingezogen: hatte ich **Woldemarn** allmählich ganz vergessen. — Da erschien, nach zwölf Jahren, Dein **T a ß o.**

Sonderbar erweckte dieser **C h a r a k t e r** in mir die Erinnerung an **Woldemar**; und da ich am Ende des vierten Aufzugs an die Worte kam: „**Ja, auch Sie!... Auch Sie! Auch Sie!**" wurde diese Erinnerung so lebhaft, meine Aufmerksamkeit so getheilt und zerstreut; daß ich Mühe hatte mich zum Weiterlesen wieder zu sammeln.

Der entstandene Reiz wirkte fort. Ich suchte nach einem **Woldemar**; es war kein Exemplar zu finden. Sechs Wochen giengen hin: — Nun lag das Büchlein vor mir, und ich fürchtete mich es anzusehen.

Wohl dem Büchlein daß ich nicht erst verzagt darin nur blätterte, sondern beherzter es von vorn anfing. Der Anfang machte mir Muth; und auch in der Folge fand ich manches gut genug, um denjenige wohl seyn zu mögen, der es geschrieben hatte. Dagegen aber widerstand mir auch Vieles darin im höch-

ſten Grade. Vornehmlich empörten mich die letzten Blätter, und ließen mir einen ſolchen unerträglichen Nachgeſchmack, daß ich gern mit einem Zauberſchlage das kleine Ungeheuer vernichtet hätte, wenn es in meiner Macht geweſen wäre.

Du begreifſt, Lieber! wie aus dieſem Gefühl eine zunehmende Unruhe, ein immer wiederkommendes Verlangen, dem Uebel auf irgend eine Weiſe abzuhelfen, entſpringen mußte.

Ich überlegte hin und her, machte allerhand Anſchläge, ſchritt zu Verſu-

chen; und fand jedesmal am Ende nur ein neues größeres Uebel. Endlich hatte ich so viel Arbeit und Mühe gehabt, daß der Gedanke an eine gänzliche Umarbeitung, und an eine Vollendung des Werks nach einem neuen Plan; der sich anfangs nicht von Weitem hätte zeigen dürfen — aufkommen und zum Entschluß werden konnte.

Seitdem habe ich dieser Arbeit alle die besten Stunden meiner Muße gewidmet; und Du wirst es bey dem Lesen fühlen, mit welchem frommen unzerstreuten Fleiße ich dabey geblieben;

mit welcher Unterwürfigkeit, mit welchem Schweigen ich dem Genius, der meinen Schwur hatte, gefolgt bin.

Meine Gabe möge Dir gefallen! Liebe mich; lebe wohl; und grüße unsern Freund, den Dichter der Echo!

Pempelfort den 12. Jan. 1794.

F. H. Jacobi.

Vorrede.

Das Wesentlichste von dem, was bey diesem Buche voraus zu sagen gut seyn möchte, ist schon in der Vorrede zu Allwills Briefsammlung, S. XIII - XIX gesagt worden: ich gebe daher auf jene Stelle, als auch zu diesem Buche geschrieben, Anweisung.

Jene philosophische Absicht aber: „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen" — findet sich in dem gegenwärtigen Werke nicht wie dort mit Dichtung blos umgeben; sondern hier scheint vielmehr die Darstellung einer Begebenheit die Hauptsache zu seyn.

„Scheint; und scheint auch nicht: das ist der Fehler!" wird man sagen.

Diesen Vorwurf muß ich mir gefallen lassen. Mein Zweck konnte nur auf dem Wege, den ich eingeschlagen habe, von mir erreicht werden. Von der Wichtigkeit und Würde dieses Zwecks habe ich die innigste, deutlichste, vollkommenste Ueber-

zeu-

zeugung; und ich bin mir auch der Mittel die ich, um ihn zu erreichen, angewendet habe, auf eine Weise bewußt, die mich beruhigt. Mit dem kunstverständigen erfahrnen Dichter werde ich mich leicht verstehen; auch mit dem Philosophen, wenn er etwas mehr ist, als nur Philosoph von Profession.

„Ich habe nie verlangt" — sagt Leßing im Nathan — „daß allen Bäumen Eine Rinde wachse."

Also anstatt den Leser mit dem was sich für oder wider meine Arbeit möchte sagen lassen, aufzuhalten, will ich hier auf der Stelle von ihm Abschied nehmen, und ihm nur noch eine Fabel hinterlassen, die ich

am liebsten allein, ohne andre Vorrede, an dieser Stelle angebracht hätte.

Harmonia, die Tochter der Liebe, war eine thätige Mitgehülfinn Jupiters bey seiner Schöpfung. Mütterlich gab sie aus ihrem Herzen jedem werdenden Wesen einen Ton, einen Klang, der sein Inneres durchdringet, sein ganzes Daseyn zusammenhält und es mit allen vergeschwisterten Wesen vereinet. Endlich hatte sie sich erschöpft, die gute Mutter; und weil sie ihrer Geburt nach nur halb eine Unsterbliche war, sollte sie sich jetzt mit dem Leben von ihren Kindern scheiden. Wie gieng ihr der Abschied so nah! Bittend fiel sie vor dem Thron Jupiters nieder und sprach: Gewaltiger Gott, laß meine Ge-

stalt verschwinden vor den Göttern; aber mein Herz, meine Empfindung tilge nicht aus und trenne mich nicht von denen, denen ich aus meinem Herzen das Daseyn gegeben habe. Wenigstens unsichtbar will ich um sie seyn, damit ich jeden Hall des Schmerzes und der Freude, mit dem ich sie glücklich oder unglücklich begabte, mit ihnen fühle, mit ihnen theile.

Und was würde es dir helfen, sprach der Gott, wenn du ihr Elend unsichtbar mit ihnen fühltest und ihnen nicht beyzustehen, ihnen auf keine Art sichtbar zu werden vermöchtest? denn das letzte versaget dir doch der unwiderrufliche Spruch des Schicksals.

„So laß mich ihnen nur antworten dürfen; unsichtbar nur die Laute ihres Herzens wiederholen können, und mein Mutterherz ist getröstet."

Jupiter berührte sie sanft und sie verschwand; sie ward zur gestaltlosen, allverbreiteten Echo. Wo eine Stimme ihres Kindes tönet, tönet das Herz der Mutter nach: sie spricht aus jedem Geschöpf, aus jedem brüderlichen Wesen den Laut des Schmerzes und der Freude mit dem Gleichlaut einer harmonischen Saite. Auch der harte Fels wird von ihr durchdrungen, auch der einsame Wald wird von ihr belebet; und wie oft hast du mich, zärtliche Mutter, du scheue Bewohnerinn der Einsamkeit und der stummen Haine mehr in

ihnen erquickt als in dem öden Kreise ton-
loser Menschenherzen und Menschenseelen.
Mit sanftem Mitleid giebst du mir meine
Seufzer zurück: so verlassen und unverstan-
den ich seyn mag, fühle ich doch aus jedem
deiner gebrochenen Töne, daß eine alles-
durchdringende, alles-verbindende Mutter
mich erkennt, mich höret.

Herders Paramythien. Zerstreute
Blätter, Erste Samml. S. 190.

— Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt
Ist ein Barbar, er sey auch wer er sey.

Tasso. V. 1.

W o l d e m a r.

E r s t e r T h e i l.

Eine m e n s c h l i c h e Bildung erhalten nur diejenigen Seelen, die das Feld der Wahrheit s c h o n g e s e h e n h a b e n. Aber nicht alle Seelen rufen sich die Erinnerungen ihres Götterlebens mit gleicher Klarheit zurück: sie sahen das Gefilde der Wahrheit nicht lange genug, oder versanken auch zu tief in Vergehungen und böse Gewohnheiten, welche die ihnen eingeprägten Bilder fast bis zur Vergessenheit auslöschten. Nur wenige finden sich, in denen sich die Spuren der Wahrheit sehr lebhaft erhalten haben: und diese werden von einem heiligen Schauer überfallen, wenn sie hier auf Erden ähnliche, ihren Urbildern entsprechende Abdrücke wahrnehmen.

P l a t o.

Druckfehler.

(Der Leser wird sehr gebeten, von diesen Druckfehlern, wenigstens die mit einem Sternchen bezeichneten, vor dem Lesen zu ändern.)

Seite 12.	Z. 11.	demselben statt demselbigen.
— 14.	Z. 3.	Freund st. Freunde.
— 16.	letzte Z.	Woldemarn st. Woldemaren.
— 33.	Z. 2.	schiene st. schien.
	Z. 9.	könnte st. könne.
— 37.	letzte Z.	litt st. litte.
— 44.	Z. 14.	Ihre st. ihrer.
— 55.	Z. 1.	andres st. anders.
— 65.	letzte Z.	ließe st. ließ.
— 70.	Z. 3.	mit einer st. einer.
— 77.	Z. 6. v. u.	bliebe st. blieb.
— 81.	Z. 1.	dem hohen st. hohen.
— 85.	Z. 4. v. u.	wäre st. sey.
* — 98.	Z. 16.	meinen st. meine.
* — 111.	Z. 14.	Begierde st. Begierden.
* — 144.	Z. 4.	ist nach Thucydides das Wort wieder einzuschalten.

Die eingeschlichenen Druckfehler gegen die Rechtschreibung und Interpunction hat man nicht bemerken wollen.

Eher-

Eberhard Hornich, ein vornehmer Kaufmann zu B**, hatte drey Töchter: die älteste hieß Caroline; die zweyte, Henriette; die dritte, Luise.

Zu diesen kam ein wackerer junger Mann, mit Namen Dorenburg. Er hatte Frankreich durchreist, sich lange Zeit in Italien und England aufgehalten, und wollte jetzt zurück nach London, wo ein ansehnliches Etablissement ihn erwartete. Bey seiner Durchreise durch B** besuchte er das Hornichsche Haus, an welches er Empfehlungsschreiben hatte — sah Carolinen, weilte, wurde gefesselt. Er warb um das Mädchen, und das Mädchen nahm

ihn gern. Mit Freuden willigte der Vater in die Heyrath mit einem Manne, der von so großem Handelsgeiste, von so beträchtlichem Vermögen, und dabey aus einem schon vom Urgroßvater her berühmten Hause war. Hornich war Wittwer, hatte keine Söhne, und erhielt von Dorenburgen, daß er zu B** blieb, und Theil an seiner Handlung nahm.

Dorenburg war ein heiterer Mann von gesetztem Wesen, und unbestechbarem Charakter, herzlich und geistreich. Die feineren Vergnügen liebte er mit Einfalt, hatte einen reinen festen Geschmack, und hing sich nie an etwas, was ihm nicht durch wohlgeprüftes eigenes Gefühl empfohlen wurde, und ihm wahren Genuß verschaffte.

Sein vertrautester Freund in B** wurde Biderthal, ein junger Rechtsgelehrter, und, wie er, dort ein Fremdling. Die Aehnlichkeit ihrer Neigungen und Grundsätze, der Eifer, den sie gegenseitig in sich erweckten, die

Hülfe, die sie einander leisteten, führte sie zu jener Gütergemeinschaft höherer Art, welche den Neid unmöglich, und das Leben so süß macht. Zwey Jahre hindurch war ihr Verständniß mit jedem Tage vollkommener, ihre Verbindung enger geworden.

Um diese Zeit kam Luise, eben siebenzehn Jahre alt, aus einer Erziehungsanstalt zurück nach Hause, und zog Biderthalen unwiderstehlich an. Er wollte seine Neigung, ehe sie Leidenschaft würde, überwinden — verbergen — mit Gewalt unterdrücken: — — Es war Liebe!

Daß Hornich ihm das Mädchen geben würde, daran war nicht zu denken. Der Alte hatte geschworen, keine seiner Töchter sollte einen Gelehrten heyrathen. Hiezu kam noch, daß Biderthals Vermögensumstände mittelmäßig waren.

Dorenburg, dem das Geheimniß seines Freundes nicht lange verborgen blieb, genoß

keine frohe Stunde mehr. Da er bey seinem Schwiegervater, dessen Geschäfte unter seiner Anführung sich mehr als verdoppelt hatten, in großem Ansehn stand, so war er anfangs nicht ganz ohne Hoffnung gewesen, dieser würde, ihm zu Gefallen, Einmal in seinem Leben nachgiebig seyn, und etwas, das nach Großmuth aussähe, an sich kommen lassen. Aber der alte Hornich ließ sich nicht bethören. Er war darauf geübt, der Großmuth und allen nachtheiligen Tugenden dieser Art mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes auszuweichen. Nicht einmal von Billigkeit mochte er gerne hören; er traute ihrem schlüpfrigen Wesen nicht. Nahm man sein Gefühl in Anspruch, so schüttelte er lächelnd den Kopf, als einer der sich nicht zum Besten haben ließe. Sein Stolz war kalte Ueberlegung, mit dem Bewußtseyn, daß so leicht ihm niemand einen Vortheil abgewinnen würde. Sich überall in Vortheil zu setzen, und den erlangten Vortheil zu behaupten, war ihm höchster Grundsatz. Den Erwerb angehend, hielt er sich streng und

ehrbar in den Schranken einer nur erlaubten, Gesetz- und Polizeymäßigen Gewinnsucht. Das Nichts der Ehre und alles Brodlose Wesen verachtete er aus dem innersten Grunde seiner Seele. Hingegen liebte er beynah uneigennützig — so sehr gefielen sie ihm! — alle Tugenden der Kargheit: er betete sie an. Nach und nach verlor er sich so weit in dieser Andacht, daß man ihn für geitzig halten konnte, welches er im eigentlichsten Verstande doch nicht war. Ihn beherrschte keine bestimmte Leidenschaft; seine Meynung allein beherrschte ihn: Eberhard-Hornichsche Vernunft. Irgend einen Grund wider seine Meynung gelten zu lassen, hielt er unter seiner Würde, und er genoß ein eigenes Wohlgefallen an sich, wenn er seinen Willen als etwas, das allem gewachsen sey, beweisen konnte.

So war Eberhard Hornich.

Dorenburgen hatte diesmal die Geduld verlassen. Er erklärte seinem Schwiegervater: mit dem künftigen Jahre ließe ihr So-

cietäts-Contract zu Ende, er wäre gesonnen alsdann auszuscheiden. Hornich gab die besten Worte, that die einnehmendsten Vorschläge: der Tochtermann war nicht zu bewegen. Endlich wurden sie einig: Biderthal sollte sich der Handlung widmen, und dann das Mädchen nehmen. Voll Entzücken that Biderthal auf eine ansehnliche Bedienung, worauf er die nahe Anwartschaft hatte, Verzicht, und ergriff das Gewerbe seines Freundes. Luise fühlte das im Innersten der Seele. Kein Brautpaar ist jemals glücklicher gewesen.

Nach einem halben Jahre wurde die Heyrath vollzogen, und zugleich der Handlungscontract zwischen Hornich und Dorenburg, in den Biderthal jetzt einbegriffen wurde, erneuert. Frohlockend boten die zwey Freunde sich nun als unzertrennliche Gefährten die Hand, und schmückten sich mit dem schön errungenen Brudernamen.

Was sie ehmals, süßem Geschwätz sich überlassend, von frohem Lebensgenusse unter

einander gedichtet hatten, suchten sie jetzt ins Werk zu richten, und die allmählige Ausführung ihrer Plane beschäftigte sie auf die angenehmste Weise. Ihre Wohnungen wurden die zierlichsten, bequemsten, geschmackvollesten der Stadt und weit umher. In der inneren Einrichtung derselben herrschte eine absichtliche Verschiedenheit. Eben diese absichtliche Verschiedenheit fand sich und war noch viel auffallender auf ihren Landgütern. Jeder dieser Orte hatte andre Reize, war zu andern Ergötzlichkeiten und Erholungen geschickt. Wechselseitig, was man hier vermißte, fand sich dort beym Freunde — hatte der Bruder.

Eine Hauptstütze dieser schönen Verfassung war die noch unverheyrathete mittlere Tochter, Henriette. Von ihrer Kindheit an waren die drey Schwestern in jener vollen uneingeschränkten Vertraulichkeit miteinander geblieben, welche nur mit Unschuld bestehen kann, und die Reinheit des Charakters am sichersten bewahrt.

Caroline und Luise hatten, neben ihren übrigen Vorzügen, auch eine schöne Bildung. Henriette war nicht, was man schön nennt, vielmehr hatte sie etwas, was von ihr entfernte; besonders im Gesicht jene Wachsamkeit und Klarheit, der wir so übel wollen und so gern einen bösen Namen machen; aber eben diese Züge sagten dem, der sie zu entziffern wußte, daß hier tiefes Gefühl und eigene Kraft des Geistes wohne. Der Vater hing an ihr wie bezaubert, und er scheute das Mädchen. Wahrer Achtung sind Leute seiner Art nicht fähig. In Dorenburgs und Biderthals Hause wurde sie angebetet. Die jungen Weiber setzten in ihr gleichsam noch ihr jungfräuliches Leben fort; sie stellte ihnen ein so süßes Bild der Vergangenheit dar, erinnerte sie an alles so lebhaft, wußte so angenehm es ihnen zu erneuern, so unvermerkt sie bey allem zu erhalten, daß sie es kaum inne wurden, es sey ihnen etwas schon vergangen. Nie war die Schwester ihnen so theuer, so unentbehrlich gewesen. Henriette auf ihrer Seite kostete in ihren Schwestern die

Wonne der Gattinn, der Mutter, der Vorstesherinn eines glücklichen Hauswesens, und hatte reichlichen Ersatz. Denn wer auf Erden genießt mehr und besser als ein munteres Weib, das mit zärtlicher Sorgfalt an seinem Manne, mit heisser Liebe an seinen Kindern hängt? — Geist und Herz in ihm bleiben in immerwährendem Triebe; seine süßen Leidenschaften erneuern sich mit jedem Augenblick, und werden in jedem Augenblicke befriedigt. So ward auch Henriettens Seele durch Mitgefühl in beständiger Bebung erhalten; und Mitgefühl schwingt sich in hundert Fällen höher als eigenes. Mann, Weib und Kinder, jedes in beyden Häusern, wollte Henriettens Freude seyn; sie sollte jede Lust, nie eine Beschwerde theilen. Aber Henriette wußte sich schon hinzuzudrängen, wo es um Beystand galt, und ihr Beystand war voll geheimer Kräfte. Ihre Gegenwart machte jede Arbeit zum Fest; und waren es Widerwärtigkeiten, so verschlang die Liebe und Dankbarkeit die sie einflößte, die Hälfte des Kummers.

In ihres Vaters Hause bekam sie allmählig freyere Hand. Da Henriette verschiedene Heirathsvorschläge abgewiesen und dabey geäussert hatte, sie wollte bey ihrem Vater aushalten, so glaubte er für eine so treue Verpflegerinn nie zu viel thun zu können. Es giebt wenige Menschen, in denen nicht durch Langmuth und Huld einiger Geschmack an liebenswürdigen Neigungen erregt, und nachher diese Neigungen allmählig verstärkt und vermehrt werden können. Der alte Hornich erfuhr eine solche Verwandlung, ohne daß er weiter etwas davon merkte, als daß seine Henriette so gut mit ihm umzugehen wüßte, daß er nun erst des Lebens froh würde. Meine Bekannten, sagte er zuweilen, wünschen ihre Jugend zurück; mir ist mein Alter lieber. Wie sauer habe ichs nicht ehmals gehabt, und wie gut habe ich es jetzt? — Sein ganzes Hauswesen hatte sich nach und nach verändert. Vormals glaubte er auf jede unschuldige Lustbarkeit, wenn er sie auch zugab, doch schmälen zu müssen; — nun wollte er, daß seine Wohnung an Annehm-

lichkeiten die Wohnungen seiner Schwiegersöhne überträfe; in nichts durfte seine Henriette zurück bleiben. Auch gelang es ihm, daß die Familie nirgend aufgeräumter war, als in seinem Hause: aber vergnügter als vorhin war man überall durch vermehrte Eintracht und Offenheit. Der Ueberfluß der sich in Hornichs Hause zeigte, lockte Bedürftige hinzu, und das liebe Mädchen hatte den Triumph, das graue Haupt seines Vaters noch mit Segen und Ehre zu bekränzen.

Henriette hatte eine Freundinn, die ebenfalls noch Mädchen war, und von der sie leidenschaftlich geliebt wurde. Diese Freundinn war früh ihrer Eltern beraubt worden, die ihr ein ansehnliches Vermögen hinterlassen und Hornichen darüber zum Vormund gesetzt hatten. Noch größerer Reichthum fiel ihr nach dem Tode zweyer Tanten anheim, bey welchen sie gegenwärtig sich aufhielt. An alle diesen Reichthum dachte sie nie, eben so wenig als an ihre Schönheit, und war ärgerlich auf die

jungen Herren, weil sie mehr um sie als um Henrietten geschäftig waren. Das liebe Mädchen hieß Allwina Clarenau.

Biderthal, als ein naher Anverwandter der Clarenauischen, hatte in ihrem Hause, das einem Pallaste glich, einige Zimmer bewohnt. Nach seiner Heyrath blieben diese seinem jüngern Bruder, Woldemar, aufbewahrt, welchem die Anwartschaft, die der ältere zurück gegeben hatte, war bewilligt worden. Dieser hatte seit vier Jahren, unter dem selbigen Fürsten, eine andere Stelle zu G** bekleidet, und mußte dort bleiben, bis die Bedienung zu B** erlediget wurde. Beynah drey Jahre verstrichen darüber. Nun ereignete sich der Fall; Woldemar sollte kommen.

Biderthal, den unaussprechlich verlangt hatte seinen Bruder wieder zu sehen, war vor Freuden ausser sich. Er konnte von nichts reden, als von Woldemarn und dessen baldiger Erscheinung. — „Sie wissen daß nun

ehestens mein Bruder kommen wird?"
Jeder, den er so begrüßen konnte, war ihm willkommen; jeder, den er schon so begrüßt hatte, und bey dem er es nicht geradezu wiederholen durfte, machte ihn verlegen. Seine Frau, seine Schwägerinnen und Dorenburg schienen ihm jetzt mehr als jemals die beste Gesellschaft: sie theilten so aufrichtig seine Freude, sie waren für sich selbst und mit ihm so voll Sehnsucht, sie neigten mit so herzlicher Aufmerksamkeit sich zu ihm; hörten sie gern noch einmal, was er schon oft, aber noch nie mit dem Interesse, mit dem Leben von Umständen erzählt hatte — die ganze Geschichte, wie Woldemar und er mit einander aufgewachsen waren, wie fest sie schon als Kinder an einander gehangen hatten, wie treu sie sich geblieben, was sie alles für einander gethan, alles für einander gelitten. . . . Wahrhaftig! brach Biderthal einmal in seiner Entzückung aus: es ist doch keine rechte Freundschaft, als nur unter zwey solchen Brüdern! — Dorenburg, der gerade gegen

ihm über saß, blickte lächelnd nieder. Das fühlte Biderthal; er flog auf und hing seinem Freunde am Halse. Dorenburg drückte ihn an die Brust, ergriff dann seine beyden Hände ... Lieber! sagte er, und lachte ihm offener ins Angesicht — Lieber! indem er ihn treuherzig schüttelte — gehe und erzähle weiter.

Endlich kam die Nachricht, Woldemar sey wirklich abgereist. Sein Brief war aus R**, wo er, eines wichtigen Geschäfts wegen, einige Tage verweilen mußte. Biderthal verschwieg den Seinigen die Ankunft dieses Briefes, und bat nur seine Frau, weil das Wetter so ausserordentlich schön wäre und er gern seine Ungeduld über Woldemars Säumen etwas zerstreuen möchte, ein kleines Fest auf seinem Landsitze für den folgenden Tag anzuordnen. Es sollte aber niemand eingeladen werden, als Dorenburg mit seiner Frau, und Henriette. — „Wir wollen, sagte er,

den Antritt des Frühlings ganz insgeheim unter uns feyern; denn da im Calender heute und morgen noch Februar ist, so würden uns die Leute auslachen."

Früh am Morgen des folgenden Tages wanderten die fünf Glücklichen mit einander aus. Die Sonne kam so warm und doch so sanft hernieder, daß man dem innerlichen Jauchzen darüber nicht wehren konnte. Man mußte aufschauen und einmal über das andre ausrufen: O, wie lieblich! wie herrlich! wie schön!

Ab von dem Thor wo hinaus ihr Weg sie führte, schwingt eine fruchtbare Ebene sich allmählig hinunter und wieder aufwärts, weit umher bis zu den Bergen. Sie sahen da die frisch gepflügte Erde vom höchsten Braun bis zum falbesten Gelb mannichfaltig schattirt, und Felder wie Smaragd, die sie durchstreiften; ein Gemische von Farben und Licht, so süß, so zauberisch, daß ihnen die ganze Seele im entzückten Auge schwamm. Nur wie im Traum

wurden sie das lustige Zwitschern der Vögel gewahr — und daß schon der Buchfinke schlug, und das Wirbeln der Lerche den blauen Himmel hinan.

Biderthal fühlte alle Augenblicke an seinen Brief in der Tasche, aber er zog ihn erst hervor, nachdem sie auf seinem Landsitze angelangt, ausgeruht und erfrischt waren. Alle sprangen auf da Biderthal mit dem Briefe herausrückte, und fielen über den Tückischen her. Luise wollte ihm seine Verschwiegenheit nicht verzeihen, bis sie ihm etwas ärgeres dagegen gethan hätte. Es entstand ein lauter Jubel. Diesen ließ Biderthal ausklingen. Hierauf führte er seine Freunde in das Zimmer, welches Woldemaren bestimmt war, und las ihnen vor.

„Die

N** den .. Febr. —

„Die Hälfte des Weges ist zurückgelegt! — Es war mir lieb, daß die Post nach B** erst heute abging, denn ich hätte schwerlich vermocht eher an Dich zu schreiben. Ich weiß nicht wie mir geschieht, wie mir ist. Als ich von G* abreiste, war ich wie ausser mir. Ich saß in meinem Wagen und hörte das Rasseln über das Pflaster hin, und wußte kaum was es war.

„Wir erreichten die Landstraße — Knall auf Knall des Schwagers Peitsche, und die Pferde in vollem Trabe... Ich schlug die Augen auf, sah Hecke, Baum und Land an mir vorbey schwinden — an mir vorbey zurück. Ich streckte maschienenmäßig den Kopf hinaus, dem allen nach. Die Sonne war am Aufgehen. — G* war schon fern, aber noch deutlich genug zu unterscheiden; auch erreichte noch das Geläute von seinen Thürmen mein Ohr, und zuweilen kams mit einem Windstoße schnell in hellerem Klange — und wieder weg, wie der Laut eines

tiefen Seufzers. Dazwischen wirbelten oben die Lerchen, und klirrten die Ketten am Pferdegeschirr; und hallte das Treiben des Postknechts...

„Unversehens gieng es mit einer Drehung die Anhöhe schnell hinunter. Alles, was da war, mir auf einmal entrückt!

„Ich stürzte zurück in den Wagen, preßte mein Gesicht aus allen Kräften zwischen die Lehnküssen, und meinte das Herz würde mir die Brust entzwey schlagen... Weg! so immer weg — einst weg von allem! — so schollś dumpf in meinem Innern. Endlich brachen die Thränen los — und Du, Lieber! — Du standest vor meiner Seele. Ich fühlte das: Hin zu ihm, zu meinem Biderthal! — Aber ich weinte noch lange — weine noch heute...

„Bedenke, Lieber! ich war nun volle sechs Jahre zu G* gewesen; hatte unter guten Menschen viel Gutes dort genossen; manches Gute auch gethan; das meiste nur angefangen;

meine Geschäfte, meine Verhältnisse gefielen mir; ich hatte mich gewöhnt, mich angehangen — vor Deiner Heyrath schon zum immer bleiben angehangen. Ich glaubte damals, es würde so seyn, wünschte es. Nun reiste ich weg, und sah das alles vor mir untergehen.

„Ach so bin ich. Etwas vergehen zu sehen, wär' es noch so gering; zu fühlen, es ist damit zu Ende — es ist aus: bis zur Ohnmacht kann es mich erschüttern.

„Nun gehe ich nach B**, da werde ich bleiben! — Siehe, davor schaudert mir wieder! — Ich bin kaum über dreyßig Jahre alt, und mag mir so weniges noch vom Leben. Was ich nun erhalte, ist die Erfüllung meiner Wünsche! — Ich werde glücklich seyn, endlich zufrieden; — aber das muß ich nun auch seyn, muß, oder... Lieber! — Bester, Einziger, verzeih! Du wirst mich ja nicht mißverstehen. Wie könntest Du? Ist es doch Fülle der Wonne was mich ängstiget! —

„Es war gut, daß ich mich hier einige Tage aufzuhalten hatte; weniger, um mich von meinem Abschiede von G** zu erholen, als auf Dein Wiedersehen mich vorzubereiten. Da ich die hiesige Gegend erreichte, diese Stadt erblickte, wo wir in verschiedenen Zeitpunkten so manche Tage mit einander zugebracht hatten: — es ist nicht auszusprechen wie mir wurde! Beym Eintritt in die Krone kam mir der eine Kellner, der gute Johann, der von früh an auf mich gelauert hatte, mit Deinem Briefe entgegen. Er war noch der alte, und so alles im Hause noch beym Alten. Die Leute hatten eine große Herrlichkeit mich wiederzusehen. Das Geräusch ihrer Freude stillte auf eine angenehme Weise meine Fantasie. Es dauerte an eine Stunde bis ich in mein Zimmer kam und allein blieb. Da erbrach ich Deinen Brief. Aber mein Herz gerieth gleich bei den ersten Zeilen in eine so starke Bewegung, daß ich ihn wieder zusammen legen und einstecken mußte. Ich gieng hinaus unter die Eichen. Es war Wetter wie im May. Vor sieben Jahren hatten wir eben so schöne

Februar = Tage, und Du warst mit mir hier. Weißt Du, wie wir über die Höhe giengen, an der Seite, weit her, den Fluß schlängeln sahen, so schön blau zwischen den sonnigen Ufern! Wir schlugen einen Weg ein, den wir nicht kannten, der uns an einen waldigen Hügel leitete. Erinnere Dich, wie wir hinan stiegen; bey jeder sich öfnenden Aussicht weilten, aber ungeduldig; dann mit verdoppelten Schritten eilten die herrliche Gegend immer weiter vor uns auszudehnen; athemlos endlich hinauf kamen, da standen — auf der mühsam erstrebten nackten Felsen = Glätte. Damals dachte ich weiter nichts dabey; jetzt, bey der Wieder= erinnerung, fiel es mir auf. Wir blieben eine Weile, genossen das Eroberte, merkten, voll Entzücken, nicht auf die öde Stelle, die uns den Genuß verlieh, doch räumten wir bald den Platz. Schnell hinab giengs den steilen Pfad, und wir suchten über Aecker und Wiesen den Weg zum Thale unserer lieben Eichen. Wir fanden ihn. Es war am Kreuz bey Hildern. Da setzten wir uns hin und ruhten aus. Ich

wüßte nicht daß ich einen Frühling erlebt, einen Frühling empfunden hätte, wie jenen damals. Von seinem lieblichen Hauch schien die Erde sichtbar sich zu öffnen, schien zu beben vor Wonne im Hervorbringen des ersten Grüns, des Entfaltens der Keime. Hecken und Bäume — noch ohne Blatt; aber wie herrlich überglänzt vom Durchschein ihrer Fülle; alle Zweige mit hochgeschwellten Knospen bedeckt. — Da wünschte ich mir nur so lange zu leben, bis die Knospen aufbrächen, bis der Segen sich löste — nur bis zum nahen May. Ich sagte Dir das, und es drang in Dich. Uns wurde so wohl.

„Diese Unbefangenheit, diese heiligen Gefühle suchte ich jetzt wieder — und fand sie im Eichenthal. Ich lagerte mich in die Tiefe, und las nun Deinen Brief.

„Wie mir wurde unter dem Lesen — wenn ich Dir das sagen könnte, so wäre es des Sagens nicht werth.

„Jetzt, in diesem Augenblick las ich ihn wieder. — Eine Stelle ist mir tief in die Seele

gedrungen, wo Du schreibst: „Ich fühlte mich
„bisher in meinem schönen Familienkreise so
„glücklich, und glaubte bey dem immerwähren=
„den Verlangen Dich hier zu sehen hauptsächlich
„nur den Wunsch zu haben, daß es Dir eben
„so gut werden möchte als mir. Welche Täu=
„schung! Jetzt empfinde ich klar, daß es
„vielmehr nur die Aussicht war, Dich hier
„an mich zu ketten, warum ich meine Lage so
„beneidenswürdig fand. Ich habe deß keinen
„Hehl, habe es Derenburgen und meinen an=
„dern Lieben gestanden, und sie tadeln mich
„nicht. Nach allem was ich ihnen von Dir
„erzählte, nach Deinen Briefen"... Aber
was fange ich an, daß ich dieß hier abschreibe? —
O Du Bester, o Ihr Theuren, Trefflichen alle —
um Gottes willen! hofft doch nicht so viel von
mir! Ach, ich bin der Mensch nicht, auf den
man ein Glück bauen kann! Hast Du das ver=
gessen, Biederthal — alles vergessen: den
Gram, den Kummer, die bitteren Sorgen
die ich so häufig Dir verursachte? Wie ich mehr=
mals Deinen zarten, treuen, edlen Busen ver=

ließ, um mein Herz an Felsen zu zermalmen — seine Wärme Dir entzog, um damit über Basilisken zu brüten? — Ich liebte Dich immer von Grund der Seele, das ist wahr, und wenn Du mich brauchtest war ich nicht fern, war Dir immer daheim; besann mich auch nie, wenn von Aufopferung die Rede war; fragte nie, was es gölte, nichts oder alles. Aber was ist das — was ist alle mein Thun für Dich, gegen das, was Du für mich gelitten; gegen Dein Schonen, Dein Dulden? — Du hast doch nicht Einmal über mich gemurrt, nie einen Augenblick Dich von mir abgewendet, — hieltest standhaft Deinen Blick auf mein besseres Selbst geheftet, dachtest nie von fern nur daß ich die Bruder = Treue verletzen, den Bund unserer Freundschaft brechen könnte — Einziger! — — Ja, so muß es seyn wenn Liebe zu Freundschaft empor kommen soll. Lieben — bis zur Leidenschaft, kann man jemand in der ersten Stunde da man ihn kennen lernt; aber eines Freund werden — das ist bey weitem eine andere Sache. Da muß Mensch

mit Mensch in dringenden Angelegenheiten erst oft und lange verwickelt werden, der Eine am Andern vielfältig sich erproben, Denkungsart und Handlungsweise zu einem unauflöslichen Gewebe sich in einander schlingen, und jene Anhänglichkeit an den ganzen Menschen entstehen, die nach nichts mehr fragt, und von sich nicht weiß — weder woher noch wohin.

„Du wirst mich verändert finden, lieber Biederthal. Zwar habe ich Dir von allem was sich mit mir zutrug jedesmal treue Rechenschaft gegeben: aber was ist es mit dem Schreiben? Viele und große Erfahrungen habe ich während der sechs Jahre unserer Trennung gemacht. Da ich Dir überhaupt etwas kälter vorkommen werde, so will ich Dir von meinen veränderten Gesinnungen nur dies im voraus sagen, daß ich vom Menschen im allgemeinen, von seiner Natur — theils einen viel höheren, theils einen viel geringeren Begriff habe, als ehmals. Es kann nichts so Schönes, so Großes gedichtet werden, das nicht im Menschen läge, das man

auch nicht hie und da Himmelrein aus ihm hervorgehen sähe; nur ist er in allem seinem Thun – Ach! so wandelbar, so hin und her, so unzuverläßig — ein durch und durch zweydeutiges, armes, nichtiges Wesen. Er vermag überall zu viel und zu wenig: darum nichts Ganzes, nichts durchaus Bleibendes... Seitdem ich dieses anschauend erkenne, bin ich viel gelassener, viel stiller; ich hoffe weniger, und suche mehr zu geniessen. — Da wäre ja wohl Gewinn!...

„Genug und schon zu viel! Erst konnte ich nicht anfangen zu schreiben; nun kann ich nicht aufhören.

„Lebe wohl! Sey gutes Muthes! freue Dich, liebe mich! Von hier komme ich vor Freytag nicht weg. Den 8ten März bin ich bey Dir; also in vierzehn Tagen. — Wie ich mich nach Deinem Anblick sehne, nach Deiner Rede, nach Deinem Kuß! — Und doch zittre ich vor dem Moment da mein Auge Dich erreichen wird. O daß ich gleich in Deinen Armen wäre, sähe und

hörte schon nicht mehr! — Lebe wohl, Lieber! ich schwebe in Deiner Gegenwart. — Lebe wohl!"

Woldemar.

Diese Vorlesung hatte auf alle Zuhörer einen sichtbaren Eindruck gemacht, aber auf keinen so ausgezeichnet, wie auf Henrietten. Die Thränen die ihr während dem Anhören von Zeit zu Zeit in die Augen traten, einzeln herab stürzten; ihre Farbe die sich mehrmals veränderte; eine eigene Blässe die zuletzt auf ihrem Angesichte ruhen blieb: dies zusammen hatte nach und nach jeden bis zur Zerstreuung aufmerksam auf sie gemacht. Das störte sie nicht, machte sie nicht im mindesten verlegen.

O, sagte sie, da Biderthal geendigt hatte — O, daß ihm wohl würde unter uns, dem guten Woldemar — dem armen Betroffenen, in sich Gescheuchten! Daß ihm hier das Räthsel seiner Schwermuth schön sich löste — seine Wehmuth

von ihm genommen würde! Ich meine ich sehe ihn wie er mit gesenktem Auge und wiegendem Tritte immer stiller, leiser, sinnender ins Leben hinein wankt!

Biderthal sprang auf, faßte Henrietten mit Lebhaftigkeit in seine Arme — Schwester! rief er aus — Henriette! — Schwester!... Er stotterte, wurde roth.

Henriette verstand ihn.

Das nicht, Biderthal! sagte sie, und drückte liebevoll ihm die Hand — das nicht!... Allwina, raunte sie ihm vertraulich ins Ohr — meine Allwina soll die Braut seyn.

Biderthal blickte ihr zärtlich ins Auge, lächelte, schüttelte den Kopf: — Nein, nein, Henriette — Du! Du!

Woldemar traf am bestimmten Tage ein.

Es geschah was in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt: jeder hatte den Mann sich

anders vorgestellt als er war. Caroline, Luise, Dorenburg vertauschten mit Gewinn das Bild ihrer Einbildungskraft gegen die Wirklichkeit. Henriette fühlte anders. Etwas an Woldemarn war ihr fremd, störte, entfernte sie.

Es war die Zierde, die feine Sitte an dem Manne, was auf Henrietten diese Wirkung machte.

Und diese Wirkung war nicht blos vorübergehend. Ueberlegung, einsames Nachdenken vermehrten den Eindruck.

Woher, fragte sie, dies Aeusserliche eines abgeglätteten Weltmannes, alle diese zur größten Fertigkeit gediehenen Künste des Scheins, die man nicht ohne anhaltenden Fleiß, mühsame Aufmerksamkeit, vielen Zeitverlust, lange Anstrengung und Uebung erwirbt; zumal wenn man nicht von Kindesbeinen an dazu angelernt, darin erzogen wurde — woher dies alles an dem Hasser des Nichtigen, an dem Hochgesinnten?

Wie konnte er in kleinen Dingen so groß werden? — Ist sein Herz getheilt? — Welche Theilung wäre dies? Es schauderte Henrietten bey diesem Gedanken.

Sie fand bald Gelegenheit, oder vielmehr, sie wurde bald genöthigt Biderthalen, der schlechterdings ein umständliches Urtheil über seinen Bruder von ihr haben wollte, ihre Zweifel zu entdecken. Er schalt Henrietten und warf ihr Spitzfündigkeit vor. Schon als Kind, versicherte er, hätte sich Woldemar durch äusserliches Geschick und einen natürlichen Trieb das Gefällige überall nachzuahmen ausgezeichnet, jeder hätte über den Knaben sich wundern müssen, und so wäre er durch das sichtbare Wohlgefallen das man an ihm gehabt hätte angetrieben worden, sich immer mehr hervor zu thun; heimlich auch wohl etwas eitel geworden. — Woldemar, fügte Biderthal hinzu, ist im höchsten Grade reitzbar; was ihm gefällt bewegt ihn auch, setzt ihn in Handlung. An dergleichen reitzbaren Menschen habe ich immer bemerkt, daß sie auch

selbst gern gefallen mochten. Sie verachten den Schleichhandel gemeiner Eitelkeit, und verfallen in eine ungemeine, die sehr züchtig seyn will, aber gewöhnlich von Nachgiebigkeiten zu Nachgiebigkeiten führt, bis das Verlangen überall zu glänzen und hervor zu glänzen alle Zucht vertilgt hat. So weit ist es nie mit Woldemarn gekommen, und ich darf sagen, daß er nicht einmal auf dem Wege dahin gewesen ist. Was ihn antrieb sich in den Künsten des Scheins zu üben, alle die Mühseligkeiten und lange Prüfungen auszustehen, die man sich gefallen lassen muß wenn man im Umgange mit der großen Welt vollkommen werden will, das war der Verdruß des Mannes von Verstande, auf solche Dinge einen so ausserordentlichen Werth gelegt zu sehen. Sind diese Künste so erhaben, so göttlich, dachte er, daß sie in dem, der sie besitzt von einer höhern Würde zeugen — daß man aus einem besseren Stoffe gemacht, von einem edleren Blute durchströmt seyn muß um sie erwerben zu können — ist alles andere nur knechtisches Gewerbe? — Wohlan! es gilt einen

Versuch der uns das Wahre der Sache an uns selbst erfahren lasse. So begann der Wettstreit, in dem Woldemar kein Gut erringen, sondern nur siegen wollte. Nicht gekränkte Eitelkeit: empörte Vernunft, beleidigtes Menschengefühl, gerechter Stolz setzten ihn in Bewegung. Edel aufgebracht war der Mann. Er drang überall durch, erreichte seine Zwecke; aber sein Triumph war ohne Freude. Jeder neue Erfolg hatte sein von Natur schon etwas heftiges Gemüth nur mehr erbittert: es lohnte der Mühe nicht! Mit dem vollen Gewinn eines tiefen unvergänglichen Ekels an allem Flitterwesen, zog er sich in die einfachste stillste Lebensart zurück, und verschwor auf immer ein Spiel das ihm nie Lust gewährt hatte, und ihm nun auch weiter keinen Vortheil bringen konnte.

Diese Erläuterungen über Woldemars glänzende Aussenseite wurden von Henrietten mit dem lebhaftesten Interesse angehört. Sie dankte Biderthalen lächelnd für das grüne Glas wider die Blendung, welches sie nur um ein weniges

zu

zu dunkel fand. Sie meinte, wenn Woldemar nicht eitel wäre, so schien er doch etwas von Eroberungssucht und zwar von einer ziemlich allgemeinen und unbestimmten an sich zu haben, etwas über die Nothdurft stolz zu seyn, und geneigt über Weigerung und gegen Widerstand sich zu erbittern. Daß er des Herumtreibens in der großen Welt nach gehabtem Erfolg, überdrüßig geworden wäre, könne sie nicht bewundern: eigentlicher Genuß wäre da für ihn nicht gewesen. Aber befriedigte Eitelkeit, meinte sie, wäre weit entfernt, überwundene, oder gar vertilgte Eitelkeit zu seyn. Dieser oder jener besondere Gegenstand einer Begierde könnte allen Reitz für uns verlohren haben, ohne daß unsere Reitzbarkeit, unsere Schwachheit selbst, die wir nur alsdann nicht fühlten, abgenommen hätte. Freylich wären die Menschen sehr aufgelegt sich das Gegentheil einzubilden — und wer stünde dafür daß eben dieses nicht auch der Fall mit Woldemarn wäre.

Biderthal war bereit sich für seinen Bruder zu verbürgen, und redete ihm mit schönem Feuer, auch mit Glück, das Wort. Aber Woldemars bester Anwald bey Henrietten war er selbst im täglichen Leben, wo der g a n z e Mann zum Vorschein kam. Er war so unverstellt, so offenherzig, so gutmüthig — war so willig, nicht allein die Fehler die er hatte zu gestehen, sondern auch andre, die er nicht hatte, sich aufbürden zu lassen — so verdachtvoll gegen sich selbst — daß man unmöglich im Ernst ihm mißtrauen, mit ihm hadern konnte. Doch hatte ihn das einigermaßen verdrossen, ihn gekränkt, ihn weh gethan, was ihm von Henriettens Beschuldigung, daß er heimlich eitel und anmaßend sey, zu Ohren gekommen war. Er konnte es lange nicht vergessen.

In seinen öffentlichen Verhältnissen zeichnete sich Woldemar mit vieler Würde aus. Seine Geschicklichkeit, sein Fleiß, seine Rechtschaffenheit, der Nachdruck womit er zu reden und zu handeln wußte, seine gute Art sich in schwierigen

Fällen zu benehmen, verschafften ihm bald ein überwiegendes unbestrittenes Ansehen. Das Einnehmende seines Wesens vermehrte den Eindruck und machte ihn allgemeiner; man bewarb sich mit Eifersucht um seine nähere Bekanntschaft, um seinen Umgang. Aber von dieser Seite waren alle Versuche, alle Künste an ihm vergeblich, und dies stimmte bald die gute Meinung die man sich von ihm gemacht hatte, sehr herab. Man fand nun daß er im Grunde von einer verdrießlichen Gemüthsart, abgeschmackt hochmüthig, ungenießbar, ohne wahre Lebensart — ein Grillenfänger sey.

Ueber Woldemars Eingezogenheit wurde bald auch im Inneren der Familie geklagt. Dorenburg und Biderthal, die mancherley Umgang in B** hatten, einen Theil davon auch wohl haben mochten, und des Lästigen sich nicht entschlagen konnten, dabey von vielen Reisenden besucht wurden, fanden daß Woldemar doch allzu ungefällig, zu untheilnehmend sey. Sich in dem Grade abzusondern, nicht ein wenig sich

aufopfern zu wollen, wäre, glaubten sie, mehr als unfreundlich, wäre beleidigend; es lasse auf Geringschätzung, auf Verachtung schliessen. Man dürfe um die Gunst, um das Wohlwollen seiner Nebenmenschen nicht so unbekümmert seyn.

Dergleichen Vorstellungen blieben nicht ohne alle Wirkung auf Woldemarn. Er war von Natur nachgiebig; aber er hätte bis zur Sinnesänderung, bis zur Aufopferung seiner Lieblingsneigungen gefällig seyn müssen, wenn er seine Freunde hätte ganz befriedigen, ihrem Murren ein Ende machen wollen.

Henriette, wegen ihres vertrauten Umganges mit Allwinen, sah Woldemarn öfter, und lebte mehr mit ihm, als die übrigen der Familie. Woldemar fand ein großes Vergnügen in Allwinens und ihrer Tanten Gesellschaft. Beyde Tanten waren Personen von Verstand und sehr vorzüglichen Eigenschaften; besonders zeichnete sich die jüngere, eine Wittwe zwischen dreißig und vierzig Jahren, durch eine Lebhaf-

tigkeit, eine Schnelligkeit des Geistes aus, welche zu Woldemars Laune ausnehmend paßte. Da fand ihn denn Henriette oft bey ihnen sitzen, und ihr Kommen pflegte ihn nicht zum Weggehen zu bewegen. Manchmal weilte er ganze Nachmittage und bis in die Nacht, schwatzte, las vor, machte Musik mit den beyden Mädchen, zeichnete mit ihnen, ließ sich so hingeben in immer wärmerer Neigung zu allerhand Mittheilungen, und ihm war sehr wohl dabey; den Mädchen nicht minder. Wenn es ihm aber einfiel sie unversehens zu verlassen, so entstand darüber keine Verwunderung, kein Aufsehen. Dies begegnete ihm wohl mitten im feurigsten Anschlage, oder wenn sie wirklich schon im besten Wesen waren. — „Da läuft er nun fort!" — dies war das ärgste, was je die lieben Geschöpfe sagten; und sie sahen dabey so von Grund der Seele gut und freundlich aus, daß Woldemar es sich schwer aus dem Sinne schlagen konnte, und manchmal, wenn er kaum auf seinem Zimmer war, wieder herunter zu ihnen mußte. Aber dann litt Henriette schlech-

terdings nicht daß er angenommen wurde. — „Er sollte nicht so wankelmüthig seyn, sagte sie zu ihm, das zieme keinem Manne; sie — oder Allwina, oder die Tanten hätten jetzt etwas vorgenommen, was sie um nichts fahren ließen, und wobey seine Gegenwart sie störte;" — und damit die Thüre auf, und fort mit Woldemarn! Zuweilen that er hartnäckig: das half nicht; er mußte abziehen. Merkte sie aber daß er wirklich seinen Sinn geändert hatte, und daß es ihm nun frey darum zu thun war, wieder zugelassen zu werden, so wußte sie den Streit so zu lenken, daß er zuletzt die Oberhand behielt. Er mußte gestehen, daß er ein Kindskopf wäre; dann bekam er seinen Willen.

Allwina hatte nie vorher das Leben so schön gefunden. Es war ihr neu und von ungemeinem Behagen, mit einem Manne umzugehen, der sie lebhaft interessirte, ohne sie in irgend eine Art von Verlegenheit zu setzen. — Ja, sagte sie, wenn aber auch Woldemar so albern mit einem thäte, wie die andern

Herren, so merkte man gleich daß er einen nur zum Besten hätte, und man könnte ihn nicht aussteben. Auf Ansprüche an ihn dachte sie so wenig, daß er vielmehr durch den Vorzug, den er gleich von Anfang Henrietten gegeben hatte, bey ihr hauptsächlich in Ansehen gekommen war. — „Du mußt den lieben Menschen heyrathen, sagte sie zu ihrer Freundinn. Ich schenke ihm mein halbes Vermögen, so bald ich Meister davon bin, und wohne bey euch; das übrige bekommen eure Kinder, denn ich heyrathe gewiß nie." — Henriette lächelte. — Du liebes gutes Wesen, sagte sie, und küßte den Engel: bekümmere Dich nicht, laß mich nur machen; ich habe etwas anders vor; aber beysammen wollen wir bleiben.

Wenige Menschen wissen, was das für eine Stille und Stetigkeit in die Seele bringt, wenn man vor allen andern die eigentlichen Gefühle des Herzens zu schärfen und sie empor zu bringen weiß; wie sehr das allein schon heitert, wenn kräftigere Regungen den Meutereyen der

Eitelkeit ein Ende machen, und man nur erst anfängt in sich einen Mittelpunkt zu finden, bey welchem Stand zu halten ist. Henriette wußte dieses schon: daher war ihr Geist so hell, so fassend, ihr Gemüth so milde, ihr Sinn so still und heiter. Woldemar der nach und nach sie erforschte, fühlte mit Entzücken, was ihm das Schicksal in ihr darbot. Beyder Einverständniß wurde von Tage zu Tage leiser und inniger. Das schüchterne bescheidene Mädchen, welches zu seinem eigensten Daseyn bisher nicht hatte gelangen können, erwarb es nun im fortgesetzten vertraulichen Umgange mit einem erfahrnen, in sich schon bestimmten Freunde, der ihren besten Ideen und Empfindungen — den einsamen, verschlossenen — Ausflucht, lebendige Kraft und unüberwindliche Gewißheit zu verschaffen wußte.

Wessen Seele mit himmlischer Liebe befruchtet wurde, wer gefühlt hat in seinem Inwendigen das unsägliche Weben, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Saamens beginnt, und

zunimmt mit seinem Gedeihen zu Freundschaft, der wird von der Wonne, welche Henriette und Woldemar in diesem Zeitpunkt erfuhren, keine Beschreibung erwarten.

Freund und Freundinn kamen selten zusammen, ohne bey irgend einem Ereignisse sich noch besser zu erkennen, irgend eine Erwartung, die sie von einander hatten, erfüllt, und Empfindung die Stelle, welche durch Ahndung schon bereitet war, einnehmen zu sehen. Daß dergleichen Vorfälle oft an sich höchst unbedeutend waren, benahm ihrem Eindrucke nichts.

So waren sie einst mit ihren Geschwistern auf ein nahgelegenes Jagdhaus gefahren, wo ein künstliches Reiten von Engländern zu sehen war. Das schöne Wetter hatte eine Menge Leute hinaus gelockt. Die meisten von denen, welche in Wagen gekommen waren, wollten, da die Sonne sich zum Untergange neigte, den Rückweg nun in der Kühlung lieber zu Fuß machen. Woldemar, der seine Freundinn

führte, sah, als sie zwischen die Thore kamen, einige Schritte vor ihnen ein kleines Mädchen mit einem Korbe auf dem Kopfe, das einem Phaeton ausweichen wollte, und darüber seine Bürde fallen ließ. Er und Henriette hemmten zugleich den Schritt. Unterdessen das arme Ding seine Sachen wieder in den Korb packte, kam ein Knabe mit einem schweren Bündel Holz beladen, der vermuthlich des Mädchens Bruder war. Es bat ihn um Hülfe. Der Knabe warf auf die Mauer des Glacis zürnend sein Bündel ab und griff den Korb an. Da er aber noch kleiner als das Mädchen war, und beide zu wenig Stärke hatten, so schwankte ihnen der Korb auf die Seite, und alles was drinn war lag von neuem auf dem Boden. Von den Vorübergehenden lachten die Geringen über den Spaß, und die Vornehmen lächelten oder schielten gravitätisch hin und wieder weg. Woldemar ließ Henriettens Arm. — „Machen Sie Sich so lange zu Dorenburg," sagte er, und sprang hinzu. Aber Henriette sprang mit. Sie packten gemeinschaftlich das Herumliegende wieder

in den Korb, und wollten ihn eben dem Mädchen aufsetzen, als zwey Soldaten von der Wache herbey gelaufen waren, die es ihnen freundlich wehrten. — „Das freut mich, sagte Henriette beym Weggehen und indem sie noch einmal umguckte, daß die Soldaten uns gesehen haben; wenn nun einmal wieder ein armer Tropf da in Noth kommt, so lassen sie ihn schwerlich so lange zappeln." — Und erzählen auch ihren Cameraden wohl noch die Geschichte, fügte Woldemar hinzu... Indessen... Aber haben Sie bemerkt, was da gleich für ein Haufen Menschen um uns stand? — „Ich gab nicht Achtung, erwiederte Henriette; die glaubten wohl, es gäbe da ein großes sehenswürdiges Unglück zum Besten!" Nicht anders, antwortete Woldemar. Wenn ich denke, fuhr er fort, es ist doch wunderbar, wie die Leute im Ungewöhnten sich so verlieren können, daß sie zu nichts Natürlichem mehr den Weg finden, und ihnen immer am verkehrtesten dünkt, was es am wenigsten ist. Da war doch keiner der sich nicht vor Schande gefürchtet hätte, wenn er durch eine Handreichung dem Gequäle

der armen Kinder ein Ende gemacht hätte; und nun, da wir es drauf wagten, nun werden sie es uns zur Eitelkeit deuten. — „Zur Eitelkeit?" stutzte Henriette. — Ja, sagte Woldemar, sie werden es für Liebe des Sonderbaren halten, was weiß ich? — allemal für Fratze. „Eben fällt mir ein, unterbrach ihn Henriette, daß Sie zu mir sagten: Machen Sie Sich so lange zu Dorenburgen! Wie, wenn ich es gethan hätte?" Es wäre mir nie eingefallen Sie deswegen zu tadeln, antwortete Woldemar. Sie sind ein Frauenzimmer, Sie haben einen Putz an, der Sie ins Auge stellt; ich hatte ihrer Hülfe nicht nöthig, also konnten Sie umhin, Sich dem Begaffen auszusetzen. „Und also tadeln Sie mich, daß ich mitgieng? — Sie haben Recht! Hätte ich mich erst besonnen... Aber ich hing so an Ihrem Arm, sah nur auf das Mädchen und den Buben, und auf das was Woldemar that: und wie der gieng, gieng's eben hinten drein mit mir, ich weiß nicht wie; — und was soll es denn auch!" — Henriette! sagte Woldemar, und wendete sich auf Henriet-

tens rechte Seite, und drückte ihren Arm fest an sein Herz; — Engel! und er bebte davon da er es leiser noch einmal aussprach. „Woldemar! sagte Henriette; Woldemar! was ist Ihnen, was bewegt Sie so sonderbar?" Und doch war sie selbst bis zu Thränen gerührt. — Was mich bewegt, erwiederte Woldemar. Beste! — es ist nicht von heute, nicht von jetzt; es ist, Gottlob! schon von lange: aber bey jedem neuen Vorfalle durchdringt es mich gewaltiger, und alles wieder, und alles auf einmal! — Liebe! — das: daß du da bist — wirklich da — daß ich dich endlich habe — ein Wesen dessen Herz, wie das meinige, sich von jedem Moment der Schöpfung ganz erfüllen läßt — das sich nicht scheut allein zu thun, was unter tausenden keins möchte und auch keins dürfte — das eine That, die in tausend Fällen nicht schicklich, nicht schön und gut wäre, in dem Einzigen, wo sie schön und gut ist, schnell dafür erkennt und da muthig sie ausübt; das immer seinen eigensten Willen thut, und doch, mit hellem Blick gen Himmel, sagen

darf: „Vater, deinen Willen!" — — O Du Eine! Du Meine!

Zwey Jahre waren verstrichen, und Woldemar war mit jedem Tage froher und heiterer geworden. Er fühlte sich wie neugebohren. Alle Menschen waren ihm lieber, und er war es allen Menschen und sich selbst. Es konnte nicht ausbleiben, nachdem er einmal in ein menschliches Wesen ein unumschränktes Zutrauen gesetzt hatte, daß die ganze Gattung bey ihm gewinnen mußte. Wie viel mehr seine nähern Bekannten und Freunde. Jedermann pries die mit ihm vorgegangene Veränderung; daß er so merklich offener, mittheilender, duldsamer, gleichmüthiger und gefälliger geworden wäre; daß man jetzt so viel mehr als sonst von ihm hätte. Es war ihm eben durch und durch wohl; und der Zufriedene, wie leicht wird dem nicht jedes Opfer? — Er hat so viel zu missen!

Einnehmend schön war es, Henrietten über Woldemarn zu hören; wie sie alles Treffliche

an ihm ins Auge zu stellen, und seine Fehler und mancherley Unarten damit zu reimen wußte. Dieser war sie überall geständig, und neckte ihn selbst bey jeder Gelegenheit damit. Sie mochte dieses mit dem schärfsten Witze thun, es verdroß Woldemarn nie, vielmehr hatte er eine wahre herzliche Freude darüber; nur zuweilen, wenn sie ihn an einer Seite traf, die er selbst noch nie so recht wahrgenommen hatte, wurde er ernsthaft und brach dann auf die heftigste Weise und manchmal mit ungemeiner Hitze wider sich selbst aus; aber ihre Laune wußte dieses Feuer noch geschwinder zu löschen, als sie es angefacht hatte. Auch in jedem andern Falle, wenn Woldemars Enthusiasmus in Schwärmerey ausarten wollte, war sie gleich da, um ihn beym Aermel zu zupfen. Sie konnte seinen Ideen und Empfindungen in ihrem höchsten Schwunge nach; und er war nicht weniger aufgelegt, ihre feinsten Bemerkungen und scharfsinnigsten Raisonnements in ihrem ganzen Umfange zu erwägen, und sie für das, was sie waren, bey sich gelten zu lassen. Daher die

herzlichste Gattung von Uebereinstimmung unter ihnen, jenes Gleichgewicht — jenes Zusammenfließen im Glauben — oder in Zweifel — jenes — wo man die Gegenwart des Freundes so lebhaft fühlt, und mit einer Rührung ihn umschlingt, die nichts anders so erwecken kann.

Nur vorübergehend ist vorhin des Mißvergnügens gedacht worden, welches Woldemars eingezogene Lebensart allgemein zu B** erregt hatte, und der Vorwürfe welche bald auch seine vertrauteren Freunde ihm darüber zu machen Ursache fanden. Von den hieraus entstandenen Spaltungen, die zwar in Absicht des guten Vernehmens zwischen Woldemarn und seinen Freunden ungefährlich blieben, aber doch merkwürdige Entwickelungen, und im Verlauf der eben erwähnten zwey Jahre eine Reihe von Auftritten nach sich zogen, die einen wesentlichen Theil unserer Geschichte ausmachen, muß hier eine umständliche Rechenschaft gegeben werden.

Wir fangen bey dem natürlichen Anlasse dieser Spaltungen, und mit der allgemeinen Bemerkung an: — daß es kein Land, keinen Ort und Stand, keine Familie auf Erden gebe, worin nicht eigenthümliche Sitten, Gebräuche Angewöhnungen, die einzelnen Glieder der Gesellschaft minder oder mehr einschränken, und eine Art von Gewaltthätigkeit an ihnen ausüben. Vielen Menschen fließt allein aus dieser Quelle, was sie ihre Grundsätze und Gesinnungen nennen, und es ist zu bewundern, welche Tugend sie von dieser Seite oft beweisen. Die Pflichten, die Bande, die ihnen daher kommen, sind ihnen heiliger als heilig: sie ahnden hier, gedankenlos und demüthig, ich weiß nicht was für ein mächtiges Interesse, dem sie jedes andere, auch ihr liebstes, aufzuopfern im Stande sind.

Dorenburg und Biderthal gehörten, wie wir wissen, nicht zu diesem blinden Haufen. Aber Sitte und Gebrauch standen bey ihnen in sehr großem Ansehen. Jede Form, der nur etwas Gutes noch anklebte, war ihnen ehrwürdig,

sie wollten auch nicht den Schatten einer Tugend beleidigen. Diese Bidermännische Denkungsart verleitete sie, nicht nur jedem übertriebenen Gesetze des Wohlstandes, sondern auch manchem eitlen Gesetze der Mode sich zu unterwerfen, und überhaupt sich zu sehr von Meinungen beherrschen zu lassen. Nichts destoweniger waren sie zu B〃〃 als Sonderlinge verschrieen. Da sie bey allem ihrem Nachbequemen dennoch ihren eigenen Sinn behielten, eigene selbstgewählte Freuden hatten, die sie große Sorge trugen nicht dahinten zu lassen; so konnte dies nicht fehlen.

Woldemar fand daß sie des Zwanges sich noch viel zu viel anthaten; enthielt sich aber anfänglich ihnen Vorstellungen darüber zu thun, weil es seine Art nicht war jemanden in den Weg zu treten. Da sie aber von ihm verlangten, wie vorhin beyläufig schon erzählt worden ist, daß er sich den ihrigen sollte gefallen lassen, und öfter dringend wurden, so kam es nach und nach zu Erklärungen, wo er ihnen denn, bald bey

diesem, bald bey jenem Anlasse das Eitle in ihrem Thun, das Unnütze in ihrer Mühe nachdrücklich vor Augen legte.

„Bey allen den Besuchen, die ihr gebt und annehmet, fragte Woldemar, bey allen den Zusammenkünften die ihr haltet; bey euren kostbaren Schmäusen; wird da wohl irgend ein geselliges Band fester angezogen, nur ein Funken ächter Zuneigung je hervorgeschlagen? Ist wohl jemals von da eine Freundschaft ausgegangen?

„Und wißt ihr irgend ein namhaftes Gutes, von welcher Art es sey, das ihr durch eure Gewissenhaftigkeit in Befolgung der Regeln des Wohlstandes und der Geheisse der Mode bewirkt hättet?

„Es ist elende Spiegelfechterey damit! Ihr verschleudert eure Zeit, und setzt euch allerhand Verirrungen der Sinne, des Geistes und des Herzens, — einer zunehmenden Verblendung aus.

„Glaubt es einem wohlversuchten Manne: je weiter und mannichfaltiger sich die Verbin-

dungen unter Menschen ausbreiten, desto loser und flacher werden sie; und je loser und flacher, desto beunruhigender. Wer in einen weitläufigen ununterbrochenen Umgang tritt, der muß sich um die Gegenstände aller der Menschen die ihn umgeben, unaufhörlich bekümmern, in ihre Leidenschaften sich einlassen, und ähnlichen Leidenschaften seine eigene Seele öffnen: denn was fienge er sonst unter diesen Menschen an? da wäre ihm eine einsame Langeweile wenigstens bequemlicher. Was aber das für Gegenstände sind, um welche das unselige Getümmel sich wälzt und wirrt, das ist bekannt genug. Und die muß er nun doch schlechterdings als wichtig ansehen, als wichtig empfinden lernen. Stille des Geistes, Ruhe des Gemüths können damit nicht bestehen. Wie diese abnehmen, so verschwinden alle herzlichen Gefühle, verschwindet alle gründliche Theilnehmung. Die Seele ermattet unter endlosen kleinen Bestrebungen, unter endlosen kleinen Widerwärtigkeiten; wird so lange gezerrt und getrillt, bis alles mit ihr herumläuft und sie von sich selbst nichts mehr weiß.

„Mit Euch, das erkenne ich, kann es dahin nicht kommen; dafür ist lange gesorgt. Unterdessen: wie viel Glückseligkeit, wie viel Daseyn opfert ihr nicht auf?

„Mir kommt das vor, als verkleideten lebendige Personen sich in Puppen um unter Marionetten eine Rolle, ein Chor oder ein Popolo auszufüllen, weil das Puppenspiel sonst Gefahr liefe nicht so gut von Statten zu gehen.

„Da ihr an dem losen eiteln Wesen jener Leute kein Gefallen habt, mit euren Neigungen und Begriffen da nicht eingehen könnt, und nun doch einmal beständig mit ihnen zu schaffen habt: so seyd ihr in so fern schlimmer daran als sie selbst. Ihr zerstückt durch das alberne Mitmachen eure ganze Existenz, macht sie voll Zwist und Mißhelligkeiten. — Und ist es nicht wahr, daß ihr das Volk, von dem ihr euch tyrannisiren laßt, nicht allein verachtet, sondern daß ihr auch, wegen der Störungen die es euch allenthalben verursacht, dagegen aufgebracht, erbittert und nicht selten voll wahres Hasses

seyd? — Und glaubt ihr das merkten diese Leute nicht, ihr könntet ihnen das verbergen? — Obgleich in dem ganzen Haufen keiner dem andern recht gut seyn kann, so fühlen sie doch gegen einander einen gewissen Zug der sie einigt, der sie zu einer Gemeine macht, und — der euch absondert. Sie haben wider euch, was ihr wider sie habt; sie können euch nicht leiden, wie ihr sie nicht leiden könnt: das geht richtig gegen einander auf. — Ihr aber beharrt nicht destoweniger, wollt nicht ablassen von der Freundschaft, wollt das gute Vernehmen nicht zerstören, und — seyd überall die Betrogenen.

„Gewiß, ihr Guten! es klingt nicht lächerlicher als es ist. Und wenn es nur lächerlich wäre! Aber man kommt bey diesen wie bey allen Arten von Nachäffungen auf so mancherley Weise zu Schaden, und sollte daher nie als im äussersten Nothfall sich zu etwas verstehen, wobey es einem nicht ums Herz wäre. Ein großer, vielleicht der größte Theil des Uebels in der Welt würde mit einem Male daraus weggeschafft, wenn ein jeder nur das und nichts

anders begehren, verfolgen und ins Werk richten wollte, als was ihm wirklich Freude macht. Aber wenige haben so viel Sinn, recht zu wissen was sie wollen, und noch wenigere den Muth sich daran zu halten. Dumpfheit des Gefühls, Verworrenheit des Herzens ist die allgemeine Krankheit. Was einmal mit einer angenehmen oder unangenehmen Vorstellung in wiederholte Beziehung gekommen ist, darnach rennen die meisten, oder fliehen es von nun an, ohne weiter zu sehen: und da diese Verknüpfungen größtentheils bloß zufällig gewesen, oder, unwillkührlicher Weise, nur zu dem Ende veranlasset worden sind, um gewisse, oft höchst ungereimte naturwidrige Meinungen im Gehirne fest zu setzen, daß sie Bestimmungsgründe zu Handlungen würden, wozu sie denn auch gedeihen: so kann man von diesen Leuten mit allem Fug sagen, daß sie thun was sie nicht wollen; zumal wenn das seit verschiedenen Generationen schon so fortgegangen und alle erste Absicht, jeder anfängliche Trieb längst verschwunden und vertilgt ist. — Solche Menschen sind in ihrer

Gattung, was unter den Früchten der Tann- apfel ist: lauter Schale ohne Fleisch und Saft, Hülse bis ins Herz. Und wer sich daran macht und sie genießt, der wird es an seinem eigenen Leibe erfahren, an den Verwandlungen in seinen festen, flüßigen und geistigen Theilen."

Woldemar zeigte seinen Freunden wo ihr Fleisch sich wirklich schon in Schale verwandelt hatte, und wie das Uebel, obgleich unmerk- lich, immer weiter um sich greifen müsse. — Der Mensch, behauptete er, wäre so gemacht, daß er sich mehr im Andern als in sich selbst fühlte. Er könnte sich der Gesinnungen und Neigungen derer, mit denen er umgienge nicht erwehren, und gäbe unwillkührlich ihren Ur- theilen und Meinungen nach. Im Grunde wäre dies eine Folge der besten und liebens- würdigsten Eigenschaften seiner Natur, aber darum nicht minder gefährlich. Denn mit eben jenen Eigenschaften, mit Sympathie, Ge- fälligkeit und Ehrliebe hiengen Nach- äffung, Menschenfurcht und Eitelkeit

zusammen; es wären ihre natürlichen Kinder, die sich oft gegen ihre Mütter auflehnten und ihre Mörder würden.

„Wo ist der Mensch, rief er aus, der sich vor der Ansteckung des Beyspiels bewahren kann? Wo ist Einer, der sich nicht von Menschenfurcht in die Enge treiben läßt? Männer, welche tausendmal ihr Leben gewagt haben, werden tausendmal zurückbeben, wenn sie mit ihren Grundsätzen einem Nichtswürdigen, der an keine Tugend glaubt und dessen spöttelnde Befremdung sie voraussehen, unter die Augen treten sollen. Heilige sind zu Sündern geworden in solchen Fällen.

„ Was das ist im Auge des Menschen, dies Gewaltige, welches schreckender ist als die Hölle, lockender als der Himmel? — Ich kann es nicht erklären; aber es ist!

Noch einmal, sagte Woldemar: — „ Der Mensch fühlt sich mehr im Andern als in sich selbst. Unsere körperliche Gestalt können wir

nicht gewahr werden, als in einem andern Körper, der sie vor uns abspiegelt; unsere Seele kann sich nicht empfinden als mittelst eines andern Geistes, der ihren Eindruck auf sie zurück wirft. Dies ist der lebendige Odem in die Nase des Erdenkloses. Darum ertragen wir lieber jedes Elend, als eine gänzliche Einsamkeit; darum würden wir aus den herrlichsten Zaubergärten entfliehen, wo wir alles hätten, nur keinen Gefährten; — entgegen jedem Mangel, jedem Schreckniße, um Menschen anzutreffen.

„Und hieraus folgt nun gerades Weges: daß uns das Daseyn unerträglich fallen müße, wenn wir denen Menschen unerträglich sind, die wir um uns haben. Ihre Achtlosigkeit ist Vernichtung, ihre Verachtung Hölle.

„So offenbar richtig und so allgemein anerkannt ist dieses, daß wir einmüthig es für das größte Unglück schätzen, wenn jemand um Ehre oder seinen guten Namen kommt; — daß wir von einem Menschen, der über die Achtung seiner Mitbürger sich hinaus zu setzen im Stande ist, auch das ärgste vermuthen; wir

sagen von ihm: er mache sich aus nichts etwas, und fühlen daß wir ihn damit in den Koth treten.

„Auch im niedrigsten Pöbel lebt diese Empfindung und beherrscht ihn; auch er dehnt sie, instinktmäßig, sogar über die Person des einzelnen Menschen hinaus, weiß in dem was auch nicht mehr er selbst, sondern was nur zu ihm gehörig ist, ihn zu ehren und zu beschimpfen. Wenn ein Halunke den andern auf das empfindlichste kränken will, so schreyt er ihm nach: dein Vater, dein Bruder hängt am Galgen; deine Mutter, deine Schwester sitzt im Zuchthause; du hast kein Hemd auf dem Leibe, deine Kinder gehen betteln.

„Also, diesem unüberwindlichen Naturtriebe zufolge, können wir nicht umhin, so bald wir mit jemanden in Verbindung treten, auf seine Meynung von uns zu achten, irgend eine Seite an ihm aufzusuchen, an der wir uns mit ihm messen und uns von ihm schätzen lassen können. — Nun ist aber leicht abzunehmen, wohin das im Umgange mit der Gattung Menschen führen muß, wovon wir eben redeten.

„Aber gesetzt auch, es wären nicht gerade diese Menschen, sondern andere, die, jeder in seiner Art, unter die vorzüglichen gehörten: dennoch, meine Freunde, littet ihr durch Zerstreuung eurer Kräfte, durch Entflammung eurer Fantasie zu eiteln Bestrebungen, und durch Mißleitung eurer Triebe einen unersetzlichen, täglich zunehmenden Verlust.

„Immer und in alle Wege entfernt eine so vielfältige Bespiegelung in andern uns vom bessern Selbst. Die Menge der täuschenden Schatten die wir umher werfen, berückt uns, daß wir sie für mehr achten als unsre einzelne wesenhafte Gestalt, und damit schreiten wir aus dem Gebiet der Wirklichkeit in den endlosen Raum der Einbildung; werden dem Winde ähnlich, dessen Sausen man wohl hört, aber nicht weiß von wannen er kommt noch wohin er fährt. Der edelste Trieb in der menschlichen Natur, der Trieb der Ehre, die Begierde vortreflich zu seyn an sich und in Vergleichung mit andern, ist alsdenn verfälscht und verirrt; denn diese Begierde, in ihrer Lauterkeit, quillt aus

dem edlen Bestreben, die Kraft unsers Daseyns zu vergrößern, eigenmächtiger, in und durch uns selbst besser und glücklicher zu werden. Hingegen der Eitle vergißt seiner selbst zu achten, er will lieber viel scheinen als etwas wirklich seyn. Um sein geliebenes Daseyn zu erhalten muß er voll Unruhe sich kümmern und schleppen, unter tausend Mühseligkeiten schmachten, und kann nie eine bleibende Stätte haben.

„Zuverläßig ist allemal das Beste für uns und für unsere Freunde, Anverwandten, Mitbürger, Genossen, ja für das gesammte Universum: — daß ein jeder thue sein eigenes Werk, gehe seinen eigenen Weg, besorge sein eigenes liebstes Glück.

„Wär' es nicht Narrheit von einer Sopranstimme, mit einer Trompete sich in ein Duo einzulassen: oder von einer Trompete, zu der Aria Se mai senti oder einer ähnlichen, die erste Violine oder die zweyte Flaute machen zu wollen? Beyde würden sich verderben und mit ihrer Kunst zu Schanden werden. — Dennoch machen wir es so, treiben überall was wir weder können,

noch was am Ende unser Zweck ist; gerathen darüber in tausenderley Verwirrungen, verfallen in Unglauben an uns selbst und andere, und richten eine so ohnmächtige und jammervolle Wirthschaft an, daß es zum Erbarmen ist."

Woldemar war unerschöpflich über diese Gegenstände, und wußte sie bey jeder Gelegenheit in ein neues Licht zu stellen. Seine Reden machten desto mehr Eindruck, da sie die wahren Neigungen seiner Zuhörer heimlich auf ihrer Seite hatten. Dennoch wollte es mit ihrer Bekehrung nicht von statten gehen, und sie bestätigten die Bemerkung des geplagten großen Sülly: daß es das Schicksal der Vernunft zu seyn schiene, weder dann gehört zu werden, wenn sie den Leidenschaften widerspreche, noch auch dann, wenn sie mit ihnen einerley anrathe. — Anschläge zu Reformationen wurden öfter gemacht, auch wurde hie und da ein Versuch angestellt: aber Angewöhnung und Zaghaftigkeit behielten die Oberhand. Man

fand, was Woldemar verbrächte, liesse sich wohl gut sagen und auch anhören, aber es wäre nicht so leicht gethan. Hätte man sich einmal auf einen gewissen Fuß gesetzt, so fänden sich tausend Schwierigkeiten wenn man wieder davon abgehn wollte; man zöge sich die Feindschaft und den Spott der Leute auf den Hals, und müßte am Ende noch dazu sich selbst auslachen.

Woldemar hatte, fürs erste, nicht mehr erwartet. Auch gestand er seinen Freunden zu, die ihm unter andern entgegen setzten, in seinen Vorstellungen wäre vieles übertrieben, sie beschuldigten ihn nicht ohne Grund; es wäre eine Unbilligkeit von ihm, sie mehr in sich, als sich in sie hinein zu denken; er wüßte daß ihn seine reizbare Gemüthsart peinlich, in gewissem Verstande (wenn man es so nennen wollte) schwächlich, oder zu moralischen Krankheiten geneigter machte, daher er denn Ungemach und Gefahren erblickte, wo andre dergleichen nicht wahrnähmen, und auch, in dem, Maasse nicht zu befürchten hätten.

Indem er also gelassen zusah und nur seinen Weg gieng, gleich entfernt jemand zu stören, wie von ihm sich stören zu lassen, griff seine Lehre von selbst allmählig tiefer ein. Es war unmöglich daß Woldemars Freunde sich seiner Reden nicht bey hundert Vorfällen erinnerten; und da ihre Gesinnungen im Grunde mit den seinigen übereinstimmten, so mußte, was ihnen bisher in ihrer Lebensart zuwider gewesen war, nunmehr ihnen vollends unerträglich scheinen, und jede Thorheit die sie eingiengen sie doppelt und zehnfach mit Ekel und Verwirrung züchtigen. Etwas von ihrem Verdruß unterliessen sie nicht auf Woldemarn zu werfen, weil sie sich einbildeten er lache heimlich darüber sie unter dem Joche keichen zu sehen. Aber so wie die Ungeduld dasselbe länger zu tragen ihren Muth es abzuwerfen stärkte; so verschwand auch dieser Aerger; sie fühlten sich mehr als jemals zu ihrem Freunde hingezogen.

Henriette hatte nicht wenig beygetragen, diese Wirkungen zu beschleunigen, mehr der

Sache

Sache selbst und ihrer Geschwister wegen, als aus Anhänglichkeit an Woldemarn, welcher dem allen mit einer wunderbaren — soll ich sagen Gleichgültigkeit? zusah. Ich weiß kein Wort, den Anschein und selbst die Sache besser auszudrücken; dennoch war es etwas andres.

Woldemar wurde jetzt fast täglich um allerley Rath angegangen. Anfangs nur durch Aufträge an Henrietten, hernach auch gerade zu und immer freymüthiger, bis dahin, daß man zuletzt sich nicht mehr scheute jede Schwachheit, wodurch man sich gedrückt und aufgehalten fühlte, ihn ungeheuchelt sehen zu lassen. Woldemars ganzes Herz wurde hiedurch gewonnen, denn Einfalt und Offenheit galten ihm über alles. An ihnen, pflegte er zu sagen, hätte man den wahren Stein der Weisen; sie setzten jede andre Tugend voraus oder verschafften sie doch bald; auch läge in ihnen das Geheimniß der größten Glückseligkeit, die sich von Menschen erringen ließ. — Einfalt! Mehr und

Immer mehr Einfalt und Wahrheit! war demnach sein unaufhörlicher Zuruf.

Es hatte sich in die häusliche Verfassung der Hermebischen eine Gattung von Prahlerey eingeschlichen, die aber nicht aus Hochmuth, sondern nur zufälliger Weise, ich möchte sagen aus Unachtsamkeit und Versehen, entstanden war. Als vornehme Handelsleute in einer der berühmtesten Städte von Deutschland, bekamen sie eine Menge Menschen aus allen Gegenden von Europa, von verschiedenen Ständen und Klassen zu sehen die Empfehlungsschreiben an sie hatten. Die besten darunter und die sich auf Menschen verstanden, suchten ihre nähere Bekanntschaft und erhielten sie ohne Mühe. So wurden ihre Kenntnisse immer neu belebt und vermehrt; ihr Witz, ihr Geschmack, ihre Sitten verfeinert; — ihre Lebensart aber auch unvermerkt etwas geschraubt und in die Höhe gewunden. Das gieng so sachte, die Verführung war

so fein, der Veranlassungen waren so viele —— Dieser oder jener Fremde hatte ihnen etwa eine neue Erfindung der Kunst oder des Luxus angepriesen, — war wieder nach Hause gekommen, und besorgte ihnen nun irgend ein auserlesenes Muster. Das Stück mußte angebracht, aufgestellt werden. Wo das? Es sollte passen. Man bedachte sich, überlegte, bis der Disharmonie durch kostbare Zubußen abgeholfen war. So hatte man vor kurzem in Dorenburgs Hause, zwey prächtigen Torschären zu Gefallen, einige Zimmer verändert: denn sein Saal mußte anders eingerichtet werden wenn er Torschären nöthig haben sollte; und wenn er so eingerichtet wurde, so mußte er, um anderer Gründe willen, auch erweitert werden; hätte von Rechtswegen auch erhöhet werden sollen. Aber noch war die Veranlassung nicht dringend genug um das Dach abzuwerfen und ein neues Stockwerk aufzuführen.

Diese Begebenheit gehörte unter Woldemars Lieblingsanekdoten, die er öfter zum Text einer

scherzhaften Predigt, zuweilen aber auch einer sehr ernsthaften machte.

Er nahm ihren Fortgang im Wohlleben Stückweise vor, ihre mancherley Anschläge für die Zukunft, von den neulich angelangten Torfschären an bis zu den Chinesischen Lustschlösserchen und Brücken, den Englischen Reitpferden, und den Postzügen von Harttrabern, die sie nur erst im Geiste sahen: dann fragte er sie auf ihr Gewissen, ob sie durch alles was sie von dergleichen Dingen bereits erlangt hätten, um ein Haar glücklicher — ob ihrer heitern, frohen, ungetrübten Stunden seitdem mehr geworden wären; ob sie der Zufriedenheit sich jetzt näher als vorher fühlten?... „Ist das aber nicht," fuhr er fort, „wozu soll es denn? — Wenn ihr leere, eitle Leute wäret, ich wollte selbst euch rathen daß ihr es euch sauer darum werden ließet: denn es ist leichter daß eitle, leere Leute gewissermaßen Befriedigung erhalten, als daß sie ihren Sinn ändern. Bedenkt, was ihr lange wißt, und prägt es euch tief ein: — daß der

Mensch nur ein bestimmtes sehr eingeschränktes Vermögen zu geniessen hat; daß wenn er Mittel des Genusses in zu großer Menge sucht, er nur Mühe und Ungemach erbeutet. Ein Gefäß dem man mehr zugießt als es halten kann, muß, um dem Ueberflusse Raum zu geben, von seiner ersten Fülle in gleichem Maasse von sich lassen. So der Mensch der sich alles zu verschlingen sehnt: um Neues zu gewinnen muß er Altes daran geben. Auch soll der noch kommen, der sich rühme auf diesem Wege sein Glück gemacht zu haben! Im Gegentheil fühlen alle die ihn wandeln sich je länger je elender; könnens aber nicht begreifen; ihr Taumel verhindert sie zu sehen daß jene Freuden, die dahinten blieben, die besseren waren. Aber- und abermals rennen sie nur wieder schneller voran, streben aber- und abermals nach mehr, meinen immer es liege nur daran, daß ihnen dies und jenes noch fehle, und werden so täglich unfähiger zu erkennen, daß sie immer mehr und Besseres zurück lassen, von allem wahren Genusse sich täglich weiter entfernen, daß sie er-

künstelte, elende, von Gott und der Natur verlassene Undinge werden…"

Ein andermal drang Woldemar ? einer sehr ernsthaften Miene in seine Freunde, sie sollten sich Köche, Haushofmeister, Kellermeister, — vor allen Dingen, mehr Bediente anschaffen, und zwar keine solche Allerhalter, wie die Bursche, die sie hätten, welche beständig Kopf und Hände so voll nehmen müßten, daß es einen dauerte; sondern Laquaien im eigentlichen Verstande. — „In Wahrheit," sagte Woldemar, „es gebricht euch noch an allen Ecken. Zum Beyspiel: eure Tafel bey festlichen Gelegenheiten hat herrliche Parthien, sublime Details; aber im Ganzen sieht man Art und Einheit mangeln. Neulich, da Lord W. und Graf B. bey euch speisten, wurde, als Gemüse, ein gefüllter Krautkopf aufgetragen, welches an sich schon sehr lächerlich war; aber es stand zugleich eine bombe à la Sardanapale auf der Tafel, wodurch das Ding zur frechsten Parodie wurde die man sich denken kann. Ich

schöpfte Luft als dieser Auftrag abgehoben wurde; allein wie wurde mir, da ich nun gar — einen Gänsebraten erscheinen sah! Das wißt ihr bis auf diese Stunde nicht, was das für ein ungebührliches Zumuthen an einen ehrlichen Menschen ist, daß er einen Magen für Gänsebraten habe. Und dergleichen Schnitzer fallen tausende vor. — Hernach beym Auftragen — da sieht man eure Lümmel zittern und beben, ob sie jede Schüssel an die rechte Stelle bringen; sich einander mit den Ellenbogen anstossen, in die Ohren flüstern, die Wirthinn ihnen mit den Augen winken; und am Ende die Sache doch nicht gelingen, bis ihr, voll Verwirrung, euch entschließt, durch eigenes Zurechtweisen dem Unheil abzuhelfen. — Ferner können die Teller nie hurtig genug gewechselt; Wein, Wasser, Brod, und das sonst Erforderliche nach Verlangen dargereicht werden. Zuweilen wird mit größter Zuversicht etwas begehrt, als müßte es bey der Hand seyn, und es ist nicht einmal im Hause; oder eilends soll wohin geschickt werden, und niemand darf aus der Stelle. — Mir bricht

über diesen Verlegenheiten allemal der Angstschweiß aus; ich sehe was ihr leidet, und begreife es. Natürlicher Weise, je mehr an der einen Seite Ueberfluß und Pracht zu Tage liegt, desto auffallender wird an der andern Seite Spärlichkeit und Mangel. Ihr müßt in dergleichen Augenblicken euch so klein, so nichtswürdig fühlen! denn ihr habt nach etwas Geringschätzigem mühsam gestrebt, und es über eure Kräfte gefunden. Die vornehmen Herren und Damen die ihr bewirthet, sind nun in der That so viel mehr als ihr, wirklich über euch erhaben: sie müssen auf euch, als Geringere herabsehen, die sie durch ihre Gegenwart beehren und demüthigen.

„Daß ihr euch so wegwerfen mögt! so im niedrigsten Wettstreit Beschimpfung erndten, da ihr in jedem edleren Ruhm zu erwerben gewohnt seyd."

Dorenburg mit seiner Frau fiengen zuerst an eine aufrichtige Sinnesänderung durch die That zu beweisen. Biderthal und Luise folgten

mit verdoppelten Schritten, und setzten durch ihren schnellen Fortgang Woldemarn in Erstaunen.

Je mehr sie sich losrissen, desto größer wurde ihr Eifer. Nie hatten sie so tief empfunden, daß ein unzerstreutes, gefaßtes, friedliches Leben das einzige sey, was den Menschen recht eigentlich seine Lust am Menschen haben lasse; daß im Gedränge der Gesellschaften, wo der Mensch den Menschen nur als Hinderniß oder kahles Werkzeug betrachtet, das Herz todt bleiben müsse für Angelegenheiten des Herzens. Ueberhaupt fanden sie ihre Erwartungen bey der Probe eines eingezogenen Lebens so weit übertroffen, daß sie jetzt noch mehr versäumt, noch mehr verlohren zu haben meinten, als wirklich geschehen war.

Wohl jeder gute Mensch hat sich einmal in einem ähnlichen Falle befunden, und ihm wird ohngefähr eben so zu Muthe gewesen seyn. Wir selbst, als wir aus jenem Rausche — aus irgend Einem! gesund erwachten, wie segneten

wir nicht die stille Morgendämmerung, das sanft anbrechende Licht? An Geräusch und Schwarm konnten wir nur mit Eckel denken. Die Einsamkeit sogen wir an uns, wie die Wiese erfrischenden Thau. — Ich weiß nicht ob Ein Zustand an Süßigkeit einer solchen Erholung der Seele zu vergleichen ist. Gelagert in die Mitte ihres Daseyns, ganz Besinnung, bey sich, bey allen ihren Kräften, fühlt sie sich mächtig und frey, alles was sie ist, und fühlt es ohne Stolz. — Jede Tugend scheint ihr so natürlich und leicht, jede Gabe des Lasters so verächtlich! Sie hat ihre Lust an der Welt im Geiste des Schöpfers. — Hier, um diese Höhe wölbet und schließt sich der Gesichtskreis des Wahren. Jedes Ding steht in seiner eigenen Gestalt vor dem Menschen da — vor ihm da wie es ist, gut oder böse, Wesen oder Dunst, werth oder unwerth seiner Seufzer oder Thränen. — Fälschlich soll ihn von nun an nichts mehr weder reizen noch schrecken; er sieht eine Straße des Friedens sich vor ihm hinziehen, der will er nachwandeln — sieht die höchste irdische Glück=

seligkeit, sieht das Ziel der Weisheit — ihm so nah!

Aber dieses Ziel, wer hat es je erreicht? Alles kann der Mensch eher, als Maaß halten, als in der Mitte bleiben.

Doppelt schwer war es bey dieser Gelegenheit für die Hornichschen, da sie dem Beyspiel eines Mannes folgten, der, wenn er auch für seine Person mit Weisheit handelte, andern leicht ein Irrlicht wurde. Woldemar sah hievon häufige Wirkungen, ohne sich die Ursache klar zu machen; fühlte sich ewig getäuscht! — Und dies vermehrte in ihm jene Schwermuth, die an Menschenhaß zu grenzen schien, ohne darin übergehn zu können. Anstatt in Bitterkeit, lösten seine schmerzlichen Gefühle gewöhnlich sich in Wehmuth, in allgemeines Mitleiden auf. Er jammerte am meisten, seufzte am tiefsten darüber, daß Gutes und Schönes die Menschen überall so reizte, ohne sich ihnen wahrhaft mitzutheilen; daß was sie davon an-

nähmen, sie gewöhnlich nur zu Mißgeburten machte, zu Wechselbälgen, — und an ihnen das angelarvte Gute und Schöne zu Gegenständen der Verachtung und des Ekels. — Wie das zugieng, begriff er genug; war darum auch so geneigt, jedem seinen Gang zu lassen, und nur Einfalt, Wahrheit — Selbstheit zu empfehlen. — „Es ist wie mit den Blumen," sagte Woldemar, „die beym Fortpflanzen ihre Art verlieren. Man senkt die herrlichste Brut in die Erde, und anstatt einer gloria rubrorum kommt ein falbes unkenntliches Ding zum Vorschein, ein Ding ohne Namen, dadurch bezeichnet, daß Schönheit in ihm entstellt ist.

Bey der Verwandlung die in dem Innern seiner Familie gegenwärtig vorgieng etwas ähnliches zu besorgen, war ihm nicht in den Sinn gekommen; er dachte nur an Rückfall, etwa an Ausschweifung auf Nebenwege; nicht an Uebertreibung.

Genau und Schritt vor Schritt die Wirkungen die er hervorbrachte zu beobachten, sie zu wägen und zu schätzen, war nicht in seiner Art; und in seiner gegenwärtigen Stimmung, bey so ganz geöfneter Seele weniger als jemals von ihm zu erwarten: es konnte ihn nicht befremden seine Freunde endlich zu seinen Gesinnungen übergehen zu sehen. Sie selbst fanden eben so wenig ausserordentliches dabey und wunderten sich nur und begriffen nicht, wie sie je hatten anders denken, empfinden und wählen können.

Indem sie ihr Erstaunen hierüber sich einander mittheilten, wurde ihr Enthusiasmus immer feuriger. Sie giengen weiter. Das System ihres Vorbildes that ihnen nicht mehr Genüge; es deuchte ihnen, Woldemar blieb auf halbem Wege stehen. Sie wollten ans Ende, wollten eine höchste, allerhöchste Simplicität jetzt überall sich anschaffen; eine durchaus reine ungezwungene — blos natürliche Natur. Kurz, sie liefen jetzt hinter sich

ohngefähr auf eben die Art, wie sie ehmals waren vor sich gelaufen.

Hievon wurde Woldemar lange nichts gewahr; es entgieng ihm, er achtete nicht darauf, bis es zu Abenteuerlichkeiten kam. Hie und da ein wenig Affectation hatte er mit Fleiß übersehen, weil er wohl wußte daß nichts in der Welt sogleich ganz und rein werden kann. Henriette, die viel früher gesehen hatte wo es hinaus wollte, begnügte sich seine Aufmerksamkeit nur durch zufällige Anmerkungen zu reizen. Mit ihren Schwestern und Schwägern aber wurde sie deste deutlicher. Es käme ihr so vor, sagte sie, als führten sie den guten Woldemar und sich selbst nur hinter das Licht. Ihr nicht mehr eitel seyn wollen machte sie eitler als vorher, da sie es geradezu gewesen wären. Schlimmer als ehmals mit der gesuchtesten Pracht, prunkten sie jetzt mit einer gewissen angenommenen Simplicität; prahlten mit freywilliger Beschränkung; trugen Verborgenheit zur Schau, und boten Innigkeit durch die Gassen. Ihr

Naturbetrieb wäre die ärgste aller Ziererenen; Affectation der Unaffectation; ein ausgesucht verkehrtes Wesen. Diese Thorheit könnte sich übrigens auf keine Weise erhalten, sie hätte geschwinder ausgeschwärmt als irgend eine andre; aber, leider! bereitete sie den Uebergang zu einem Zustande voll Gefahren.

Es wurden diese Vorwürfe — welche nur nicht ganz so trocken, wie sie hier auf dem Blatte stehen, vorgetragen wurden — ohne alle Entrüstung angehört, und in Gelassenheit mit wenigen Worten abgewiesen.

Henriette beschloß hierauf, still eine weitere Entwickelung abzuwarten. Die andern meinten nun, sie käme allmählig ihnen näher, und voll Freude darüber gaben sie ihr häufig nach, liessen öfter ihre Meinung gelten, und bequemten sich nach ihr. So unterblieb manche Thorheit, und wurden viele Verbindungen noch erhalten; doch fieng es an höchst nöthig zu werden daß Woldemar selbst auf die Weise wie

jetzt erzählt werden soll, noch eben zu rechter Zeit, ins Mittel trat.

Wir haben von Derenburgs und Biderthals Landgütern gehört. Auf dem Derenburgischen hatte das Gebäude mitten einen großen Saal der in den Garten vorsprang und den Haupteingang dazu machte: sechs Abstuffungen längst den vorspringenden Seiten, eine Terrasse mit Pomeranzenbäumen besetzt, die sich zu beyden Seiten an den Flügeln hinzog: so giengs hinab. Unten verbreitete sich ein großes Parterr mit einem Springbrunnen, und Sitzen und Gängen von Bindwerk, welches die feinsten Gewächse durchflochten, — Flor an Flor auf Beeten von grünen Gewölben beschattet, — aus großen Körben von Latten ein Wald von Blumengewächsen, — lieblich beschirmte Amphitheater von Aurickeln und Nelken, — prächtige Stauden, — Urnen und Bildsäulen — und von allerhand fremdem Gehölz die niedlichsten Arten. Es war ein entzückender Platz, sinnreich angelegt, um das Auge zu öfnen, und ihm von

dem

hohen Buschwerk und den Alleen des Gartens den rechten Abstand zu geben. — Nun sollte dieses herrliche Stück ausgerottet werden. — Woldemar, da er an einem schönen Herbsttage mit seinen Freunden draussen war, erfuhr es zufällig vom Gärtner, und lief hastig zu Dorenburgen, um ihn darüber zur Rede zu stellen. Dorenburg gestand herzhaft die Wahrheit: Ja, das wäre sein Wille; er wollte nachher bey der Collation, die seine Frau in den Wald hätte bringen lassen, seine Gründe angeben.

Die Gesellschaft machte sich auf. Es war nur eine halbe Stunde Wegs. Man wandelte einen grossen fruchtbaren Hügel hinan; dann giengs unmerklich hinab; und nun ein sanftes weites Thal, von den mannichfaltigen Eingängen in den Wald auf das herrlichste gebildet! — Wie ein Vorhof lag an der einen Seite ein grüner Platz mit zerstreuten himmelhohen Eichen, der bald so, bald anders die schauenden Blicke verschlang; für jede Eiche ein kleiner Hügel oder ein kleines Thal, und die Hügel und Thäler

allmählig in einander laufend und auf und ab; dazwischen kurzstämmige, dicht und hoch hinauf gekrönte Buchen, — hier einzeln, dort in Haufen und engen Reihen; — Eschen, Pappeln und Weiden; — und um und um ein Zauber von tausendfältigem Licht und tausendfältigem Dunkel. Schwebend in diesem Zauber kleine Heerden von Kühen und Lämmern, und eine Schaar dahlender Knaben und Mädchen. Nahe bey in dickem Gebüsch, zwischen erhabenen Ulmenwänden, die lustigen Häuserchen, wohinein dies alles gehörte, mit ihren Gärten und Aeckern. — — Woldemar hatte oft ganze Tage hier zugebracht. Besonders war eine Stelle von schauervoller Majestät, dicht an einem der Eingänge des Waldes, sein bekannter Lieblingsplatz. — Sie kamen an diese Stelle, und Dorenburg hub an: Lieber Woldemar! ich bitte, laß Dir doch jetzt einmal mein schönes Parterr einfallen, mit dem feinen Bindwerk und den Körben von Latten, und den mancherley Blumen und Bäumchen; und sage mir — sage mir hier einmal: es sey schön! Ich bin gewiß, der Gedanke muß Dir widrig und ekelhaft seyn!

Woldemar stutzte, antwortete aber den Augenblick, und gab Dorenburgen Recht. Nur fügte er hinzu: Dorenburgs Ulmen-Alleen, seine schönsten Linden, Platanusse, Lirioccender; sein gesammtes Baum- Busch- und Gartenwerk, wäre ihm in diesem Augenblick nicht minder ekelhaft als das Parterr: „Ist Dir nun beständig so, fuhr er fort, wie mir in diesem Augenblick; so muß ich Dir rathen, daß Du ganz und gar Deinen Garten abschaffest. — Lieber Bruder Dorenburg, das läßt sich nicht in Mauern ziehen oder mit Zäunen einschliessen, was uns hier so mächtig ergreift. Die fünf Eichen dort allein, mit ihrem erhabenen Gewölbe, würden Deinen halben Garten zu nichte schatten. Und überhaupt, auf einem solchen Platze, was wär' es? Dergleichen Scene will die offene weite Welt zum Gerüst. Ich kenne nichts armseligeres als die nachgemachte, in tausend Fesseln sich windende freye Natur. Gewiß weiß der gar nicht was er will, wer so etwas auf die Welt setzt. Wo Nachahmung ist, da muß sich Kunst zeigen, schaffende Men-

schenhand: da muß wenigstens von Einer Seite gethan seyn, was kunstlose Natur nicht vermag; denn was kunstlose Natur ganz und allein vermag, daran wird alle Nachahmung zu Schanden. Also verlange ich von einem Garten, daß er ein ausgemachter Garten, Garten in einem hohen Grade sey; er soll mir an Zierde und Anmuth ersetzen, was er an Fülle und Majestät nicht haben kann, und gewiß dann am wenigsten hätte, wenn er in abgeschmackter Zwergsgestalt den Riesen nachmachen wollte. Die freyen Naturalisten, wenn ich zu befehlen hätte, sollten es mir einmal in vollem Ernste seyn, und ihr System in seinem ganzen Umfange erfahren. Erst wollte ich sie nur mit Kleinigkeiten plagen; sie bekämen z. B. keine Pfirsich zu kosten, keine Aprikose, nicht einmal Kirschen, Pflaumen und Birnen; aber Wurzeln, Holzäpfel und wilde Kastanien so viel ihnen beliebte. Ich würde ihnen vorstellen, wie so ganz ausser aller Natur in unserem Himmelsstrich ein Pfirsichbaum sey. Wie weit hergeholt! Wie erkünstelt! Stamm und Aeste

zersägt und zerschnitten; alle Glieder verrenkt, in hundert Banden, wie ein armer Sünder, wie ein Schächer am Kreuz! Andre Fruchtbäume nicht viel weniger, wenn schon nicht an Mauer und Latten gezogen; denn was muß nicht dennoch alles an ihnen gethan werden, wenn sie gute Früchte und in Menge bringen sollen?"

Henriette die an Woldemars Eifer genugsam merkte daß er mehr als das Parterr im Sinne hatte, wollte ihm Gelegenheit verschaffen sein Herz noch besser auszuschütten, und machte ihm daher den Einwurf: — Aber — er hätte ja vormals Bidertbalen und Dorenburgen den Aufwand den sie in ihren Gärten gemacht verwiesen, und sie fast über jede Anlage zu derselben Verschönerung zum Besten gehabt. Nun redete er so ganz anders und widerspräche sich.

Woldemar antwortete: Damals sey von Puppensachen die Rede gewesen für vornehme Kinder, von Aufwand zum Staat, nicht von Aufwand zu eigener Lust, nicht von Gartenbau.

Mit Erlaubniß! fiel Caroline ein, Sie haben sehr allgemein allen Aufwand zu sogenannter Vermehrung des Lebensgenusses getadelt; Sie haben unaufhörlich zu beweisen gesucht, daß es mit dergleichen Vermehrungen leeres Blendwerk sey, bey deren Erhaschung nichts gewonnen, wohl aber beträchtlich verlohren zu werden pflege.

Ganz recht, erwiederte Woldemar. Wenn Sie keinen Garten hätten, und fragten mich, ob Sie viel an Glückseligkeit gewinnen würden, wenn Sie einen anschafften; so antwortete ich Ihnen wahrscheinlich: „Ich weiß nicht!" Haben Sie aber einen Garten, und Sie fragen mich, wie er am besten sey, schön oder häßlich; oder gar: ob Sie ihn schön lassen, oder häßlich machen sollen; so werde ich mich, ohne alles Bedenken, für das Schöne erklären."

Nein, sagte Dorenburg, wer so albern fragen könnte, dem solltest Du rathen: häßlich! — Ich weiß nicht, wie Du mit Dir selbst zurecht kommst. Gewiß war es ehmals Deine

ernstliche Meinung, daß je näher der Natur, je einfältiger, je beschränkter Menschen lebten, desto glücklicher wären sie. — Mit welchem Entzücken priesest Du nicht die Sitten der Patriarchen, der Homerischen Helden? Hingegen mit welcher Verachtung, mit welchem Grimm....

Sachte, sachte! rief Woldemar. Es kommt gar sehr auf die Beziehung an worin etwas gesagt wird, auf den bestimmten eigentlichen Sinn den es dadurch erhält. Nie war ich so unbesonnen, schlechterdings im allgemeinen festzusetzen, diese oder jene äusserliche Verfassung mache nothwendig glücklich oder unglücklich; ich getraue mir dies nicht einmal von innerlichen Verfassungen und von Charakteren auszumachen — O, der Mensch ist ein unermeßlicher Abgrund — ein unendliches Labyrinth! — Nur habe ich immer Euch gerathen, zu lassen was Euch im Grunde plagte, und allein zu thun was Euch wirklich Freude machte; nur mit Euch selber einig zu werden, für eigene Rechnung zu leben, kurz, Menschen zu seyn, und

keine Schimären. — Aber Ihr waret zu lange gewohnt in fremder Rücksicht zu handeln, euer Wesen in der Einbildung zu haben, zu repräsentiren. Meine Absicht war gut, aber der Erfolg ist mißrathen... — Ihr wollt nun zu einer ganz einfachen Lebensart durchaus herabsteigen, und seht nicht, daß Ihr noch weit mehr aus Eurer Sphäre hinaus schweift als da Ihr Euch zu hoch hinauf zu winden bemüht waret. Lieben Freunde, man muß sich dem Stande und dem Jahrhunderte in dem man sich befindet, gemäß verhalten. Wenn Ihr gegenwärtig die Lebensart der Patriarchen annehmen wolltet, so würdet Ihr nur eine Comödie spielen, ein Schattenspiel an der Wand machen; und das war ja vor allen Dingen was wir nicht wollten; geniessen wollten wir was ist und was wir haben können; nie was nicht ist und uns nicht werden kann; unserer und der gegenwärtigen Zeit wollten wir uns mächtig machen, ohne nach Vergangenem und Zukünftigem vergeblich zu schnappen. — „Verwendet Euren Reichthum," sagte ich Euch hundertmal, „nach bestem Ge-

fallen, habt schöne Zimmer, zierliche und gemächliche Kleider, Kunstwerke, Glanz und Pracht, — nur hütet Euch vor Praleren und Hoffart, weil Ihr Euch dadurch von Eurem Zweck entfernen und Euch unzählige Kränkungen bereiten würdet; spielt nicht den Ueberfluß; macht nicht daher was nicht da ist; sucht nicht zu scheinen was Ihr nicht seyd; habt vor allen Dingen für Euch selbst was Ihr habt, und laßt andre blos mit Euch genießen! — Eigene Sinne, eigenen Verstand, eigenen Willen — Wahrheit, Harmonie — nur das!"

Sophist über alle Sophisten! fuhr Biderthal auf. — O ja, dergleichen Ermahnungen zur Ueppigkeit haben wir mehrmals von Dir erhalten: Und das war also im eigentlichsten Verstande zu nehmen?

Woldemar. Im allereigentlichsten!

Caroline. Nein, das ist unerträglich! — Luise! was hat er uns nicht für Predigten ge-

halten? — Man hätte nur mögen geschwinde allen Ueberfluß zum Fenster hinaus werfen.

Luise. Ich weiß noch wie mir das einleuchtete, als er die Frage an uns that: ob wir durch alles was wir uns angeschafft, an Glückseligkeit, oder nur an Bequemlichkeit gewonnen hätten; ob wir der Zufriedenheit uns jetzt näher fühlten? Es fiel mir ganz erstaunlich auf, dies und was er weiter sagte. Ich schämte mich fast, daß ich Tische und Stühle im Hause hatte.

Henriette. Das kann Woldemar unmöglich läugnen, daß er vor kurzem noch ein ganz unerbittlicher Widersacher aller Ueppigkeit gewesen ist. Er trieb es nicht allein so weit, wie eben meine Schwester erinnerte, daß er auch die eigentlichsten Bequemlichkeiten des Lebens anfocht, sondern sein Haß erstreckte sich bis auf jedes Mittel, jede Veranlassung dazu, bis auf Reichthum und Handel. Hundertmal hat er den Spruch angeführt: Es ist leichter daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein

Reicher ins Himmelreich komme. Das Kameel war ihm oft nicht einmal groß genug, und er gab uns einen Elephanten einzufädeln.

Biderthal. (lachend mit den Uebrigen) Ja! und aus dem Seneka der Lieblingsspruch: Reichthümer heben die Mühseligkeiten des Lebens nicht auf, sondern verändern sie nur. Er nahm die Geschichte alter und neuer Zeiten zu Hülfe.....

Woldemar. Und erzählte vom Teufel, wie er einmal vor einer Kirche, aus welcher eine Menge Leute mit ihrem schönsten Putz herausgiengen, stand und einen andern Zuschauer neben ihm fragte: Wer, nach seiner Meinung, wohl der hoffärtigste von allen diesen Leuten wäre? — Ihr wißt: der gute Freund ließ sich die Zumuthung gefallen, rieth und rieth sein Meistes und Bestes — immer fehl! Endlich kam ein Bauerkerl mit einem elenden abgetragenen Rock und — einem paar blanken gelben ledernen Beinkleidern; der war es. — Der

gute Freund, ein gottesfürchtiger Mann, lief dem Bauerkerl nach und erzählte ihm seinen Vorfall mit dem Teufel, den er zuletzt erkannt hatte; sprach hierauf dem armen Sünder so kräftig zu, daß er auf der Stelle seine ledernen Hosen auszog und sie in den nächsten Graben warf. Als der Bekehrte nun, mit dem bloßen zerrissenen Hemde bedeckt, seine Straße zog, und die Leute große Augen über ihn machten, wurde er ein wenig verlegen. Er erholte sich aber bald; die gegen ihn gekehrten großen Augen fiengen an ihm zu behagen, und er verlangte seine gelben Hosen gar nicht wieder. — Nicht weit davon stand der Teufel; lachte in sein Fäustchen, und bohrte dem frommen Manne, welcher gieng und Gott dankte, einen Esel.

Werthe Herren und Damen, ich finde dies noch immer eine sehr lehrreiche Geschichte!

Setzen wir den Fall, ein solcher Bauerkerl, dessen Herz von einer ledernen Hose bestrickt wird, ist arm und dient um geringen Lohn. Die

lederne Hose liegt ihm Tag und Nacht in Gedanken; er kann das Verlangen nach ihr nicht los werden, sinnt und sinnt auf Mittel, bis ihm endlich der böse Feind den Rath in die Ohren flüstert, seinen Herrn zu bemausen. Er unterliegt der Versuchung. Monate, vielleicht Jahre gehen darüber hin, daß er allerhand Ränke schmieden, immerwährend mit List, Betrug und Lügen umgehen, Gott und Menschen sein Herz verschliessen muß. Endlich ist das Geld beysammen, die Hosen sind gekauft und sitzen ihm am Leibe. Wie froh! Es verlohnte sich doch alles was er dafür gethan hatte. — Wem er von seinen Bekannten in den Weg kommt, der staunt ihn an, und hat sein Wunder an der Pracht. Das erhöht ihm den Geist, befriedigt ihn aber nicht. Um die Wirkungen seiner Herrlichkeit in einer größern Sphäre zu versuchen, eilt er nach der Kirche ins Wirthshaus. Er spielt, er tanzt, — er verführt. — Zu Hause fällt ihm ein, was er an andern Bauerkerlen bemerkt hat, das so schön zu ihren ledernen Hosen stand und ihm noch alles abgeht;

an diesem ein Wamms von feinem Zitz; an jenem ein seidenes Halstuch — und dergleichen. Seine liebe Hose wird ihm ein Ekel; seine Cammeraden werden ihm verhaßt; feindselige Empfindungen und tobende Begierden kehren sein Herz um und um — der arme Junge ist unwiederbringlich verlohren.

„Seht, ihr Leute, das kommt von ledernen Beinkleidern; es ist eine gefährliche, abscheuliche Sache darum!" — Welcher nicht ganz unsinnige Mensch wird so urtheilen? Freylich war es so bey diesem Kerl. Aber so mancher andre Bursche seines Standes, dem etwa von Geburt ein paar lederne Hosen angestammt sind, oder der zu harren weiß bis er das Erforderliche zu ihrem Ankaufe rechtmäßig erworben hat; wird der nicht ohne alle Gefahr und Sünde sich damit bekleiden? An sich hatten die ledernen Hosen keine Schuld, das Uebel steckte allein in dem Kerl selbst, der ihren Besitz so hoch, jedes andre dagegen so gering achten konnte: dessen ganze Seele

mit einer solchen nichtswürdigen Idee zu füllen war.

Und so ist es mit allem Luxus, von welchem, seiner durchaus relativen Natur wegen, nie ein fester Begriff statt finden kann. In der ärmsten Bauerhütte, in dem Winkel eines Bettlers, kann mehr Ueppigkeit im Schwange seyn, mehr Unmäßigkeit, mehr Verschwendung und böse Lust, als oft in dem reichsten Pallast voll Glanz und Schimmer. Mein seidener Rock, den ich gewiß mit Unschuld trage, würde an dem Leibe jenes andern von Thorheit oder gar von Laster zeugen. Person und Umstände machen hier die Sache aus.

Was den Luxus und mich insbesondre angeht, so stehen wir auf einem sehr gleichgültigen Fuße zusammen. Ich mag keine Pracht, weil ich, anderer Neigungen wegen, sie nicht abwarten kann; weil sie müßig bey mir seyn und lange Weile haben würde. Ungefähr eben so geht es mir mit dem, was man im eigentlichen

Verstande Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens nennt: ich bin zu zerstreut, zu beschäftigt um viel darauf zu merken, — vielleicht im Genuß der Dinge, woran ich hange, zu sehr verlohren, überhaupt in meinen Neigungen zu heftig. – Von der andern Seite steht mir bey allem dergleichen eine gewisse Trägheit im Wege, oder kommt mir doch bald dazwischen. — — Es fällt mir so manches ein in diesem Augenblick, fuhr er fort, wie es mir gegangen ist und wie es mir noch geht. — Zum Beyspiel, mit meinen Reitpferden. — Was ich für eine Herrlichkeit hatte, da der lang gehegte Wunsch nun endlich erfüllt war — und wie geschwinde die Herrlichkeit ein Ende hatte! Anfangs ritt ich, bey halb erträglichem Wetter, richtig alle Tage aus, und wäre mit Freuden zweymal ausgeritten; — hernach giengen Wochen hin, ohne daß ich Lust bekam aufzusitzen. Der Gedanke daß die Pferde aus dem Stalle müßten, fiel mir gemeiniglich wie ein Stein aufs Herz. Ich fieng an mich vor meinem Reitknecht zu scheuen und ihm aus dem Wege

zu

zu gehen. Kam er denn endlich doch um mich zu erinnern, und setzte mir zu, und wies meine Entschuldigungen ab, und beunruhigte mein Gewissen: dann wurde ich ungeduldig, verdrieß-lich. — Und es kam dahin daß ich keinen Fuß mehr in den Stall setzte. Das nahm mein Bursche auf, als läge mir nichts an meinen Pferden; er verlohr den Respekt und wurde nachläßig. Wollte ich nun unversehens einmal ausreiten, so war der Kerl nicht bey der Hand; oder das Geschirr war nicht in Ordnung; und ich bekam allerhand zu sehen und zu hören das mich ärgerte. Vieh und Mensch verdarben durch meine schlechte Regierung. Ich schwur hundertmal das Ding zu endigen. Aber dann erschienen, leider! wieder Augenblicke, wo es mir so gelegen kam die Pferde zu haben, daß mir däuchte, ich möchte sie um alles in der Welt nicht missen. So schleppte ich mich über ein ganzes Jahr. Meine sämtlichen Freunde, Anverwandten und Bekannten giengen zur Partey meiner Pferde und meines Stallknechts über, und lagen mir beständig damit in den Ohren —

„Warum reiten Sie so selten?“ — „Wozu haben Sie nur die Pferde? Es ist zum Lachen!“ — „Wenigstens Ihrer Gesundheit zu Liebe reiten Sie doch!“ — „Ich hole Dich morgen ab!“ — „Da bin ich; wo sind die Stiefel? hurtig, angezogen und aufgesessen!“ — und dergleichen. Zum Glück waren die Pferde bald hin; ich sollte neue nebst einem andern Stallknecht anschaffen. Da erwog ich reiflicher; berechnete gegen einander; verglich: — und fand die Gründe für die Abschaffung meines Stalls, wie hundert gegen Eins. Mir war unaussprechlich wohl da ich diese Last abgeworfen hatte. — Und, o! könnte ich mir nur eben so noch manches andre vom Halse schaffen! Zu allererst meine Bedienten. Ich habe so wenig für einen Bedienten zu thun, und da muß ich nun die entsetzliche Langeweile denken die der Kerl hat, wenn er da sitzt blos um auf meine Befehle zu lauern, — oder, ich muß leiden daß er herum läuft. Lasse ich ihn herum laufen, so fehlt er mir gerade wenn ich ihn am nöthigsten brauche, wird liederlich, be-

lügt und betrügt mich, und ich bin gezwungen ihn wegzujagen. Das ist nun immer ein unerträglicher Zeitraum für mich, von dem Augenblick an wo ich sehe, es ist nicht anders, ich muß den Kerl abschaffen, bis dahin daß er weg ist. Jedesmal, wenn ich einen neuen annehme, erzähle ich ihm die Geschichte seiner Vorgänger, sage ihm, wie ich bin und wie es mir die Leute zu machen pflegen, und wir philosophiren mit einander ein langes und breites darüber. Fängt der Kerl an nicht mehr zu taugen, so ermahne ich ihn brüderlich, bitte, warne; welches denn immer so viel hilft, daß den Schlingeln die Thränen in die Augen kommen, daß sie mich erstaunlich lieb haben, daß sie auf den Tod sich für mich herum schlügen; aber denn doch nicht lassen können was mich schiert. — Und, ach! das ist so natürlich! — Nun bin ich aber fest entschlossen, wenn mir der Bursche den ich jetzt habe auch verdirbt, keinen wieder anzunehmen.

Aus ähnlichen Ursachen mag ich keinen eigenen Garten haben, wie süß es mir in

hundert Absichten wäre. — Und so durchgängig!

Alles dieses aber gereicht mit nichten zu meinem Lobe. Es giebt viele wackere, geschäftige, vorzüglich nützliche Menschen, die einen gewissen ihrem Stande gemäßen Aufwand ohne Mühe besorgen, denen das Erholung ist, und die dabey auf eine so vernünftige und edle Weise verfahren, daß ich gegen sie mit meinen einsamen Liebhabereyen und mit meiner Peinlichkeit nicht auftreten darf. Diese Peinlichkeit, welche mich genügsam zu seyn nöthiget, hängt zwar mit einigen guten, zugleich aber mit hundert schlimmen Eigenschaften zusammen, und läßt mir, wie sehr ich mich verwahre, dennoch das Leben sauer genug werden. Aber, ich bin nun einmal so; und da ich mich nicht verwandeln kann, so däucht es mir am besten, mich nach meiner Gemüthsart zu bequemen, diejenige Lage in der Welt zu suchen, welche, nach dieser Gemüthsart, die vortheilhafteste für mich selbst und für meine Mitmenschen die unschädlichste ist. —

Von niemanden begehre ich daß er mehr thue; ich vermesse mich nicht besser als der andre selbst zu wissen was ihm sein Herz gebietet und worauf es ihm am meisten ankommt. Nur wünsche ich, daß er weise sey in seinem Theil, ein kluger Haushalter, und zu seinen Zwecken die tauglichsten Mittel ergreife.

Wenn ich gegen den Luxus vor Euch gepredigt und die Vortheile des Reichthums herunter gesetzt habe; so war ich auf irgend eine Weise dazu von Euch aufgefodert worden, und es geschah in freundschaftlicher Ergiessung des Herzens. Da mußte ich denn, nach meiner Empfindung, behaupten: daß die Bequemlichkeiten des Lebens in der That wenig Bequemlichkeit verschaffen; daß über der Arbeit, Mühe und Sorge Vergnügen und Ansehen zu erwerben; über der Arbeit, Mühe und Sorge eine Menge von Lust- und Pracht-Maschienen zu lenken, sie im Gange und wechselseitigem Spiele zu erhalten, und ein grosses Vermögen auf diese Weise zu geniessen, leicht alle herzliche Freude,

und, mit ihr, zuletzt aller Adel der Seele verlohren gehe.

Damit aber habe ich nie zu sagen gedacht, daß man sich wirklich vorhandener, lange angewöhnter Bequemlichkeiten mühsam entschlagen, und den Reichthum, dadurch daß man ihn nur verwalte und nicht gebrauche, sich zur Last machen solle. Weder die Patriarchen noch die Homerischen Helden haben den Reichthum und was mit ihm verwandt ist von sich gewiesen; sie weideten sich in ihrem Ueberflusse, assen und tranken so gut sie es nur haben konnten, und hielten nicht wenig auf Schmuck und köstliche Dinge. Noch unendlich mehr aber hielten sie auf persönliche Eigenschaften, Tugend, Ehre, Religion, auf Geschlecht, Eltern und Geburtsland, auf Kinder, Gatten und Freund: und so hatte alles gute Wege; wird es eben so überall haben, wo nur jedes Ding in seinem Werthe bleibt und in gehörigem Umlauf. Nicht was in den Menschen hinein geht verunreinigt den Menschen, sondern was aus ihm herausgeht. An

ſich iſt das Aeuſſerliche gleichgültig; und mir däucht die Einfalt des Herzens und der Sitten zeige ſich eben darin, wenn man das Aeuſſerliche läßt wie es ſich machen will, ohne weder auf die eine noch auf die andre Weiſe etwas darin zu ſuchen oder zu ſetzen. Unter Zweyen, wovon der Eine etwas darin ſucht daß er einen leinenen Kittel anlegt, und der Andre, daß er mit Sechſen daher rollt; iſt jener (alles übrige gleich!) unſtreitig der verkehrteſte, ausgewandteſte, eitelſte, leerſte — tief in die Seele hinab unthätigſte.

Während dieſer Unterredung, wovon nur das weſentlichſte hat mitgetheilt werden können, war die Collation eingenommen, und der Wald ziemlich durchgekreuzt worden. Die etwas ermüdeten Wanderer lagerten ſich an einem Platz, der, von niederm Gebüſche leer, ihnen rund um eine weite Ausſicht in den Wald verſtattete. Wie ein ſchöner Himmel zog und wölkte ſich das Grün um ſie her. Dorenburg hatte das

Wort genommen, und philosophirte mit ungemeinem Scharfsinn wider Woldemarn über den wesentlichen Zusammenhang zwischen Aeusserlichem und Innerlichem. Er zeigte, wie fast alle Veränderungen, sowohl zum Guten als zum Schlimmen, von Aeusserlichem ihren Anfang nähmen; daß man, um eine schädliche Neigung zu vertilgen, nicht eine gute daneben pflanzen, sondern an jene selbst Hand anlegen müsse, wo denn allemal das erste sey, ihren Ausbrüchen Einhalt zu thun. Er erinnerte an die Zucht der Alten, die sich so sehr mit dem Aeusserlichen beschäftiget hätten; deren erstes Augenmerk gewesen wäre, niedrigen Leidenschaften zu begegnen; durch strenge Angewöhnungen Tugenden — nicht zu erwecken, sondern ihnen nur den Weg aufzuräumen; nur die Seele frey, los und heiter zu machen. Diese Zöglinge wären die edelsten Menschen geworden — ohne Wunder; denn das unbethörte Herz ergebe dem Schönen und Guten sich von selbst; und der lautere abgehärtete Sinn lasse es unbeweglich seyn in dieser edeln Liebe: Ueppigkeit

aber bethöre und zertheile das Herz, mache es unfähig zu allem Guten.

Just daran liegt es, sagte Biderthal. Nicht darum sind wir schlecht, weil wir nicht gut sind; sondern wir sind nicht gut, darum, weil wir schlecht sind. Die niedern Gegenstände sind uns so nah vor das Gesicht gerückt, daß wir darum die höheren, auch mit den besten Augen, nicht sehen können; wir sind voll Zweifel in Absicht ihrer; läugnen wohl gar daß sie je anders als im hitzigen Fieber gesehen wurden, und glauben deswegen uns treflich berathen, indem wir eine sehr künstliche Zubereitung wissen — von Herzhaftigkeit aus Furcht, von Tugend aus Unmäßigkeit und Habsucht — von allgemeiner Menschenliebe aus kahlem persönlichen Interesse, ja aus purer platter Sinnes- und Fleisches-Lust; — indem wir, — ohne Vaterlands- und Freiheits-Gefühl, ohne alles herzliche Interesse, ohne Muth und ohne Liebe — Verachtung von Tod und Wunden — mit Stockprügeln hervorzubringen — Gefan-

gene zu unserer Wache und Beschirmung anzustellen wissen; — und glücklich und zufrieden zu seyn, ohne Tugend, ohne Unsterblichkeit und ohne Gott. — Also sind unsre Augen aufgethan; das tausendjährige Reich ist uns nahe, und wir verkündigen es mit einer Begeisterung, die auch neuer Art ist, — mit der abenteuerlichen Begeisterung des Materialismus, mit dem Enthusiasmus der Gleichgültigkeit.

Woher dieser Verfall? Dieser lächerliche, ich darf sagen — gräßliche Unsinn? Allein von überhand genommener Ueppigkeit! Von der Meinung, die im Gefolge dieser Ueppigkeit sich nach und nach gebildet hat, „daß die Glück„seligkeit eines Menschen im Besitz des möglich „größten Antheils an Reichthümern, Beför„derungen und Ehrenstellen bestehe. — Was „könnten wir nicht im Gegentheil vom mensch„lichen Herzen, unter Umständen die diesem „Begriff von der Glückseligkeit in den Weg „träten; oder unter dem Einfluß einer entge„gen gesetzten Meinung erwarten, die eben so

„fest und allgemein wäre; unter dem Einflusse „der Meinung, daß die menschliche Glückselig„keit nicht im sinnlichen Wohlleben, sondern in „den freyen Aeusserungen eines wohlthätigen „Herzens bestände; nicht in Reichthum oder „nichtigen Vortheilen, sondern selbst in der „Verachtung dieser Dinge, in der Herzhaftig„keit und dem freyen Muthe, die aus dieser „Verachtung entspringen" *). —

Es ist mehrmals angemerkt und, besonders von Rousseau, ins hellste Licht gestellt worden, daß diejenigen Bande der Gesellschaft, die aus

*) Diese Stelle befindet sich in Ferguson's Essay on the history of civil Society; the 2 d. edition. London, 1768. p. 53. —

So wie das Ansehn der Reichthümer zunimmt, sagt Plato im VIIIten Buche der Republick, so muß das Ansehn der Tugend sich vermindern. Gold und Tugend sind die zwey Gewichte in einer Wage; das eine kann nicht steigen, wenn nicht das andre sinkt.

aus Wohlwollen und gegenseitiger Hochachtung bestehen, unter uns nachgelassen; diejenigen Bande hingegen, welche Wollust und Eitelkeit zusammen weben, und welche durch persönliches Interesse angezogen werden, sich desto fester gemacht haben: wie denn in jedem Falle die Anstrengung der einen dieser Bande, die Nachlassung der andern unausbleiblich nach sich zieht.

Mir fällt hier, aus eben diesem Rousseau, eine Stelle ein, die in etwa auf dasjenige paßt, was Woldemar vorhin sagte: man müsse sich dem Stande und dem Jahrhundert worin man sich befinde gemäß verhalten und nicht die Comödie spielen. Einer von Rousseau's Gegnern hatte gesagt: Große Staaten zu den kleinen Tugenden der Republicken zurückzurufen, hiesse einen ausgewachsenen starken Mann zwingen wollen, in der Wiege zu stammeln. Dies sey Cato's Narrheit gewesen. Mit angeerbter übler Laune und angeerbten Vorurtheilen, habe er sein ganzes Leben hindurch geschwatzt, habe gestritten und sey gestorben, ohne etwas

nützliches für sein Vaterland gethan zu haben. — Hierauf antwortete Rousseau: — „Ich weiß nicht ob Cato nichts für sein Vaterland gethan hat, aber ich weiß daß er für das menschliche Geschlecht sehr viel gethan hat, indem er ihm das Schauspiel und das Muster der reinsten Tugend gab: diejenigen, welche aufrichtig die wahre Ehre lieben, hat er gelehrt, wie man den Lastern seines Jahrhunderts widerstehen könne; sie gelehrt, den greulichen Lehrspruch der Leute nach der Mode zu verabscheuen: man müsse thun wie die andern; ein Lehrspruch der einen weit führen könnte, wenn man unglücklicher Weise in eine Gesellschaft von Cartuschen geriethe. Unsere Nachkommen werden dereinst erfahren, daß in diesem Jahrhundert der Weisen und Philosophen, der tugendhafteste unter den Menschen lächerlich gemacht und für einen Narren gehalten worden ist, weil er seine große Seele nicht mit den Lastern seiner Zeitgenossen besudeln wollte, weil er kein Bösewicht seyn wollte mit Cäsarn und den andern Verheerern seiner Zeit."

Ich bin kein Cato, sondern Bürger und Kaufmann zu B**, und gedenke niemanden zum Beyspiel zu leben. Dorenburg eben so wenig. Wir wissen auch daß wir die Tugenden voriger Zeiten nicht einmal in uns selbst erneuern können; daß sogar unser Sehnen nach ihnen nicht viel mehr ist als das Sehnen eines Blinden von Mutterleibe an nach Licht. Jenes Schöne und Große, das wir umfassen, an dem wir uns halten möchten: es ist zu weit von uns weg! wir können nur in trüber Ahndung uns ihm nähern, nur schweben um den schwankenden Schimmer. — Die Erhebung unserer Seele ist nur ein Traum, den das erste zufällige Geräusch verjagt! — Ach, die Empfindungen, die Gedanken, die nicht aus That hervor gegangen sind und gleich wieder hinzielen auf That, nicht im alltäglichen Leben unaufhörlich wiederkommen, wie Hunger und Speise, Müdigkeit und Ruhe, Arbeit und Genuß — mit diesen Gedanken, mit diesen Empfindungen ist der Seele wenig geholfen. — Und so kann wohl niemand dem Verderbnisse seines Zeitalters gänzlich ent=

rinnen, wie sehr er dies Verderbniß auch erkennen und verabscheuen mag; denn allein in seinem Zeitalter leibt und lebt er nun einmal. — Wie viel hiemit gesagt ist, muß jeder, der über Menschheit nachgedacht, Menschheit in seinem eigenen Busen erforscht hat, fühlen. Unsere herrlichsten Erkenntnisse dienen am Ende uns nur zur müßigen Betrachtung; unsere erhabensten Gefühle nur zur einsamen unfruchtbaren Ergözlichkeit! in unsern Handlungen aber werden wir von andringendem Bedürfniß und von andringender Leidenschaft geführt. Und das ist der Natur der Dinge gemäß. Begierde kann nur durch Begierden vertilgt, Leidenschaft nur durch Leidenschaft überwunden werden: der Charakter sizt nicht im Verstande sondern im Herzen. — Will man nun dennoch der allgemeinen Verderbtheit einigermaßen ausweichen, und etwas anders seyn als was der alltägliche Weltlauf gegenwärtig aus den Leuten macht; so muß man aus dem Strom heraus und sich in andre Umstände versetzen. Ich baue mehr auf den Charakter eines gemeinen Handwerkers dem

sein Beruf seine Lebensart bestimmt, der fleißig, mäßig und ordentlich seyn muß um das liebe Brod zu haben, als auf den Charakter des Moralisten von Professien, der in beständiger Erwägung des Guten und Schönen willkührlich einher geht, und die ganze Summa tugendhafter Ideen und Gefühle in sich und andern aufzujücken weiß auf der obern Haut. — Wahrhaftig! jede gute Eigenschaft die mir nicht aus dem Herzen werden kann, will ich denn noch eher aus dem Magen erwarten und herbeyschaffen, als allein aus dem Kopf. — — Ich suche also weiter nichts mit den Veränderungen in meiner Lebensart, als eine Lage, die mich derjenige Mensch seyn lasse der ich zu seyn wünsche; eine Lage worin, nach Sokratischer Anweisung, meine Sinne gesund, mein Verstand heiter, und mein Wille frey erhalten werde. — Ohne Form, wie du weißt, kann nichts bestehen; und da sich mir in unsern Tagen keine Form anbietet, worin — meine besten Kräfte aufgefodert, erweckt und angewandt — ich zum höchsten Genusse der Menschheit gelangen könnte: so

so bilde ich mir selbst eine andre, die mich wenigstens vor all zu tiefem Sinken bewahren wird; oder vielmehr ich ziehe mich in die älteste lauterste Form der Menschheit zurück, indem ich allen eiteln beunruhigenden Freuden den Paß verhacke, den Zerstreuungen ausweiche, meine Seele stiller mache, und so jede einfache Naturneigung in mir empor bringe und stärke.

Biderthal hörte auf zu reden und alles schwieg. Woldemar hatte sich entfärbt; die Augen stunden ihm voll Wasser. Er raffte sich auf und fiel seinem Bruder um den Hals. „Lieber!" sagte er zu ihm mit beklommener Stimme — „Lieber!.. Du hast mir aus dem Liede meiner tiefsten Schwermuth vorgesungen.".... Sein Gesicht senkte sich gegen Biderthals Brust, die Wehmuth überwältigte ihn.

Freunde! hub er an, indem er sich wieder in die Höhe richtete — Es ist wahr, nur all zu wahr, daß unser Leben in einen der trübsten

Zeitpunkte gefallen ist. Die edelsten Formen der Menschheit sehen wir zertrümmert; und wenn wir nun auch Vieh werden wollen, wie uns die Weisen rathen: so sind wir, aus Mangel an Leibeskräften, auch das zu seyn nicht einmal im Stande.

Wir müssen dennoch, fuhr er fort, indem er Biderthals und Dorenburgs Hand ergriff — wir müssen dennoch Muth behalten, und, anstatt unter schönen Schwärmereyen zu erliegen, uns empor schwingen zu Wirklichkeit und Wahrheit; — wir müssen auf dem Wege der Vorsehung, wenn er uns auch noch so dunkel scheint, demüthig fortwandeln; thätig seyn auf der Stelle wohin sie uns gesetzt hat; die große Weltmasse voran wälzen helfen: denn zurück wälzen werden wir sie nie. — Die Zeit ist vielleicht nahe wo aus jenen zertrümmerten Formen eine neue zusammen fliessen wird, — eine reinere und bessere. — Was wollen wir uns mit eitlem Flickwerke aufhalten? Der unsichtbare Geist, der einmal entwichen ist, wird in die verlassene

Hülle nie zurück kehren; er hatte sie ausgebraucht; im Gebrauch sie zerstört. Nachbilden — ja, das können wir in etwa: aber was ist diese Nachbildung? — Eine hohle Wachspuppe, in welcher auch nicht einmal die innere todte Gestalt zu finden ist; — geschweige bewegender Organismus; — und geschweige die Seele! — Wir irren überhaupt, wenn wir glauben, ein gewisser Geist müsse nothwendig in eine gewisse Form, und in eine gewisse Form nothwendig ein gewisser Geist gebannt seyn. Man nenne mir irgend Eine, und gebe an, was man als ihre nothwendigen Folgen ansieht; und ich will zeigen, daß, unter verschiedenen Umständen, an mehr als einem Orte diese Form da gewesen ist — ohne dergleichen Folgen hervor zu bringen. Ich will Gesellschaften aufweisen in unseren Tagen, von denen sich beweisen läßt, daß sie die Hauptcharaktere an sich haben, über deren Abgang, als die einzige Quelle unseres Elendes, so sehr gejammert wird; und ich will darthun, daß diese Gesellschaften demohngeachtet aus den nichtswürdigsten Menschen bestehen,

Dorenburg bat um ein ausdrückliches besonderes Beyspiel.

Ihr dürft Euch nur an die Stadt X° und ihren Bezirk erinnern, antwortete Woldemar. Ihr wißt, die Einwohner dieser volkreichen Gegend sind die emsigsten und ordentlichsten Leute von der Welt; sie hangen mit Leidenschaft an ihrem Beruf, an ihrer Familie, an ihrer Verfassung, an ihrer Religion, an ihren Wohnplätzen: und dennoch, was für elende unglückliche Menschen? Wie voll Neid und Bosheit, gegen einander; wie voll Mißtrauen, Ungerechtigkeit und Frevel? Ihre tückischen Herzen sind dem Wohlwollen, der Freundschaft — sind jeder frohen und edlen Empfindung verschlossen; ihre Stirnen mit dem gehäßigsten Eigensinn bezeichnet, mit Feindseligkeit gegen alles was den menschlichen Geist zu erheben dient.

Dorenburg wollte dies Beyspiel näher untersucht haben.

Nein, unterbrach ihn Woldemar, wir gehen

kürzer in die Zeiten der Patriarchen selbst, Eurer besten Originale, zurück. — Sagt, war es nicht in Abrahams Tagen, da Sodom und Gomorrha untergiengen, und bewohnte nicht eine von diesen Städten der Erzvater Lot? — War es nicht Abrahams Sohn, der dem Hunger, dem Raube, der Gewaltthätigkeit, bald hierhin, bald dorthin entlarfen mußte? — Waren es nicht die Söhne des noch ängstlicher herumgetriebenen, kummervollen, geplagten Erzvaters Jacob, welche ihren Bruder Joseph, aus Mißgunst wegen eines bunten Rocks ermorden wollten, und hernach aus Barmherzigkeit an Sclavenhändler verkauften? — Und die andern Thaten dieser Söhne? ...: Verfolgt in diesem Sinne die Jahrbücher der Welt, die ganze Reihe von Denkmalen in gebundener und ungebundener Rede: Ihr werdet überall etwas finden, was Eure Formen-Systeme ziemlich erschüttern, auch Euern Unwillen gegen die Tage worin wir leben ein wenig mäßigen wird.

Schwerlich! erwiederte Biderthal; denn was ist das alles gegen den scheußlichen Unglauben der heutigen Welt an Tugend und bessere Menschheit, gegen ihre Verachtung alles Ueberirrdischen und allein die Seele Beglückenden? — Ich fürchte mich daran zu denken.

Freylich, antwortete Woldemar, ist hier ein Abgrund des Verderbnisses; eine schreckliche, aber unvermeidliche Kluft, die, wie Tod und Verwesung, zum Uebergang in ein neues, vielleicht besseres Leben vor uns liegt. Der von uns betretene Weg brachte dieser Kluft uns immer näher und näher. Wir haben sie erreicht, und müssen nun hinüber. Lange genug fuhren wir fort persönliche Eigenschaften, Tugenden, Umstände und Zustände anzupreisen, für die wir keinen Sinn mehr hatten, oder vielmehr, die unsern Sinnen ganz entrückt waren. — Wir sollten und wollten unsere Glückseligkeit mit Verachtung — mit Hintansetzung wenigstens, der Wollust und der Reichthümer suchen; und es war doch nichts mehr da wofür wir etwas thun

konnten nur — Wollust und Reichthümer. Kein der Bedürfnisse, welche die Seele mit Gewalt erheben, waren mehr vorhanden; keine Gegenstände mehr, bessere und freywillige Bestrebungen zu erwecken.

Und nun? sagte Biderthal vor sich.

Und nun, fuhr Woldemar fort, stand ein Mann auf, der es frey heraus sagte: Wir schätzten nur die Wollust, hätten nur unsere Sinne, gerade fünfe an der Zahl, und kein Herz und keinen Geist; nur Begierden, und kein unmittelbares Gefallen am Menschen, keine Liebe: die Tugend die sich selbst lohne, sey ein Hirngespinnst.

Wer Ohren hatte zu hören, der hörte. Ganz Europa fiel der neuen Lehre bey. Man wußte ihren Urheber nicht genug zu rühmen und nicht genug ihm zu danken.

Und in der That war es ein großes, den Geist seiner Zeit so zu fassen wie Helvetius

es gethan hatte; die leeren Schwärme vollends zu verjagen; alle bloße Dunstgestalten zu zerstreuen; und aus den einzig wirklich vorhandenen Materialien ein neues System von Tugend und Glückseligkeit aufzuführen, das so schön und bündig war, als es aus dergleichen Materialien nur immer werden konnte. — Daß er aber diese Materialien durchaus und überall für die einzigen hielt, und nun glaubte und zu behaupten wagte, Sokrates und Epiktet, und Curius, Metellus, Sully, Alfred — Helden, Heilige und Weise, alle, groß und klein, hätten im Grunde nichts anders vor Augen gehabt, als was auch Er, Generalpachter von Frankreich, vor Augen hätte, und wären nur nicht klug genug gewesen, um, wie er, genug zu wissen was sie wollten, (wodurch sie denn in den mancherley Irrgärten der Tugend bey der Nase wären herum geführt worden, und darüber das Eins das Noth ist, den bessern Theil wirklich zu erhaschen versäumt hätten): — dies zeugte von einer Taubheit des Herzens, und einer Versunkenheit der Lebens-

geister, welche in jeder gesunderen Seele die widrigste Mischung von Mitleiden, Unwillen und Ekel erregen mußte.

Allein dieser gesunderen Seelen waren nicht viele unter denen, vor welchen die Stimme des Propheten der Sinnlichkeit erscholl; weil die meisten fanden, daß er wunderbar ihr eigenes Herz ihnen offen gelegt hatte, und sie riesen laut: dies wäre die reine volle Stimme der Natur. — Das hörten die Jünglinge — und sie wurden weise wie ihre Väter; lernten die Vorschriften der alten Sittenlehre verspotten; den blinden Enthusiasmus für Tugend und Ehre in ihrem Herzen verlachen; alle das unnütze Zeug von sich wegthun, „was „doch keine Freuden verschaffen könnte, die sich „nicht auf eine weit vollkommenere Art aus „dem Rosenbekränzten Becher, und von den „Lippen einer schönen Cyane saugen ließen." Jeder eiferte demnach die kahlen Umschweife zu vermeiden und gerade auf das Ziel loszugehen; niemand wollte des andern Narr seyn und sich durch Alfanzereyen von Tugend und Ehre hinter

das Licht führen lassen, Spiel=Marken anstatt des Geldes einsäckeln. Und so verschwanden vollends Tugend und Ehre, wie auch das Geld verschwinden würde, wenn die Metalle ihren eigenthümlichen inneren Werth bey uns verlören. Die Folgen dieser Vernichtung des Edelsten und Besten haben wir gesehen, und sehen sie, leider! noch. Aber die Menge der Hinabgesunkenen wird, hoffe ich, die Kluft bald gefüllt haben. Zu umgehen war sie nicht; alles nahm zu gewaltsam die Richtung nach ihr hin. Unsre Herzen waren durchaus eitel geworden, und da der Mensch den Trieben des Herzens allein doch am Ende folgt; wozu hätte es genützt daß diese länger geläugnet, länger verstellt geblieben wären? Daß sie offenbar wurden, daß sie eine Zeitlang allein herrschten, ungehindert alle ihre Wirkungen hervorbrachten, war unendlich besser. Denn so tief konnte bey dem allen der Mensch nicht sinken, daß er irgend eine Eigenschaft seiner Gattung ganz verloren hätte. Eben so wenig konnten alle und jede Veranlassungen aufhören, diejenigen

Kräfte in ihm aufzurufen, in deren Anwendung er den besten Genuß seines Daseyns von jeher gefühlt hat und ferner zu allen Zeiten fühlen wird. Er mußte also bey seinem unseligen Versuch der Dürftigkeit des Zustandes bald inne werden, auf den er sich so treuherzig einschränken wollte. Aus dem wiederholten, obgleich nur dunkeln Gefühl dieser Dürftigkeit mußte allmählig eine deutlichere Erkenntniß hervorgehn; aus dieser Erkenntniß (so lange der einmal gefaßte Unglaube an ein Besseres fortdauerte) Verzweiflung; und aus dieser Verzweiflung, eine betrübte, niederschlagende Resignation. Wir kennen diese philosophische Resignation, dieses höchste Gut, oder vielmehr dieses Ende der Weisheit unserer Helden und Heiligen der Sinnlichkeit, der zufolge sie über die Nichtswürdigkeit, über den unerträglichen Ekel der sie verzehrt, durch die Wissenschaft dieses Ekels und dieser Nichtswürdigkeit sich zu trösten suchen. Eine dürre fürchterliche Wüste!

Aber sie hat einen Ausgang. Er ist schwer zu finden; doch wird er gefunden. Ich selbst

kenne einige Zurückgekommene, die nun mit voller Seele an der Tugend höchstes Wesen glauben. — „Da mich, sagte einer von diesen zu mir, ein guter Geist durch tausend Krümmungen an einen Ausgang des Labyrinths geleitet hatte, und ich nun einen Pfad, der sich in gerader Richtung vor mir hinzog, betrat, gelangte ich bald in Gegenden wo mir wurde als erwachte ich aus einer tiefen Ohnmacht. Warmes Blut trat mir ans Herz, und mein Herz fieng an hoch zu schlagen. Mein innerstes Bewußtseyn erwachte. Ich erblickte eine neue Welt, empfieng ein neues Daseyn. Unerschütterlich wurde nun meine Ueberzeugung, daß die thierischen Triebe nicht unsre ganze Natur ausmachen; daß der beste Genuß unseres Wesens uns nicht von unten herauf, sondern von oben herab kommt, — der Mensch nicht allein vom Brodte lebt; — und daß die höchste Glückseligkeit nicht eine gewisse Art des äusserlichen Zustandes, sondern eine Beschaffenheit des Gemüths, eine Eigenschaft der Person ist."

Gewiß, meine Freunde, wird die Anzahl der Zurückkommenden sich vermehren. Je weiter diese Unglücklichen von der Tugend entfernt waren; je unschuldiger — oder je gewissenloser durch eine gänzliche Verblendung ihres Verstandes und Herzens: desto tiefere Wurzeln wird der wieder erlangte bessere Glaube in ihre Herzen schlagen. Sie haben empfunden wie dem Menschen bald zu Muthe wird, der, ohne Widerhalt, endlich jedem, endlich auch dem kleinsten Reiz zur Lust unterliegen muß; welche Schwäche, welche Niederträchtigkeit den Abgöttischen umfaßt und gefangen nimmt, dem auf jedem Schritt ein elender Gegenstand voll Allmacht entgegen kommt; welcher Umgang in einer Gesellschaft lauter solcher Götzensclaven ist, die, ohne Selbstständigkeit, ohne Zuversicht und ohne Liebe, wie Gespenster durch einander schwinden, — in dringendern Momenten ihre Sehnerven fast zerreissen, um einen Zug der Wahrheit von einander zu erhaschen; einen Blick, um sich mit Vertrauen hineinzubacken; — sie haben empfunden wie schwer die Errettung

aus diesem jammervollen Zustande ist; wie es demjenigen, welcher lange jedem seiner Triebe nachgehangen und nicht einmal die Vorschriften seines Eigennutzes zu befolgen gewußt hat, wie es demjenigen so schwer, ja beynah unmöglich werde, sich den unwandelbaren Gesetzen der Rechtschaffenheit treulich zu unterwerfen, und wie dennoch eine solche Unterwerfung ohne Ausnahme und nachherige Klügeley, Tugend und Charakter allein zu sichern vermöge.

Einen Augenblick! so ungern ich Sie unterbreche; fieng Henriette an. — Sollte das wahr seyn, daß die Erfahrung des Lasters den, der glücklich durchkommt, zu einem desto besseren und weiseren Menschen mache? Ich glaube beobachtet zu haben, daß der volle Abscheu, welchen die Unschuld vor dem Laster fühlt, mit dieser Unschuld unwiederbringlich verlohren gehe. Eben so die volle Liebe zum Guten und Schönen. — Die bezaubernden Reize des Lasters verderben die Einbildung, verwirren, durch die Einbildung, den Verstand; und lassen in dem

Herzen das sich ihnen hingab eine unheilbare Schwäche zurück. Die reinste Seele, wenn übrigens keine zu große Verschiedenheit der Kräfte vorhanden ist, wird sich immer auch als die stärkste beweisen. Ich weiß auch kein Beyspiel, daß ein Lasterhafter, durch Erfahrung belehrt, blos aus sich selbst anderes Sinnes geworden wäre: immer hatte er seine Veränderung einer glücklichen Begebenheit zu verdanken, wo ihm Unschuld in den Weg trat, ihn anblickte, oder ihren unbefleckten Mund gegen ihn aufthat. — — Zuverläßig, mein Freund, liebt derjenige am meisten das Gute als gut, der es nie verließ! Die andern unterwerfen sich blos der Tugend, oder liebkosen ihr; dieser ist der Tugend Freund!

Vortreflich! rief Woldemar aus. — Es ist wahr; kein Licht leuchtet so hell, als das Licht einer Seele voll Unschuld, und der Friede aus der Höhe übertrift alle Vernunft und Erfahrung. Ich denke mit Schaudern an den Wetterstral, der aus einer einfältigen Rede oft in

mein Herz fuhr und mich zu Schanden machte.— Aber, liebe Henriette, ich glaube nicht wider diese Wahrheit geredet zu haben. — Hören Sie mich ganz!

So weit die Geschichte reicht, sehen wir Tugend und Laster in wunderlicher Vermischung, in einer Vermischung, die wie ein Vergleich aussieht; beyde überall mit gewissen äusserlichen Formen der Lebensart, der Gesetzgebung und der Religion gleich unzertrennlich verknüpft; nirgend Tugend in eigener Gestalt. — Die bloßen Triebe zum Guten und Edeln, ungeläutert und sich selbst überlassen, diese Triebe mit ihren unmittelbaren zufälligen Aeusserungen, sind noch nicht die Tugend; sie machen nur ihren Stoff aus. Diesen Stoff hat die Zeit analysirt, eine Menge Scheidungen damit vorgenommen, mit dem Geschiedenen allerhand Mischungen versucht. Jede dieser Mischungen erhielt ihr eigenes Gefäß und Siegel. Einige läuterten sich schön. Zerbrach nun aber das Gefäß, oder bekam es eine Oefnung; so verflog

der

der Geist, und hinterließ wenig mehr, als Geruch. Mit allen bisherigen Formen der Menschheit ist es so ergangen. Sie zertrümmerten sich unter einander; entbildeten sich in Unwesen; sind ein ungeheueres Chaos geworden: die Oberfläche eine scheusliche Lache; die vermischte Ausdünstung, Gestank!

Einige Form — muß jedem Dinge bleiben; und so behält auch der Mensch auf alle Fälle wenigstens die Form seiner besondern Thierheit. Diese war es nun wohinein er alles flüchtete was er noch zu retten gewußt hatte, und er wendete an ihre Ausbildung seine gesammten Kräfte.

Der Erfolg war zum Erstaunen; nichts war ihm noch in dem Grade gelungen. Verfeinerte, ausgearbeitete Thierheit, dachte er, müßte also wohl seine eigentliche wahre Bestimmung seyn; und er verdoppelte die Schritte. — Nicht lange, so wähnte er sich nahe an der höchsten Vollkommenheit seiner Natur. Er jubelte, taumelte vor Stolz. Das

Thier, und das **Thier allein** sollte und wollte sich nun alles in allem seyn; sollte und wollte von keinem Geiste mehr wissen, weder in ihm, noch über ihm. Und damit entfloh der letzte Funken ächter und alter Tugend.

Aber auch ohne Tugend kann der Mensch nicht dauern, so wenig als ohne Speise und Trank. Er mußte also — oder vielmehr er muß, denn in diesem Zeitpunkte befinden wir uns eben, — er **muß** — er **wird**, durch seinen menschlichen Instinkt gezwungen, aus den Tiefen seines Wesens sich eine Tugend wieder hervorschaffen.

Und diese Tugend, da sie, allen nur ersinnlichen Hindernissen zuwider, aus seinen nothwendigsten und dringendsten Trieben, wie von selbst hervor gegangen ist, muß und wird ihm die Geheimnisse seiner Natur und seiner Glückseligkeit heller offenbaren, als es noch keine Form bisher zu thun vermögend war *).

---

*) Plato sagt im zweyten Buche der Republick: „Wie aber beyde (Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit) mit eigenem Wesen und eigener Kraft, den Göttern und Menschen verborgen

Ich weiß nicht, erwiderte Biderthal, ob Du wirklich neue Ideen in mir erweckest, ob Du meinem Verstande eine wahrhaft neue Erleuchtung mittheilst, oder ob Du meinen Geist nur blendest. — Ich finde doch am Ende immer den Gedanken wieder, daß Tugend aus Begriffen nicht viel mehr als ein Fantom seyn kann. Die erste gute Handlung (wenn ich so reden mag) die verrichtet wurde, geschah ohne Vorschrift, ohne Gesetz, ohne Absicht auf ihre Güte; ihren Lohn hatte sie bey sich in der Befriedigung des Triebes der sie foderte; und so wurde sie jedes-

in der Seele da sind, dies hat keiner jemals, weder in Gedichten noch in gewöhnlicher Sprache kund gethan. Daß nemlich die Ungerechtigkeit von allen Uebeln der Seele das größte; Gerechtigkeit aber, das größte Gut sey. Hättet ihr alle, von Anfang an, so gelehrt, und diesen Glauben in uns gebracht, so würden wir nicht einer den andern davor hüten, Unrecht zu thun: sondern ein jeder würde sein eigener vornehmster Wächter seyn, aus Furcht, wenn er Unrecht thäte, dem größten Uebel in sich Raum zu geben.

mal wiederholt, wenn eine ähnliche Gelegenheit sich hervor that. Wo Tugend lebendig ist, da besteht sie auf diese Weise. Es ist damit wie mit der Freundschaft, die sich nicht machen, nicht zusammen setzen läßt, sondern durch gegenseitiges Verhältniß, wie aus Einem Stücke, entweder da ist, oder nie da seyn wird; ohne unmittelbaren Geschmack ist sie eitel Heucheley. — Alles was sich von den Vortheilen der Tugend, von den Freuden die sie begleiten, in Gedanken aufbewahren, gleichsam (verzeihe mir ein niedriges Gleichniß) — einsalzen und in Rauch aufhängen läßt — ist so weit hergeholt, so schwach und so schwindend! — Und dergleichen Gedanken sollen denn doch sinnliche Begierden überwiegen; mit ihrer Vereinigung soll eine Form sich bilden, worin unsere Kräfte coagulirt, zu einem undurchdringlichen Ganzen höchster Vortreflichkeit werden! — Ich begreife davon nichts — Begreife noch weniger von einer Tugend in eigener Gestalt, die aus unseren dringendsten Trieben wie von selbst hervor gehen könnte. Denn es giebt doch wohl kein

innerliches Bestreben im Menschen, das nicht durch den Reiz eines Gegenstandes ausser ihm zuerst wäre in Bewegung gesetzt worden. So wenig unser Angesicht sich in sich selbst beschauen kann: so wenig kann es unsere Seele. Sie wird ihres inneren Wesens nur durch Anstoß und Gegenwirkung gewahr. Zur Entdeckung unserer besten, reinsten, unsinnlichsten Freuden gelangten wir indem wir sinnlich handelten. Und obschon wir dergleichen Empfindungen nachher abzusondern, einigermaßen in uns aufzubehalten vermögen; so können sie doch in dieser Abgezogenheit nur auf eine sehr düstere und hinfällige Weise bestehen; sie gleichen, wie ich schon vorhin bemerkte, einem Traumgesicht, und bedürfen einer immerwährenden Erfrischung durch wiederholte That. Tugend also muß mit Bedürfniß und Leidenschaft zusammen fliessen, wenn sie zuverläßig seyn soll; Lage und Umstände müssen ihre Thaten zum bürgerlichen Gewerbe, zu einem zünftigen Handwerksgeschäfte machen! — Wenn nun diese Lage, diese Umstände . . .

Du verfällst in Wiederholungen, sagte Woldemar; so kommen wir nicht weiter. Was Du vorbringst ist mir so wenig entgegen und fremd, daß ich meine eigenen Wendungen und Worte in Deiner Rede wieder finde; nur gehst Du im Verbinden und Folgern ziemlich einseitig und flüchtig zu Werk.

So viel ist gewiß, daß sich Tugend nicht erklügeln läßt, und daß gute und edle Gesinnungen nur aus guten und edlen Neigungen und Trieben hervorgehen können.

Auch das mag wahr seyn, daß unsre Seele, eben so wenig als unser Angesicht, sich in sich selbst zu beschauen im Stande ist, und daß sie ihres Wesens nur durch Anstoß und Gegenwirkung inne wird.

Aber sie wird es denn doch inne, und sie gelangt zur Beschauung ihrer selbst. Sie, ihr inneres Wesen, ihr wunderbares Ich, wird und ist in allen Menschen sich selbst ein Gegenstand der Empfindung, der Betrachtung, der Freude und des Schmerzes, des Wohlgefallens und des Abscheus, und zwar der nächste,

wirklichste, fruchtbarste und interessanteste von allen. Da wir den Werth der Dinge ausser uns nach ihren Wirkungen auf uns bestimmen, so muß unsere eigene innerliche Beschaffenheit, weil sie uns unmittelbar angeht, uns unendlich über alles andre wichtig seyn. Die Quaalen des Gewissens und der heimlichen Schaam, die Freuden der Tugend und die Gewalt der Ehre nehmen daher ihren Ursprung, und geben, in ihren wunderbaren Erscheinungen, tausend Beweise für mich an die Hand. Freylich muß, wie Du erinnertest und wie ich zugegeben habe, unser Bewußtseyn durch Einwirkung von aussen zuerst geweckt werden; bestehen aber und fortdauern kann es nur in sich selbst durch deutliche Erkenntniß, die dem Menschen Persönlichkeit, Freyheit, inniges Gefühl der Seele, eigentliches Leben giebt. Also ist der Begriff, wenn gleich sinnliche Empfindung unmittelbarer und früher ist, dennoch wichtiger, fruchtbarer, höher und besser. Wir sehen auch die Menschen viel weniger durch wirkliche, angenehme und unangenehme, Em-

pfindungen, als durch Meinungen und auf Meinungen gegründete Vorurtheile regiert. Und was am merkwürdigsten ist, und eine tiefe Erwägung verdient: wir werden jeder sinnlichen Vorstellung und ihres Gegenstandes überdrüßig, so bald sich die innere Vorstellung, der Begriff vollkommen gebildet hat. Der Kern ist alsdann genossen, die Hülse leer, und wir lassen sie liegen. Unser Leben hienieden ist nichts anders als eine solche fortgesetzte Vergeistigung der Körperwelt, und eine Verwandlung von Seele in Seele durch gesellschaftliche Bewegung. Wir würden unseres liebsten Freundes, wir würden unserer selbst überdrüßig werden, wenn in seinem oder unserem Daseyn sich ein Stillstand ereignete. Willkührlich und unwillkührlich, aus Instinkt und aus Vernunft streben wir demnach insgesammt, unsere Empfindungen in Begriffe zu verwandeln, Seele mit Seele zu durchdringen, und in dem Gefühl eigener, unabhängiger, sich immer weiter ausdehnender Vortreflichkeit den höchsten Grad unseres Daseyns zu erhalten.

Worin aber menschliche Vortreflichkeit bestehe, darüber ist unter Menschen von gesundem Verstande nie ein Zweifel gewesen. Die Gaben sind mancherley; aber jeder ist vortreflich in seinem Maß, dessen Vernunft seine Empfindungen, Begierden und Leidenschaften überschaut und beherrscht.

Ich sage beherrscht! denn Empfindungen, Begierden und Leidenschaften müssen da seyn, wenn menschliche Vernunft da seyn soll. Aus stumpfen Sinnen werden nie helle Begriffe hervorgehen; und wo Schwäche der Triebe und Begierden ist, da kann weder Tugend noch Weisheit eine Stelle finden. Kein Volk; keine Obrigkeit! Keine Obrigkeit; keine Gemeine! Je zahlreicher aber und je rüstiger die Menge, desto größer das Fürstenthum!

Und gleich einem Fürstenthum ist die Vernunft, wovon ich rede. Ihr gehört jenes herrschende Gefühl, jene herrschende Idee, wodurch allen übrigen Ideen und Gefühlen ihre Stelle angewiesen wird, und ein höchster unveränderlicher Wille in die Seele kommt; von ihr

kommt jener auf unüberwindliche Liebe gegründete unüberwindliche Glaube, und, mit diesem Glauben, jener heilige Gehorsam, welcher besser ist denn Opfer.

Unter allen Völkern und zu allen Zeiten ist hierüber nur Eine Stimme gewesen. Nicht den feurigen Sinn und das glühende Herz für sich allein, sondern den starken Geist, der Herz und Sinn nach Gesetzen zu lenken wußte, haben sie über alles bewundert: einen Agesilaus, wenn er den Preis der sauersten Arbeit, die Erfüllung seiner heissesten Wünsche, den Ruhm Asien erobert und den Thron des großen Königs umgestürzt zu haben, auf den ersten Wink der Ephoren dahin giebt, und nach Sparta zurück eilt, indem er, wie Xenophon sagt, dem Gehorsam gegen die Befehle seines Landes und einem durch die Gesetze eingeschränkten Ansehen, vor jenen großen Besitzthümern in Asien und vor der uneingeschränkten Gewalt die sich ihm anbot, den Vorzug ertheilte. — Eben diesen Agesilaus,

wenn er sich dem Kusse der Liebe entzieht; seiner Leidenschaft, der Betrübniß ihres Gegenstandes, und dem gefälligen Rathe seiner Freunde widersteht, und endlich zu diesen sagt, nachdem er eine Zeitlang nachdenkend und ganz in sich gekehrt da gestanden hatte: — „Laßt mich; denn ich kann euch versichern, daß ich eine größere Wonne genieße, indem ich von neuem diesem Kuß entsage, als wenn ich in diesem Augenblicke die Gewalt erhielte, alle meine Wünsche zu befriedigen." — Einen Lysander, wenn er von seinem Freunde den er zum Könige gemacht hatte, und, was in den Augen dieses Freundes noch mehr war, zum Heerführer der verbundenen Griechen wider die Perser; wenn er auf die schändlichste Weise von diesem Freunde gekränkt, seine andern Freunde ermahnt von ihm selbst abzulassen und sich an den König zu hangen; wenn er diesem Könige in den gemäßigsten Ausdrücken Vorstellungen thut, und aus Pflicht gegen sein Vaterland sich als den emsigsten in seinem Dienste zeigt: — Einen ...

Woldemar! fiel Biderthal lächelnd ein — Bruder! Mit wem redest Du? Woher sind die Leute, die Du anführst? — Sind sie aus unserm Jahrhundert? Oder reißt das Feuer dunkler Weißagung Dich hin.

Ich rede mit Dir, antwortete Woldemar treuherzig, und meine Leute sind Lacedämonier, gerade aus dem Volke, welches Du vor andern angezogen haben würdest, um Deine Lieblingsmeinung zu unterstützen, und welches am eigenthümlichsten den Ruhm der Tugend besaß. Und da wollte ich nur ganz sachte Dich auf die Bemerkung leiten, daß es nirgend Menschen gegeben hat die weniger nach Trieben und Leidenschaften gehandelt, und sich mehr um kaltes Blut und ruhige Vernunft bemüht haben, als eben diese Lacedämonier. Ihre ganze Zucht und Einrichtung gieng dahin, sich von allen menschlichen Gefühlen unabhängig zu machen, und nachher nur so viel davon wieder anzunehmen, als nöthig war, um einen brauchbaren Spartaner vorzustellen. Sie sind der auffallendste

Beweis von der Uebermacht des Begriffes über die Empfindung; sind, von dieser Seite betrachtet, die erhabensten Menschen gewesen.

So zeigten sie sich aber nur in dem magischen Bezirk ihrer Verfassung, — welches die zweyte Bemerkung ist worauf ich Dich zu führen dachte. Wurden sie aus diesem magischen Kreise herausgesetzt, so verloren sie alle Haltung und konnten die niederträchtigsten und schändlichsten Dinge begehen. Die Ursache hievon? — Sie waren nur für Sparta, nicht für die Menschheit erzogen; ihre Tugend war eine blos bürgerliche Tugend!

König Pausanias zog, als die Ehre seines Landes, gegen den Mardonius zu Felde. Als dieser in der Schlacht gefallen war, und ein Bundesgenosse vorschlug, an dessen Leichnam die dem Leonidas von den Barbaren zugefügte Schmach zu rächen, so schalt ihn der Held, und sagte: Sparta suche seinen Ruhm in der Mäßigung, nicht in einer niedrigen Rache. Er stellte kurz darauf zwey Gastmale an; das Eine mit Asiatischer Pracht,

das Andre, mit Lacedämonischer Einfalt. Der Contrast war auffallend; und Pausanias rief aus: Welche Narrheit von einem Mardonius, der so köstlich zu leben gewohnt ist, Leute anzufallen, die alles entbehren können! — Und nun, wie plötzlich fiel er dennoch ab, und wie häßlich ist nicht die Geschichte seiner Verrätherey?

Andern Lacedämonischen Heerführern, die in ähnliche Umstände versetzt wurden, gieng es auf eine ähnliche Weise; dergestalt, daß sogar ein Gylippus, der Befreyer von Syrakus, nachdem er eine Menge großer Thaten verrichtet hatte, der Versuchung unterlag, die ihm anvertrauten zugesiegelten Geldsäcke heimlich aufzutrennen, und sein Vaterland auf die niederträchtigste Weise zu bestehlen. — Eine Prüfung von Lysanders Leben würde uns noch weit andre Dinge sehen lassen; aber ich übergeh ihn lieber und lasse auch den Agesilaus unangefochten. — Genug: wenn ich die Tugend dieses Volks an sich, und dabey noch die Hinfälligkeit dieser Tugend betrachte;

so scheint sie mir der Martern womit sie erkauft wurde, und des Opfers so vieler herrlichen und schönen Gefühle der Menschheit nicht werth. Ich wenigstens, wenn ich Kinder hätte, würde nie, um ihnen diese Tugend zu verschaffen, sie einer jährlichen Geisselung auf den Tod um den Altar der Diana, den Vorübungen zu diesem gräßlichen Schauspiel, und der Aussendung auf Straßenraub und Meuchelmord dahin geben.

Was die wirklich großen und tugendhaften Männer aus den übrigen Staaten Griechenlandes angeht, so hatten diese sicher ihre Vortreflichkeit nicht allein der bürgerlichen Verfassung worin sie lebten und den öffentlichen Sitten zu verdanken, sondern eben so sehr, und vielleicht in merklich höherem Grade, den Lehren der Weisheit wovon sie durchdrungen waren. Der große Hause, den allein die Form und gemeine Sitte bildete, war schlechter als bey uns. Wer die alte Geschichte aus ihren Quellen geschöpft hat, kann dies mit Händen greifen. In Wahrheit, man weiß nicht wie einem geschieht, wenn man die Gesinnungen, die Meinungen und den

Wandel dieser Völker, sowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten, etwas näher sich vor Augen stellt. Ich las erst neulich den Thucydides, und mir fiel darin, als hätte ich sie noch nie gelesen, jene Rede auf welche vor dem Peloponnesischen Kriege von Atheniensischen Gesandten zu Lacedämon gehalten wurde. Die Athenienser hatten ihren Bundsgenossen allerhand Drangsale angethan, so daß diese endlich sich empörten und zu Sparta um Beystand flehten. Da vertheidigen sich die Athenienser nun, unter andern, durch folgende Gründe: „Auch ihr, o Lacedämonier, sagten sie, habt ja des Peloponneses Staaten, die ihr beherrscht, nach eurem Vortheil eingerichtet. Und hättet ihr euch damals (als Sparta ganz Griechenland anführte) auf immer behauptet, und bey der Herrschaft verhaßt gemacht, gleichwie wir; so würdet ihr wahrlich die Bundsgenossen nicht weniger drücken, und euch gezwungen sehen, entweder mit Nachdruck zu herrschen, oder euch selbst in Gefahr zu setzen. Eben so ist auch unser Verfahren weder seltsam noch der menschlichen Sitte

entge-

entgegen, wenn wir die angetragene Herrschaft angenommen haben, und diese nicht vermindern, von den wichtigsten Gründen genöthigt, von Ehre, und Furcht, und Nutzen! Auch ist solches keine Neuerung von uns, sondern ein beständiges Gesetz, daß der Schwächere von dem Stärkeren gebändigt werde. Ferner dünkten wir uns selbst der Herrschaft würdig, und schienens auch euch, so lange bis ihr, die sonst den Nutzen erwogen, die Gerechtigkeit jetzt in Anschlag bringt; welche noch keiner, wenn auch mit Gewalt etwas zu gewinnen war, vorzog, und den höheren Vortheil vernachläßigte.... Wer die Macht zu zwingen hat, bedarf keiner Gerichte" u. s. w.

Eben diese Athenienser hören wir, einige Jahre später, den Meliern, die von ihnen unabhängig waren, drohend einschärfen: daß sie Leute vor sich hätten, die wohl wüßten, daß man das genaueste Recht in menschlichen Angelegenheiten, nur unter Personen, die sich unter

einerley Umständen befänden, zum Maaßstabe der Entscheidung mache; wer hingegen die überlegene Macht in Händen habe, der gehe so weit als er könne, und der Schwächere müsse sich darein ergeben. . . So hielten es die Menschen alle, mit Bewilligung der Götter, die nicht anders wären.

Perikles, in der Ermunterungsrede an seine augenblicklich feig gewordenen, schon vor Sparta kriechenden Mitbürger, beschwört sie, bey ihren tyrannischen Anmaſsungen selbst, nicht davon abzustehen, da sowohl Gefahr als Ehre, eine billigere Denkungsart auf das dringendste verböten.

Dieselben Gesinnungen finden wir in den übrigen Staaten Griechenlands, so daß sie auch die Bürger unter einander entzweyten, wovon immer der eine Theil den andern zu unterjochen strebte, und den Vortheil des Stärkeren für den allgemeinen Geist der Gesetze ansah. Nicht die

Abwesenheit willkührlicher Gewalt, sondern ihren Besitz wünschte sich das Volk; nicht die allgemeine Herrschaft der Gesetze, sondern die Herrschaft über die Gesetze. Welcher Despotismus aber kann wohl schlimmer seyn, als Pöbel=Despotismus? Was verderblicher, als das Ringen nach Ansehen und Einfluß bey einer thörichten ungeschlachten Menge, die alles straft, was ihr nicht gefällt: Tugend, oft und hart; das schlaue Laster aber, selten? „Auch die beste Erziehung, sagt Plato (im VI. B. d. R.) und die edelste Seele ist hiegegen auszuhalten nicht im Stande, und wir werden unter solchen Umständen niemals einen wahrhaft tugendhaften Mann erblicken, es sey denn, daß sich unmittelbar ein Gott zu ihm herab lasse." Daher das Lob derjenigen, als der weiseren und besseren Menschen, die ihr Leben in der Stille hinzubringen suchten, so daß auch vom Epaminondas gerühmt wird: Er hätte sich nie eine Partey gemacht, als nur, um mit öffentlichen Aemtern verschont zu bleiben. Die nemliche Denkungsart finden wir bey den

Römern, wo Geiz und Herrschsucht, auch schon in den frühesten Zeiten, die gemeinen Triebfedern waren.

Ich kenne die gute Seite neben dieser schlimmen, und verhülle mir nicht ohne Mühe ihren Glanz. Aber folgende Sätze bleiben unbeweglich: — Daß, wo Menschen blos durch Neigungen und Leidenschaften, welche Lage und Umstände in ihnen erwecken, zu Tugenden geführt werden, ihre Tugenden nicht anders als sehr unrein und mit grossen Lastern vermischt seyn können. Ferner: Daß selbst auch diese unreinen und mit so vielen Lastern untersetzten Tugenden, nur sehr schwankende und hinfällige Tugenden seyn können. Ersteres ist an sich so klar, wird durch die allräglichste Erfahrung so sehr bewiesen, und von eines jeden eigenem Herzen, wenn er es aufrichtig fragen will, so tief erkannt, daß es eckelhaft seyn würde, es noch lange beweisen zu wollen. Das zweite ist eine nothwendige Folge des ersten, und findet sich überdem in der hiehin einschla-

genden Geschichte, durch die auffallendsten Begebenheiten, auf jeder Seite bestättigt. Umstände und Lagen verwandeln sich beständig, und sie werden um so weniger durch vorhandene Anstalten und Gesetze befestigt, je mehr die eigentliche bürgerliche Verfassung selbst nur ein Umstand — eine Folge blos natürlicher Triebe, eine Art von Ohngefähr war. Ein Ruck nach dem andern muß da bald erfolgen, und immer grössere Unordnungen zu Wege bringen. Das Uebel erscheint desto grösser, je eingeschränkter die Lage, und je angemessener dieser eingeschränkten individuellen Lage die Verfassung war. Alle Tugenden kommen um ihre Krücken und fallen danieder. Neigungen und Meinungen sind nicht mehr dieselben; jeder Privatmann hat seinen Sinn geändert: der öffentliche Verstand muß zu rasen scheinen und die alten Gesetze leerer Dünkel werden. Da ist keine Rettung, wenn nicht irgend woher ein freyer, aufgeklärter — philosophischer Geist ins Mittel tritt und dem Unwesen abhilft. — — Es ist nicht zu erzählen, und ist nicht abzusehen,

was ein Solon, Numa, Pythagoras, Sokrates, Zeno, mit ihren Schülern, gewirkt und Gutes gestiftet haben. Des göttlichen Nazareners, der in dem kleinen Judäa, wie verborgen, eine kurze Zeit umher wandelte; von jedermann verlassen, unter Spott und Schlägen, den Tod am Kreuze litt, und dessen hinterlassenes Wort die Welt umgestaltet hat, erwähne ich nicht, weil ich nur menschliche Kräfte und Mittel in Anspruch nehmen, wägen und vergleichen will. — Und da ist es unleugbar, daß philosophischer Geist, das ist praktische Vernunft, von jeher das Salz der Erde gewesen ist. — Aber es will jetzt Mode werden, (setzte Woldemar, etwas aufgebracht, hinzu) von Kenntnissen zu reden, als wenn sie dumm, von Theorie und Weisheit, als wenn sie thöricht machten. Man verschmäht Unterricht, Studium, Gelehrsamkeit, Bücher, als unwirksame Dinge, und erwägt nicht, oder weiß nicht, wie viel das zu allen Zeiten gewirkt hat; erwägt oder weiß nicht, daß es die Gelehrten

waren, die zu allen Zeiten im Grunde die Welt regierten.

Biderthal war in Nachdenken versunken. Dorenburg faßte Woldemars letzten Worte auf, denen er alles entgegen stellte, was von Antisthenes an, bis auf Mohamed, Montaigne und Rousseau, über das Unnütze in den Wissenschaften, und das Schädliche in den Künsten, Wahres, Falsches und Scheinbares gesagt und gefabelt worden ist. Biderthal erwachte darüber und half. Henriette hetzte. So glitten sie über die Hauptsache weg; ließen bey Seite und vergaßen alles andere, um nur auffallend darzuthun: daß die Wissenschaften der Schlamm und die Grundsuppe menschlicher Erkenntniß wären, die Gespenster des ehmals Wirklichen und Lebendigen, welche nun im Hause umgiengen und es unwohnbar machten. Ein Gelehrter (wurde behauptet) wäre das unthätigste Geschöpf unter dem Monde, das am Wesenlosen seine einzige Lust hätte, eben so

träge als unfähig einen wahrhaft nützlichen Bürger abzugeben. **Verstand** hätten wir immer genug um gut zu seyn; die Einsichten giengen nicht in den Willen über, und machten — wie schon gesagt — das Herz nicht anders, worauf es doch allein ankäme; es wäre noch niemals nur ein einzelner Mensch, geschweige denn eine Gesellschaft, durch Geistes Anbau besser geworden.

Woldemar hörte geduldig zu. Er sah gern die Unterredung diese neue Wendung nehmen. Der Eifer seiner Freunde ergötzte ihn; er ließ ihm den Lauf. Zuweilen sah er aus, wie betroffen, und als ob er nachdenkend würde. — Endlich fieng er an, an seinen Fingern auf und ab zu zählen, und dabey mit dem Kopfe, bald zu nicken, bald zu schütteln, wie einer, der nicht wüßte, was er von dem Dinge sagen sollte, das er dächte.

Eine Pause kam, und er fiel ein. — **Epaminondas!** — **Xenophon!** — **Dion!** —

Archytas! — Perikles! — Thucydides! — Phocion! — Demetrius von Phalera! — Scipio und Polib! — Cato! — Cäsar! — Brutus! — Cicero! — Plinius! — Antonin! — Mark Aurel! — und wie viele andre? Lauter Männer, welche der Philosophie und den Wissenschaften ergeben; größtentheils mit Leidenschaft ergeben waren! — Und man muß gestehen, daß sie in bürgerlichen Geschäften sich doch auch noch ziemlich thätig zu beweisen pflegten.

Eine wunderbare Sache! meinte Woldemar; denn im Ernste ließe sich nicht wohl das für etwas leeres und nichtswürdiges achten, was Männer, die gewiß im Falle gewesen wären, den Werth der Dinge und ihren Einfluß auf die menschliche Seele aus eigenem Gefühl und aus eigener Erfahrung zu schätzen, für ein so großes Gut gehalten hätten, daß sie sich nicht gescheut, es gegen jedes andre auf die Wage zu legen.

Der erste auf meiner Liste, fuhr er fort, war Epaminondas. Von ihm merkte ich schon vorhin an, daß er öffentliche Bedienungen geflohen habe. Liebe zu den Wissenschaften, denen er alle seine Muße widmete, soll hievon die hauptsächlichste Ursache gewesen seyn. Dabey, sagt die Geschichte, sang er und schlug die Zitter wie Damon; spielte wie Olympiodorus auf der Flöte; tanzte wie Calliphronus. Und dennoch wo ist ein Held der größer, wo ein Bürger der besser genannt zu werden verdiente? — Ich übergehe die andern Namen, weil es mir genug scheint, an sie erinnert zu haben, und weil mir so eben noch etwas viel ärgeres einfällt.

Es sind die drey Mönche aus dem Hieronymiter Orden, welche Ximenes (selbst ein Mönch) mit uneingeschränkter Vollmacht nach Amerika schickte, um in den Colonien neue Einrichtungen zu treffen. Diese Mönche, welche aus der Einsamkeit des Klosters und dem sogenannten Müßiggange der Studierstube

auf einmal in die Geschäfte der Welt versetzt wurden, sah man Wunder der Thätigkeit, der Standhaftigkeit und der Weisheit verrichten. Sie bewiesen ein so tiefes Einsehen, eine so weit umfassende Klugheit, eine so große Mäßigung, Uneigennützigkeit und Herzhaftigkeit, daß ihr Verdienst über alles Lob erhaben ist. — Ein ähnliches Beyspiel finden wir an Petro de la Gasca, welcher, um den Aufruhr des Pizarro beyzulegen, nach Peru abgeschickt wurde. Er wollte keinen Ehrentitel, kein Gehalt, keine Begleitung; sondern machte sich allein, mit einem Bedienten, seinem Kirchenrock und seinem Brevier auf den Weg. So langte er an und versuchte alles Mögliche um in dieser unscheinbaren Gestalt seine Absichten zu erreichen, und weiter nichts als ein Diener des Friedens zu seyn. Als aber Nothwendigkeit und Pflicht es ihm geboten, ergriff er den Degen, stellte sich an die Spitze des Heers und der Flotte, siegte, ordnete, kam wieder nach Spanien, und zog sich in seine Einsamkeit zurück. Ueberhaupt waren die Geistlichen noch zu jener Zeit,

durchgängig, die besseren, **tüchtigeren** Menschen, weil sie fast die einzigen waren, deren Verstand durch einen gewissen förmlichen Unterricht einige Ausbildung erhielt, und deren Lebensart stilles anhaltendes Nachdenken begünstigte und an Ordnung gewöhnte. Wie viele Grausamkeiten haben sie nicht in America verhindert; wie vielen sich mit Nachdruck und Gefahr, obgleich vergeblich, widersetzt; wie manches Gute hie und da noch gestiftet, sie, und sie allein!

Was ein Grad mehr oder weniger von Aufklärung vermag, davon erblicken wir im Großen ein sehr auffallendes Beyspiel, wenn wir die Eroberung von Mexico durch den Cortes, und die von Peru durch den Pizarro, mit einander vergleichen. Bis zu den kleinsten Umständen ist hier alles lautschreyendes Zeugniß wider Eure Lehre.

Und haben wir nicht an den Katholiken und Protestanten in Deutschland ein Beyspiel an

der Nähe? Wo liegt die Ursache, daß sich unter diesen sobald, in jedem Fache, die tüchtigeren Männer fanden? Daß sie nicht nur in allen Wissenschaften entschieden sich hervorthaten, sondern auch die besten Geschäftsmänner, die größten Aerzte, Künstler und Erfinder lieferten? Daß sittenerhaltender Fleiß, blühendes Gewerbe und Völker verbindende Betriebsamkeit gleichsam ihr Eigenthum wurden? Schon ins dritte Jahrhundert dauert diese Erscheinung fort, und noch sind die Protestanten überall, bis zur niedrigsten Classe herab, und Zahl gegen Zahl, bey weitem die Geschickteren, Sittlicheren, Emsigeren und Klügeren. Der Unterschied ist auffallend wo beide Parteyen neben einander wohnen. — Wie erklären wir dieses? Doch wohl nicht aus der Verschiedenheit des theologischen Lehrbegriffes! Wie denn Frankreich? das ganz katholisch ist, und doch keineswegs auf die angeführte Weise contrastieren konnte. Also nicht in der Religion, sondern in etwas Zufälligem, wenigstens mit ihr nicht *wesentlich* Verknüpftem, muß jene merkwürdige, Deutschland eigenthümliche Erscheinung ihren Grund haben.

Mir däucht es bedarf keines ungewöhnlichen Scharfsinns um diesen Grund — im **Ganzen** der Erziehung und Anführung, in der Materie und Form des Unterrichts, wie er, vom lallenden Kinde an bis zum Lehrer der Beredsamkeit auf hohen Schulen, an beyden Seiten ist und **nicht** ist, zu entdecken. Die ersten Beförderer der Reformation waren **Humanisten**, und so wurden die **Humaniora** bis zum ABC Buche herab bey der Gegenparthey verdächtig. Das Wort sollte nicht weiter **Fleisch** werden!... Genug an diesem Winke, da es an sich schon klar ist, und keiner Ausführung an Beyspielen bedarf, daß mit fantastischen oder abergläubischen Vorstellungen verschonte Köpfe, desto mehr Raum für wahre und fruchtbare behalten, und eigentliche Grundsätze nur in ihnen recht gedeihen können; daß Verständigung des Gewissens das Herz nothwendig läutert, seine Bewegungen richtiger und zuverläßiger macht; daß wahre Erleuchtung den Menschen, unter allen Umständen, auch bessert, und darum selbst die geringste wirkliche Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts, von unendlich guten Folgen seyn muß.

Noch eine sehr merkwürdige Erfahrung! fuhr Woldemar fort; und die ganz hierhin gehört — diese nehmlich: daß, gewöhnlich, wir den protestantischen Missethäter getroster zum Gerichtsplatz wandlen sehen, als den katholischen. Gleichwohl kann der Katholische, wenn er es von ganzer Seele ist, sich des Himmels vielleicht gewisser glauben als der Protestant. Aber dieser ist durch das bischen mehr Unterricht das er in seiner Kindheit genossen hat eines geistigern Enthusiasmus fähig, sein Begleiter weiß lebhaftere und zusammengesetztere Vorstellungen in ihm hervorzubringen, und das ist genug um seinen Muth und seine Kräfte so merklich zu erhöhen.

Noch ein letztes Wort, und ich schweige, sagte Woldemar.

Die Welt ist voll von dem Ruhme der Männer welche die Stoische Schule hervorgebracht hat, und deren Tugenden und große Eigenschaften doch gewiß mehr dem Geiste dieser

mächtigen Philosophie, als dem Patriotismus oder irgend einer aus bürgerlichen Verhältnissen entsprungenen Gesinnung beyzumessen sind. Eines Brutus, eines Cato will ich nicht einmal erwähnen, so ungünstig jeder Tugend auch schon damals Roms Verfassung war; sondern eines Soranus, eines Helvidius, eines Thrasea, die in Zeiten lebten, deren Verderbniß schaudern macht. Von Soranus und Thrasea sagt Tacitus, daß Nero, nach Hinrichtung so vieler großer Männer, in diesen beyden endlich die Tugend selbst auszurotten gestrebt habe. Ich weiß nichts rührenderes und nichts größeres als das Ende des letzteren. Da man ihm die Botschaft seiner Verurtheilung brachte, war er in einer Unterredung mit dem Philosophen Demetrius über die Natur der Seele begriffen. Er gieng dem Quästor entgegen, und hierauf mit Helvidius und Demetrius in sein Zimmer, hielt die Adern an beyden Armen hin, und als das Blut floß, rief er den Quästor näher, spritzte es über die Erde und sagte: libemus

Jovi

Jovi liberatori! Jupitern dem Befreyer! ....O Freunde! — Der Mensch ist durchaus gebrechlich und wandelbar in seinem Thun; aber wo er noch einige Größe, einige Standhaftigkeit zu beweisen vermag, da vermag er es allein durch irgend einen hohen Begriff der in seiner Seele herrschend geworden ist; da handelt er aus Vernunft, welche der Vorzug und die Ehre seiner Natur, der Sinn für sein inneres Wesen — und für die Gottheit ist.

Henriette sprang auf, ergriff Woldemars Hand, drückte sie an ihr Herz und wollte sie küssen. In den Augen der Uebrigen stand es deutlich, daß sie Theil an Henriettens Empfindungen nahmen, in ihren Dank willigten, und im Grunde des Herzens ihn bestätigten.

Die Sonne ist untergegangen, sagte Woldemar, wir sind tief im Walde, laßt uns aufbrechen, meine Freunde.

Es war ein schöner Heimweg für alle.

Woldemar wurde noch über seine Aussichten in eine bessere Zukunft befragt: Was er eigentlich hoffe; ob er ein Ende sähe; und welche Ordnung der Dinge alsdann seyn würde?

Woldemar bekannte, daß er kein Ende sähe. Alle Veränderungen die im Allgemeinen mit der Menschheit vorgiengen, sagte er, veränderten nur hie und da ihr äusserliches Ansehen, ohne jemals ihre Art zu verändern und dem Sittlichen über das Unsittliche wirklich die Oberhand zu verschaffen. Im Allgemeinen blieben die Menschen in demselben Grade eigensüchtig, gewaltthätig, thierisch — von Herzen lasterhaft. Zu einem sittlichen Verhalten bequemten sie sich nur aus Noth, der Verträglichkeit wegen; und so würden auch ihre innerlichen Tugenden nur aus Unbehagen erzeugt, nur um mit sich selbst einigermaßen leben zu können. Diese wie jenes, Gerechtigkeit und Weisheit, würden zu den Mühseligkeiten des Lebens, zu den beschwerlichen Ausgaben gerechnet, und man hielte für die Einnahme, was unge-

straftes Laster, willkührliche Gewalt, leichter und vollkommener verschaffen. Kurz, die Menschen im Durchschnitte sähen es für ihren Vortheil an, dem besseren Theile ihrer selbst, der eigentlichen Humanität, allen möglichen Abbruch zu thun, und ihre Brutalität in Freyheit zu setzen. Da es immer so gewesen wäre, und, nach seinem Urtheil, immer so bleiben würde, wenn nicht in dem Wesen selbst des Menschen eine Veränderung vorgienge, wodurch das Verhältniß seiner Neigungen und Kräfte umgekehrt würde: so hätte er aus voller Ueberzeugung wider ihre zu hohe Meinung von den vergangenen Zeiten sich auflehnen und die gegenwärtige Periode, als — **vielleicht** — mit besseren Dingen schwanger in Schutz nehmen können. Denn der sittliche Trieb im Menschen könnte zu wirken und auch in Absicht des Ganzen der Menschheit sich thätig zu beweisen nicht aufhören: er wäre die wahre eigentliche Menschenenergie; Gott im Menschen. Der Gegenstand dieses Triebes wäre — Tugend in eigener Gestalt;

nämlich: reine Tugend, Tugend als Zweck an sich. Auf eine bewundernswürdige Weise hätte sich diese Energie in Zeiten, wo Unsittlichkeit und Unvernunft alles zu verschlingen drohten, mehrmals bewiesen. Welcher Gestalt sie unsern gegenwärtigen Bedürfnissen zu Hülfe kommen würde, darüber hätte er keine Vermuthung; nur dünkte ihm, eine große Veränderung zum Bessern — oder der jüngste Tag müsse vor der Thüre seyn. Er verliesse sich darauf daß Gott im Verborgenen regiere. Das Vergangene wäre ihm eben so räthselhaft, als die Zukunft dunkel; doch hätte Geschichte und Beobachtung ihn so viel gelehrt, daß in allem und durch alles ein freyes Wesen herrsche, welches wir vergeblich zu binden suchen. Dies nicht sehen — dem Gotte mit Gewalt entfliehen, so gar ihn unterwerfen zu wollen, wäre Geist der Zeit — aber Er würde sich zeigen — unüberwunden!

Das Waldgespräch, und was auf dem stillen Rückwege bey zunehmender Dämmerung, während ein Stern nach dem andern hervor kam, und man beym Zuhören gleichsam dem Himmel in die Augen sah, noch war geredet worden, hatte tiefe Eindrücke und einen lebhaften Reiz zum weiteren Nachdenken zurück gelassen.

Woldemar war entschlossen es auf alle Fälle hiebey bewenden zu lassen, und seinen Freunden nicht weiter einzureden. Er zweifelte nicht, daß bald ein sehr gutes Gleichgewicht von selbst sich machen, alles sich aufs beste fügen und schicken würde.

Der Erfolg rechtfertigte diese Muthmassung. Oefter scherzte Woldemar nachher mit seinem Bruder und Dorenburgen über ihre Streifereyen in sein Gebiet, und wollte hoffen, es würde ihm doch wohl Noch einmal in seinem Leben so gut werden, daß er über sie, als Sonderlinge — Schwärmer und Separatisten den Kopf schütteln, und die gute Sache des Gemeinsinnes

und herrschender Gebräuche, als derselben Stellvertreter, wider sie in Schutz nehmen könnte.

Aber weit davon entfernt daß dem Uebermüthigen dieser Genuß zu Theil wurde, sollte er im Gegentheil an sich selbst Dinge erfahren, die er keinem Seher geglaubt hätte, und wodurch er, wie es die Folge dieser Geschichte zeigen wird, auf einem langsamen äusserst schmerzhaften Wege erst zu einer tieferen Selbsterkenntniß gebracht wurde.

Biderthal hatte den Wunsch und die Hofnung, seinen Bruder mit Henrietten vermählt zu sehen, unter allen diesen Vorgängen, immer behalten, und redete oft davon mit seiner Luise und bey Dorenburgen. Allein sie sahen miteinander keine Möglichkeit dazu so lange Hornich lebte, weil dieser Woldemarn bis zum Abscheu haßte. Zwar mäßigte er sich in seinen

Aeusserungen aus Furcht vor Henrietten, die ihn öfter Vorstellungen über seine Ungerechtigkeit gethan hatte; aber seine Gesinnungen blieben darum nicht weniger wie sie waren, und das merklich genug.

Nun begab es sich daß Hornich, der eine Zeitlang sehr gekränkelt hatte, sichtbar seinem Ende sich nahte; und da fiel es Biderthalen unmöglich, länger an sich zu halten.

An einem Abend, da die Geschwister bey Dorenburgen sehr vergnügt zusammen bey Tische saßen, und Henriette unversehens, ihres Vaters wegen, abgerufen wurde, hub er an —

Zuerst von dem vielen Guten des thätigen, verständigen, von so manchen Seiten verdienstvollen Greises, der nun bald von ihnen scheiden würde zu reden — und wie einem dies alles so klar vorschwebte, wenn man jemand dem Tode sich nahen sähe; wie man dann nicht begriffe manches in einem so harten

Lichte gesehen zu haben, und sich nun Einseitigkeit, Ungerechtigkeit, Persönlichkeit, mit bitterer Reue, vorwürfe.

— Aber, setzte er hinzu: — Etwas Gutes, womit es hohe Zeit war, wird dieser Tod hervorbringen.

.. Die unselige Quälerey hat überlange gedauert, und ist mir vielleicht noch peinlicher als Dir gewesen, lieber Woldemar! — Jetzt wird Dir und uns allen bald geholfen seyn.

Woldemar verstand nicht gleich.

„Unselige Quälerey? — Geholfen, mir und uns allen? ...“

Biderthal lächelte. Luise, Dorenburg und Caroline mit ihm.

Nein, in Wahrheit! sagte Woldemar. — Doch mußte er anfangen mitzulächeln.

Auf einmal verstand er, fuhr zusammen — sprang, die Serviette wegwerfend, vom Stule

auf und lief zu Biderthalen, dem er um den Hals fiel: — „Meine unselige Quäleren, du guter Biderthal! — mein peinlicher, hülfsbedürftiger Zustand!“ — und küßte und lachte; und lachte endlich so herzlich in einem fort, daß alle mechanisch einfallen, und lange warten mußten bis sie erfuhren, warum dies Gelächter.

Bester! sagte Woldemar endlich zu Biderthalen, deute mir das nicht unrecht, daß ich Deiner zärtlichen brüderlichen Aufwallung so ungereimt begegne. Du kamst mir zu unerwartet. Gleich verstand ich Dich nicht; und da ich Dich verstand, machten Deine Ausdrücke mir den Contrast meines wirklichen Zustandes, mit diesem Zustande in Deiner Einbildung so auffallend, und stellten mir die Sache in ein so comisches Licht, daß ich lachen oder ersticken mußte.

Sieh, Lieber, fuhr er sehr ernsthaft fort, ich bin gewiß daß mir ben Henrietten auch nicht

ein einziges Mal der Gedanke gekommen ist, daß ich sie wohl zum Weibe haben möchte. Mein Verhältniß mit ihr nahm gleich von Anfang einen Charakter an, der jenen Gedanken ausschloß, ihm allen Zugang wehrte — jetzt ihn eben so unmöglich gemacht hat, als den Gedanken eine Person meines eigenen Geschlechts zu heirathen. Ihr wißt daß ich Henrietten häufig Bruder Heinrich nenne: so ist mein Gefühl in Absicht ihrer. Wie Ihr dies nicht sehen, wie Ihr alle Euch in Absicht meiner Gesinnungen so gewaltig irren konntet, ist mir unbegreiflich.

Du bist sehr platonisch geworden, antwortete Biderthal! So habe ich Dich ehmals nicht gekannt — das weißt Du!

Aergere mich nicht mit diesem Worte, erwiderte Woldemar; Du weißt wie ich seinen heuchlerischen Mißbrauch hasse, von jeher ihn gehaßt habe, und Du berufst Dich darauf! Gebe ich denn jetzt platonische Liebe vor? Bedarf

ich eines solchen Vorwandes, irgend Eines? — Und was willst Du damit daß Du mich ehmals so nicht gekannt hättest? Was Du auch im Sinne liegen mag, so bin ich mir dagegen bewußt, immer noch platonisch genug gewesen zu seyn, um nie an mein Herz zu drücken, was ich verachten mußte; platonisch genug selbst in den frühesten Jahren jugendlicher Ausgelassenheit, um doch nie diese Lippen, die ich allein der Freundschaft und Liebe geweiht glaubte, mit einem leichtfertigen Kusse zu beflecken. —— Du wirst mir auch nicht Schuld geben können daß ich mich in sogenannten — ehrbaren Liebeshändeln viel herum getrieben, mich leicht und gern darin verwickelt hätte. Gerade wegen der Reizbarkeit meiner Sinne, der Heftigkeit meiner Begierden, und wegen meiner überhaupt sehr leidenschaftlichen Gemüthsart, lernte ich bald das Zerstreuende, Schwächende, Verwüstende das mit dergleichen verknüpft ist, als etwas unerträgliches, mir ganz unleidliches erkennen, und bemühte mich nun aus allen Kräften, meiner Einbildungskraft Meister zu werden.

Der feste Entschluß und das Gelingen war beynah Eins. Nachdem ich mir alle Anschläge dieser Art schlechterdings untersagt hatte, keinen solchen Gedanken mehr aufkommen ließ, konnte ich mit den schönsten und angenehmsten Weibern vertraulich umgeben, ohne im mindesten meine Ruhe zu verlieren. Wirklich, mein Freund, ist das bey weitem nicht so schwer, als es uns verdorbene Menschen überreden wollen; denn selbst derjenige mächtige Reiz der Schönheit, welcher Leidenschaft erweckt, kann die Seele wie lange entzücken, ehe sich Begierden merken lassen.

Gut, sagte Biderthal: Wenn aber dies letzte nun Dein Fall wäre?

Bin ich ein Knabe? erwiderte Woldemar — Ich sollte Liebe, leidenschaftliche Liebe im Herzen haben, und es selbst nicht wissen?

Ach! rief Biderthal wehmüthig aus — Du bist ein so unbegreiflich sonderbarer Mensch —

Hast Dich schon oft so unglaublich getäuscht ... Wenn Du abermals Dich hintergiengest, Dich verwickeltest — Wenn ich Dich wieder unglücklich sehen müßte! — O, Woldemar! ...

Ein tiefer Seufzer brach ihm das letzte Wort im Munde, und er saß da — das rührendste Bild zärtlicher Sorge und ächter Liebe und Treue.

Ueber Woldemarn hatte sich mit Biderthals Rede eine Fluth von Erinnerungen, Gedanken und Empfindungen ergossen, so daß ihn der Anblick seines Bruders mit zehnfacher Gewalt erschütterte. Er wollte sprechen, seine Lippen öffneten sich; aber ihrer zitternden Bewegung folgten keine Worte. Plötzlich traten ihm Thränen in die Augen. Er stand auf, und nachdem er einigemal im Zimmer auf und nieder gegangen war, näherte er sich Biderthalen, faßte ihn herzlich bey der Hand: — „Sey ruhig, Bester! sagte er zu ihm; ich bitte Dich, sey ruhig! Ich schwöre Dir in diesem feyerlichen Augenblick,

daß ich für Henrietten nichts, als die reinste, heiligste Freundschaft empfinde; und alle Kenner des menschlichen Herzens sind darüber einig, daß Freundschaft nie in die Leidenschaft der Liebe ausarten könne. Warum willst Du daß ich — wider die *Stimme meines Herzens* — die *Freundinn* zu meiner *Gattinn* machen soll? ... Lieber! Es ist unmöglich — Ich kann nicht!"

Woldemar wurde gefragt: Ob er denn entschlossen sey nie zu heyrathen? — Ob *Henriette* willens sey immer ledig zu bleiben? — Nach letzterem hatte er nie geforscht; über das erstere erklärte er sich zweifelhaft. So schieden sie aus einander.

Henriette erfuhr diese Unterredung am folgenden Morgen von ihren Schwestern. Ueber Biderthals Anrede erröthete sie; und daß Woldemar ein so unmäßiges Gelächter aufgeschlagen hatte, machte sie stutzig. Nie war in ihre

Seele der Argwohn gekommen, daß über ihre Freundschaft mit Woldemarn ein unrichtiger Gedanke möglich sey; — ein Gemisch von Unwillen und Schmerz bewegte ihr Inwendiges. — Und Woldemar — hatte nur gelacht! .. Doch fand sie dies am Ende minder ausserordentlich, und verwies sich ihre Befremdung. Aber lebhaft fühlte sie in diesem Augenblick den Unterschied — zwischen Mädchen und Mann.

Ihre Schwestern, denen die kleine Verwirrung, worin Henriette gerathen, nicht entgangen war, machten ihre eigenen Auslegungen darüber. Henriette ließ sie nicht lange im Irrthum; sie erklärte einerley mit Woldemarn, und that es noch bündiger als er, und durchaus bestimmter.

Du bist also wohl fest entschlossen nie zu heyrathen? sagte Caroline.

Man kann nicht fester, erwiederte Henriette.

Und Woldemar auch wird nie heyrathen?

Woldemar wird heyrathen, und Du sollst sehen, er heyrathet bald.

Ich bitte Dich, Henriette, fiel Luise ein — aber Du mußt nicht böse werden — Da Woldemar erst zu uns gekommen war...

Schon genug! sagte Henriette. — Ich verlange das nicht zu läugnen, daß Woldemar Eindrücke auf mich gemacht hatte, wovon ich damals glaubte, daß Leidenschaft sie leicht zu Leidenschaft würde beleben können. Woldemar kannte sein Herz besser; und ich — habe seitdem auch das meinige kennen gelernt. Nunmehr, nach der innigen Freundschaft, die unter uns entstanden ist, kann ich mir Woldemarn gar nicht mehr als Liebhaber nur denken. Ich bin gewiß, daß ihm in Absicht meiner nicht anders zu Muthe ist. Aber den Fall gesetzt, es wäre möglich daß Woldemar nun auf einmal in Liebe gegen mich entflammte — sieh! es würde dies

eine

eine Wirkung auf mich machen, wovor meine Einbildung sich entsetzt — es wäre das Unglücklichste was mir begegnen könnte. Gut, daß ich eher des Himmels Einsturz zu befahren habe!

An demselben Tage, gegen Abend, gieng Woldemar zu Henrietten, um ihr den Auftritt bey Dorenburgen zu erzählen. — „Ich weiß schon alles, unterbrach sie ihn, da er anfangen wollte: Sie sollen heyrathen; das steht Ihnen nicht an, und wir werden uns zanken — denn ich will es, Sie müssen!" —

Wenn ich muß; nun in Gottes Namen!

„Deine Hand darauf!"

Woldemar zuckte. — Henriette lächelte: „Nun?"

Henriette! Schwester! Muß ich fragen, ob das Dein Ernst ist?

„Mein Ernst! was?“

Ach! rief Woldemar unwillig.

Sachte, sachte! sprach Henriette; ich habe Ihr Wort, und darauf fordere ich Ihre Hand. — Her, lieber Woldemar; her Ihre Hand — für Allwina Clarenau! —

Ey! rief Woldemar, das ist ja wieder etwas neues! —

„Etwas Neues? Nichts weniger! Ich hatte Ihnen meine Freundinn bestimmt, noch ehe Sie bey uns waren. Dieser Gedanke ist mir von Tage zu Tage lieber geworden, und ich hätte Ihnen längst davon gesagt, wenn nicht die Gewalt, welche Allwinens Vater dem meinigen über das Schicksal des guten Kindes gelassen hat, der Erfüllung meines Wunsches bisher im Wege gewesen wäre. Auf der ganzen Welt ist so kein Mädchen für Sie wie unsere Clarenau.“

Allwina ist ein liebes herrliches Geschöpf, sagte Woldemar; aber um des Himmels willen, warum soll ich denn durchaus eine Frau haben?

Henriette zuckte mitleidig die Achseln: „Wunderlicher Mann! — um desto glücklicher zu seyn; auch um mich desto glücklicher zu machen.“

Sie heyrathen dann wohl auch?

„Wie mögen Sie nur so albern thun, Woldemar? Mit mir, mit Ihrer Henriette dergleichen — ja, Complimente? Als wenn nicht der Unterschied in die Augen fiele? Mich verlöhren Sie beynah ganz, wenn ich meinen Stand änderte; Sie im Gegentheil, bringen mich um nichts wenn Allwina Ihre Gattinn wird; vielmehr gewinne ich unendlich. Muß ich etwa der Länge nach dies auseinander setzen? — Hiezu kommt noch, daß ich nach meines Vaters Tode, bey Euch am liebsten meine Wohnung aufschlüge.“ —

Woldemar umarmte seine Freundinn — Aber, sagte er, ich fühle keine eigentliche Liebe, nicht die erste Spur einer Leidenschaft für Allwinen; sie ist gewiß in demselben Falle gegen mich, und ich kann nicht begreifen...

Halten Sie ein, Woldemar, erwiderte Henriette lebhaft; Sie würden mich zum erstenmal in Ihrem Leben ungeduldig machen. — Haben Sie nicht hundertmal versichert, daß Sie nie aus Leidenschaft heyrathen — nie von einem Mädchen Leidenschaft verlangen würden; man dürfe von keinem Mädchen, das ein ächtes Kind der Natur sey, eigentliche Leidenschaft erwarten; denn Mutter Natur habe das Weib nur zu Einer, der Leidenschaft für die Kinder angewiesen; Mutterherz sey sein wahres, eigentliches Wesen. „Wo ein Weib — sagten Sie — die Leidenschaft der Liebe, gleich uns Männern, zu empfinden scheint, da wird fast immer etwas unlauteres, verkehrtes zum Grunde liegen. Nicht ein herrschender, unmittelbarer Trieb;

sondern Leichtsinn, Eitelkeit, schnödes Gelüst reißt es hin. Und darum — fügten Sie hinzu — ist ein ungetreues, buhlerisches Weib mit Recht für das niederträchtigste aller Wesen zu halten" ... Also, mein Freund, wäre das, was sie eben vorzubringen gedachten, wohl nur eine Ausflucht gewesen; und was haben Sie Ausflüchte nöthig? Sie sind in Verlegenheit, ich seh' es — das kränkt mich eben. Ueber meinen Antrag zu stutzen, war natürlich; wie Sie ihn aber von sich weisen — darin ist ...

Nicht wahr, sagte Woldemar — darin ist Verstellung? — — Liebe Henriette! ich will Ihnen meines Herzens Gedanken treulich offenbaren. Allwina Clarenau ist allerdings ein sehr reizendes Geschöpf in meinen Augen. Wohl ist es mir auch einmal durch den Kopf geflogen: das wäre gerade eine Frau für dich! und vielleicht wäre der Gedanke öfter wiedergekommen, und hätte nach und nach mehr Raum gewonnen, wäre nicht das schöne innige Verhältniß mit Ihnen gewesen. So aber mochte

ich mir nicht einfallen lassen zu heyrathen, weil ich mir nicht wollte einfallen lassen, daß Sie heyrathen könnten. Und dann: ich fühlte mich so glücklich in meiner Lage, — liebe Henriette, so weit über alle meine Hofnung glücklich, daß ich mich der Sünde fürchtete noch glücklicher werden zu wollen. — Noch glücklicher? — Sage, liebe Henriette, wäre es nicht Frevel? —

Und wäre es nicht Frevel auch von Dir, Deiner Freundinn einen Mann anzurathen, der doch an Dir allein, obgleich nur in Freundschaft, aber doch an Dir allein nur mit ganzer Seele hängt? — Nein; laß, laß! — ich bitte Dich, Engel, laß! —

Woldemar! — sagte Henriette, indem sie sich aufrichtete und mit durchdringendem Blicke ihn faßte — Woldemar! Lieber! — nur ein wenig Besinnung! — Für so gering wollten sie Ihre Seele ausgeben, daß ihre Kraft an einem einzigen Gefühl erschöpft wäre? Sehen Sie nicht, was für eine Schmach Sie auf unsere Freundschaft werfen; was für ein läppisches,

ärgerliches Ding Sie daraus machen, so bald Ihnen diese im Wege ist, alles seyn zu können, wozu Sie von der Natur den eigentlichsten Beruf haben? Antworten Sie mir nicht, dies lasse sich gegen mich selbst zurückwenden. Sie wissen was ich seit Jahren beschlossen hatte, und mit bestem Grunde. Ueberhaupt ist mit einem Mädchen der Fall durchaus anders. In meiner Lage nun gar, die so voll herzlicher Geschäftigkeit, so voll wahres Lebens und Genusses ist, daß ich schwerlich zu weit gehe, wenn ich meine Bestimmung für so schön und gut und vollkommen achte, als irgend Eine. — Man bedenkt, man erwägt nicht genug, fuhr sie lächelnd fort, welche nützliche Sache in einer großen Familie, ja im Staat, eine ledige Tante ist. Sie hat alles Gute und nichts von dem Bösen einer milden Stiftung. Daß die mehrsten langweilig, verdrießlich, zänkisch, lästig, unerträglich sind, ist die Schuld der Person, nicht des Berufs. Dieser ehrwürdige Beruf und Stand soll durch mich einmal ein Muster bekommen; ich will — was noch keiner

Tante eingefallen ist — den Tanten zum Exempel leben — — Genug hievon — Und genug überhaupt. Wenn Ihre Freundschaft zu mir das ist, wofür ich sie immer gehalten habe (und das muß sie seyn, oder es ist Grillenfängerey damit) so kann niemanden dadurch etwas genommen werden, am wenigsten dereinst Ihrer Gattinn, wer sie auch sey. Allwina, die bisher so merklich dadurch gewonnen hat; die selbst mich ausschweifend liebt; wie könnte sie dadurch verlieren? Allwina hat von jeher ihren eigenen Antheil an Ihrem Herzen gehabt, einen so eigenen vielleicht, als immer ich, und gewiß einen mehr unmittelbaren. Die Lieblichkeit des Mädchens, seine köstliche Unschuld, die es einem so hell entgegen strahlt, daß sie unverführbar ist, wie die Unschuld eines Engels; seine frohe Laune; seine Arglosigkeit, Genügsamkeit, Selbstvergessenheit ... wie waren Sie nicht tausendmal davon entzückt, sind es alle Tage noch? — Und, Woldemar — die Schönheit des holden Kindes! — Oder ist Allwina vielleicht nicht schön? — (Woldemar

mußte lächeln) — und auch vielleicht nicht jung? — Doch ist sie sieben Jahre jünger als ich, eben im neunzehnten. Gewiß, lieber Woldemar, es ist kein geringes Wunder, daß Sie neben Allwina Zeit behielten, mich ihre Freundinn werden zu lassen. Wären Sie nicht der seltsame Mann, mit einem Kopf, der Ihnen wenigstens eben so viel zu schaffen macht, als Ihr Herz, und mit diesem ähnliche Bedürfnisse hat: es wäre nie geschehen — Und desto schlimmer für Allwina! Wie vieles in Woldemarn, das ohne mich, nie an Allwina gelangt wäre!

Nicht weiter, Henriette! rief Woldemar. Ich verstehe, ich fühle alles; aber ich bin betäubt. Wenn der Engel mir bestimmt ist, ich will ihn nicht von mir weisen. Lassen Sie mir Zeit.

Es war im März, da diese Unterredung vorfiel.

Einige Zeit darauf glaubte Hornich sich von neuem zu erholen, und drang selbst in Henrietten, daß sie die Clarenaus auf ihren Landsitz nach Pappelwiesen, begleiten sollte.

Dahin kam nun Woldemar öfter zum Besuch. — Gieng und kam wieder. — Wollte nicht bleiben, und blieb jedesmal länger.

Henriette stand in sehr geheimen Verträgen mit der Natur! Diese schien hier ganz mit ihr dazu verschworen zu seyn, daß des guten Woldemars Herz von der Liebe beschlichen würde. Wie ihm bald zu Muthe wurde, erhellt aus einem ziemlich dithyrambischen Briefe, den er in die Stadt an seinen Biderthal schrieb.

Am 28sten April.

Ich glaube, Bruder, alle Nachtigallen haben sich hieher in unsere Büsche beschieden! Es ist ein Singen, daß man es kaum aushalten

kann. Alle die andern Vögel dazu. Das Heer von Lerchen, die in ununterbrochenem Jubel einem über dem Kopfe schweben. Rund herum die ganze vollständige Symphonie. Und dann — höre! — die Wechsellieder der Nachtigallen durch alle den Gesang durch. Man weiß nicht wohin man sich kehren und wenden soll. Ruht das Ohr einen Augenblick, dann fallen alle die Baum- und Hecken-Blüthen über einen — alle das neu gewordene Laub . . .

Und siehe da, die herrliche Ebene; — das vielfarbene Grün dort im Thal! — O, und jene Hügel hinauf! Seitwärts die darüber ragenden Höhen! Hier — durch die Oefnung — noch weiter! Alle Gipfel durchsichtig; alles so lüftig, so voll lebendigen Othems, sich anhauchend mit Wohlgerüchen, und ausströmend seine beste Kraft in Schönheit und Anmuth . . .

Heute — Wir waren ausgewandert nach Brinken, standen in dem unermeßlichen Obstgarten, schauten in den Blumenhimmel schweigend, wonnevoll.

Man sollte uns Milch in die Kirschenlaube an dem einen Ende des Baumgartens bringen. Sie war gekommen; man rief uns; wir giengen.

Ausgeruht, erquickt, machten wir uns auf zum Rückwege — traten aus der Laube, schauten, entzückter, noch einmal in den Blumenhimmel, konnten die Füße nicht bewegen zum Weggehen.

„Nur Eins fehlt hier, sagte Allwina; ich habe keine Nachtigall gehört".

Da plötzlich, dicht über uns vom nächsten Zweige, das heiße Schlagen, heller, stärker, fort bis zum Athemausgehen des Sängers — Es fuhr durch alle Glieder, in die Seele!

Wie mir nur wurde — auch so plötzlich!... Ich weiß, ich verstehe es nicht.

Meine Begleiterinnen, die zwey lieben Mädchen standen da vor dem Verzückten. —

Gott! Ich wankte, taumelte nieder, verbarg mein Gesicht . . .

Die Sonne neigte sich zum Untergehen. Sachte wandelten wir zurück nach Pappelwiesen. Ich, zögernd hinter den zwey Mädchen — in mich sammelnd alle die Töne, die in meiner Seele angeschlagen hatten, daß sie nicht verhallten, wenigstens nicht so geschwinde verklängen. Ein vieljähriges Gemisch dunkler Empfindungen ordnete sich in Accorde, und diese Accorde wieder in Melodie. In den schwindenden Sonnenglanz traten Sirius und Venus. Vor und nach erschienen die übrigen Sterne. — —

— So weit hatte ich gestern Abend geschrieben. Jetzt komme ich von einem Spaziergange im großen Englischen Garten, mit Allwina, zurück. Henriette hatte zu schreiben.

Du erinnerst Dich der offenen Seite, wo das Wäldchen — und alles, die ganze Gegend, schön, wie ein Paradies, vor einem liegt.

Wie ein Paradies! hatten wir öfter gesagt.

Es schwebte mir auf der Zunge, heute zu sagen: — wie im Paradiese!

Ich konnte nicht, fühlte daß ich erröthete.

Wir wendeten uns linker Hand nach dem Wasserfall, setzten uns nächst dem großen Teiche, der so hell und schön da stand, daß man sich nur gleich hätte hineinstürzen mögen. —

.... Am Sonnabend schreibe ich Dir wieder, und wer weiß, vielleicht etwas Merkwürdigeres.

Dein Woldemar.

... Es giebt eine Menge lieblicher Scenen, wo die verborgensten Quellen der Seele sich öffnen, und die sich auf kein Schaugerüst bringen — sich weder malen noch beschreiben lassen.

Allwina ruhte an Henriettens Busen. Da empfieng sie Woldemars Gelübde, da ergab sich ihre Seele dem Edlen.

. . . Εἰ μὲν οὖν μία ἐστὶν Ἀφροδίτη ἢ διτταί, Οὐρανία τε καὶ Πάνδημος, οὐκ οἶδα· καὶ γὰρ Ζεὺς ὁ αὐτὸς δοκῶν εἶναι πολλὰς ἐπωνυμίας ἔχει.

Xenoph. Sympos. C. VIII

Woldemar.

— Ja, auch Sie!

. . . .

Auch Sie! auch Sie! — Entschuldige sie ganz;
Allein verbirg' Dir's nicht: auch Sie! auch
Sie!

Taßo. IV. Aufz. 5 Auftr.

Zweyter Theil.

Königsberg,
bey Friedrich Nicolovius.
1794.

— Du stehest fest und still;
Ich, scheine nur die sturmbewegte Welle.
Allein bedenk' und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die feste Felsen gründete, hat auch
Den Wellen die Beweglichkeit gegeben.
Sie sendet ihren Sturm: die Welle flieht
Und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend
über. —
In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich; es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte . . .
Verschwunden ist der Glanz, entflohn die Ruhe . . .

Tasso. letzter Auftr.

Zum zweyten Theile
statt Vorrede.

Auf jenem engen, unebnen Wege, der zur Pforte des Lebens führt, wandern die Pilger wunderbar daher.

Einige, in weissen, saubern Kleidern, messen und zählen die Schritte: plötzlich befällt sie ein Schwindel: sie stossen ans kleinste Steinchen, fallen und beflecken ihr hellglänzendes Kleid.

Andre werden wie von Geisseln getrieben: sie setzen über Felsen und Klüfte, und haben nicht Zeit zu schwindeln. Sie kümmerten sich nicht um ihr Kleid, und unbefleckt fliegen sie ihren Weg dahin.

Einige von scharfem Gesicht, sehen vorwärts, sehen umher, sehen zurück, verweilen und kommen nicht weiter; indeß andre sogar zurück zu gehen und etwas Andres im Sinne zu haben scheinen; und kommen doch vorwärts.

Diese laufen, eilen, schwitzen, keuchen und fallen ohnmächtig nieder: jene scheinen müßig und ruhig, und kommen fort.

Einige fasten und martern sich ab, daß, wenn sie jetzt frisch daran wollen, ihnen Kräfte fehlen. Andre genießen die Gaben der Natur, und streben hinauf zum Himmel.

Kurz. Menschliche Vorschriften und Regeln helfen bey dieser Wanderschaft wenig: auf die höchste Güte des Schöpfers und auf die lauterste Einfalt des Geschöpfs kommt alles an.

Joh. Valent. Andreä Parabeln.
Herders Zerstr. Bl. V. S. 60.

Woldemar.

Zweyter Theil.

Druckfehler
in diesem zweyten Theil.

(Der Leser wird gebeten, die mit einem Sternchen bezeichneten vor dem Lesen zu ändern.)

Seite 5.	Z. 5.	nach ihn ein Comma.
— 6.	Z. 15.	erhielte statt erhielt.
— 16.	Z. 9.	litt st. litte.
	Z. 16.	demselben st. demselbigen.
— 21.	Z. 9.	wäre st. sey.
— 23.	Z. 4. v. u.	habe st. hab.
*— 35.	Z. 5.	nach Ketten einige Punkte.
— 43.	Z. 6.	nach reineren ein Comma.
*	Z. 2. v. u.	diese st. die.
— 55.	Z. 6. v. u.	zerrisse st. zerriß.
*— 119.	Z. 5.	Freude st. Freuden.
*— 123.	letzte Z.	vorher gesehene st. vorhergesehene.
*— 143.	Z. 7.	Anwandlungen st. Anwandlung.
— 146.	Z. 6. v. u.	zurück st. zurücke.
*— 153.	Z. 3. v. u.	in st. an.
— 170.	Z. 2.	Affecten st. Affecte.
*— 181.	Z. 7.	seiner st. seine.
*— 206.	Z. 8.	mußte st. mußte.
— 241.	Z. 8. v. u.	anders st. Anders.

Wegen der Fehler und Ungleichheiten in der Rechtschreibung und Interpunction, auch in diesem Theile, welche großentheils der von mehreren, verschiedenen Händen herrührenden Abschrift, nach welcher abgedruckt worden ist, zur Last fallen, wird der Leser um Verzeihung gebeten.

Im

In der Nacht kam Biderthal mit einer Postschaise, um Henrietten eilends abzuholen. Der alte Hornich war wieder eingefallen, und neue Zufälle verkündigten ihm ein schleuniges Ende.

Biderthal wurde von der Nachricht, daß sein Bruder mit Allwinen verlobt sey, wie versteinert; er konnte — er wollte sie nicht glauben.

Seit jenem Abend, an dem sich Woldemar so entscheidend über sein Verhältniß mit Henrietten wider Biderthals Meynung und Wünsche erklärt hatte, waren beyde Brüder über eben diesen Gegenstand öfter, und ein paar Mal ziemlich ernsthaft an einander gerathen. Bi-

derthal ermüdete nicht; mit Begierde ergriff er jede neue Gelegenheit, das Aergerniß, welches er an der so verkehrten Denkungsart des Freundes und der Freundinn nahm, nachdrücklicher an den Tag zu legen. — „Endlich müßten sie es doch einmal begreifen, meynte er, daß sie unvermerkt gegenseitig sich nur überspannt hätten; unverzeihlich jetzt sich täuschten, und in der drohendsten Gefahr einer schmerzlichen zu späten Reue schwebten." — Er redete vortrefflich, aber umsonst, und mußte zuletzt, trostlos und ermüdet, in Woldemars und Henriettens Vorschlag willigen, diese Sache, nach so vielen von beyden Seiten mißglückten Versuchen, den Gegner auf andre Gedanken zu bringen, wenigstens eine Zeitlang blos auf sich beruhen zu lassen.

Während dieses Waffenstillstandes nun, war die Verlobung zwischen Woldemarn und Allwinen zu Stande gekommen.

So schnell und unvermuthet; so schlau; so tückisch! . . . Biderthal empfand die pein-

lichste Bestürzung darüber. Er mußte nun auf immer schweigen, und schwieg.

Aber was bisher nur Tadel in ihm gewesen war, wurde von diesem Augenblick an Bekümmerniß, Sorge, böse Ahndung. Denn das blieb auch nach seines Bruders wirklicher Verlobung mit Allwinen eben ausgemacht bey ihm, daß im Grunde von Woldemars Seele Henriette die Braut sey. Warum nahm er sie denn nicht zum Weibe? — daß sie nicht gewollt hatte: diese Thorheit war Woldemars Werk; er hatte sie ihr eingegeben, sie dazu verführt. Nun blieb das treffliche Mädchen, ohne eigentliche Haltung unter Menschen, auf eine eben so grillenhafte als unsichere Bestimmung eingeschränkt. — Warum? — Und wer konnte dafür stehen daß Henriette nicht bald versucht würde das Glück irgend eines würdigen Mannes zu machen und sich mit ihm einen eigenen Heerd zu bauen? — Würde Woldemar dieß ertragen? Ertragen, daß Henriette einen andern näher angienge, einem andern mehr

zugehörte und anhinge, als ihm; daß sie, zerstreut durch mannichfaltige Geschäfte, in mannichfaltiger Liebe, nicht mehr die Eine, die Seine heissen könnte? — Wenn dieß geschähe, glaubte Biderthal .... Ja, noch viel eher! Auf den bloßen Verdacht eines dahin gehenden Wunsches in Henriettens Seele, einer Möglichkeit daß er sich in ihr erregen ließe, würde ihm das Geheimniß seines eigenen Herzens offenbar werden; dann ihn unaussprechlich foltern; endlich ihn unter die Erde drücken.

Biderthal dachte sich noch andre Möglichkeiten, wie seines Bruders Gemüth in Beziehung auf Henrietten angegriffen, in Verwirrung gesetzt, und das künstliche Gebäude seiner Glückseligkeit auf die schrecklichste Weise zerstört werden könnte.

In diese Betrachtungen vertieft saß er stumm neben Henrietten im Wagen, und war nur froh, daß er zu Pappelwiesen nicht hatte weilen dürfen, und daß seine sichtbare Ver-

wirrung auf seine Verwunderung, auf die Umstände, auf den Wechsel und Contrast seiner Empfindungen so füglich hatte geschoben werden können.

Henriette fragte ihn worüber er so in sich gekehrt wäre; was ihn so sonderbar stille machte? — Ich habe ausgeredet! antwortete Biderthal. — Henriette verstand diese Antwort, und fragte nicht weiter.

Sie fand ihre Geschwister in des Vaters Hause versammelt. Er war etwas eingeschlummert, und so konnte nun, nachdem Henriette von dem Zustande des Kranken alle Erkundigungen eingezogen hatte, und man wieder gelassener da saß, die Wundergeschichte von Woldemars Verlobung vorgenommen, erzählt, erläutert, und von allen Seiten betrachtet werden.

Biderthal sah mit Befremdung daß beyde Schwestern und Dorenburg mehr erfreut und

weniger erstaunt waren als er es vermuthet hatte. Auch erschien ihm etwas geheimnißvolles in ihren Mienen, welches ihn noch mehr verwirrte und beklemmte.

Eben dieses nahm auch Henriette wahr, und so wie es ihr auffallender wurde, hub sie plötzlich an: „Ihr habt etwas unter einander; was ist es?"

Alle drey wurden roth — und nach und nach kam es herausgestottert: der Vater befände sich in einer Art von Höllenangst wegen Woldemarn und Henrietten, und würde nicht anders als voll Verzweiflung den Geist aufgeben, wenn er nicht von seiner Tochter das feyerliche Gelübde erhielt, daß sie nie Woldemarn als Gattinn angehören wollte. Denkt euch die Beklemmung, worin wir uns befanden, sagte Dorenburg, und was für eine Wirkung die glückliche Nachricht auf uns machen mußte, die ihr mitbrachtet. — Aber damit ist nicht geholfen, sagte Henriette, denn so lange

noch einige Hofnung zur Genesung bey meinem Vater ist, darf ihm Woldemars Verlobung nicht kund werden; und ihn durch die Erklärung, die er wünscht, zu beruhigen, das ist mir unmöglich. — Wie? warum denn nicht? fragten die geängsteten Schwestern wie aus einem Munde. — Warum? antwortete Henriette, und ward feuerroth — Weil ich dem Haß, der Verachtung gegen den Besten unter den Menschen nicht die Hand bieten will; weil ich in keinen Bund treten will gegen meinen Freund! — Ein feyerliches Gelübde meinem Woldemar zur Schmach! — Ha! rief sie, die Augen gen Himmel gewendet, und gieng zur Thüre hinaus.

Als Hornich erwachte, war sein erstes Wort nach Henrietten zu fragen. Sie hatte Zeit gehabt sich zu fassen, und war schon in sein Zimmer geschlichen: und sobald man dem Alten geantwortet, sie wäre da, stand sie auch schon vor seinem Bette. Wie er sie erblickte, hob er Hand und Haupt ihr entgegen mit einem

unaussprechlichen Ausdruck von Zärtlichkeit. — „Liebe Henriette (sagte er, und konnte vor Wehmuth es kaum über die lächelnde Lippe bringen) — „siehe! — du hast mir Wort gehalten!"

Der rührende Sinn dieser Rede gieng Henrietten in die Seele; sie sank in die matten Arme ihres Vaters, und er lispelte ihr an der Wange her: Ja, bis in den Tod, Du gutes Kind! — Gott wird dirs vergelten!

Eine Weile nachher — (Henriette saß jetzt neben seinem Bette ihm nah gegen über) — „Es kommt mir hart vor, daß ich sterben muß, sagte der Greis, denn du hattest mich vergessen lassen, daß ich so alt war; du hast mich so süß und sanft ans Grab geleitet; — aber dennoch — ich habe etwas auf dem Herzen; wenn du es mir davon nähmest — ja, liebe Tochter, auch hinunter in die Grube könntest du mich sanft geleiten!

Lieber Vater! rief Henriette, ich weiß schon was Sie von mir verlangen; — ich bitte, hören Sie mich, glauben Sie mir! Woldemar hat nie Ansprüche auf mich gemacht; und eben so wenig habe ich den entferntesten Gedanken je die Seinige zu werden. Sie müssen sich erinnern, daß ich Ihnen das schon mehrmals bekräftiget habe. Ich wiederhole es, und schwöre Ihnen bey allem was heilig ist, daß ich die lautere Wahrheit sage. Wozu denn ein feyerliches Gelübde? Warum wollen Sie, ohne Noth, sich so gehäßig gegen einen Mann beweisen, den Sie für den Aerger, den er Ihnen einigemal unbesonnener Weise zugefügt hat (vorsetzlich beleidigte er Sie nie) lange genug bestraft haben? O, besänftigen Sie Ihr Gemüth; machen Sie Friede mit Woldemarn; thun Sie es, lieber Vater, auf mein Wort — ihrer betrübten Henriette zu Liebe!

Beste Tochter, antwortete der Alte, sey versichert, ich besinne mich kaum, daß mir

durch Woldemarn je eine Minute unangenehm geworden ist. Wollte Gott, er hätte mich aufs äusserste gekränkt, und wäre nur ein anderer Mensch! Du solltest sehen, daß ich kein so unversöhnlicher Mann bin. Und wessen Herz ist nicht voll Vergebung in der Stunde des Todes? — Alles um Dich ist es mir zu thun. Woldemarn gönnte ich gern alles Glück, das du ihm gewähren könntest. Aber sieh! ich habe genau auf den Menschen Achtung gegeben, und nach dem ich wahrgenommen, daß du dich immer stärker an ihn hiengest, mich allerwärts nach ihm erkundigt. Gewiß, liebe Henriette, er glaubt weder recht an Gott noch an Menschen; ist von tief verkehrtem Sinn; dabey hitzig, ausschweifend, unbesonnen . . . Kurz, ich weiß kein Unglück, das du nicht mit ihm zu befahren hättest; du wärest verlohren für diese Welt, und wahrscheinlich auch für jene.

Die Ankunft der Aerzte unterbrach diese Unterredung. Hornich errieth aus ihren Mienen, daß es um ihn geschehen wäre, und er drang

in sie, um so genau wie möglich von ihnen zu erfahren, welche Frist ihm noch bliebe. Aus ihren Antworten ließ sich abnehmen, daß er es höchstens bis an den dritten Tag — vielleicht aber auch nicht einmal bis an den morgenden bringen würde. Henriette, die einen so plötzlichen Wechsel nicht vermuthete, gerieth in die äusserste Bestürzung. Der Alte schien wunderbar gefaßt; nur daß ihn die Angelegenheit wegen seiner Tochter ängstigte." Er eilte die Aerzte von sich wegzuschaffen. Henriette wollte ihn nun ohne Verzug durch die Entdeckung von Woldemars Verlobung mit Allwinen beruhigen. Hornich erschrack über die Nachricht. „Das gute Blut! sagte er. Ach! dawider kann ich nichts; es ist zu spät — Doch vielleicht wird es noch rückgängig. Bey Leuten, wie Woldemar, kann man auf nichts rechnen. Da du aber andrer Meynung bist, so sehe ich nun gar nicht mehr, was dich abhalten könnte, mein Verlangen zu erfüllen, und dadurch eine Angst von mir abzuwälzen, die mir bitterer als der Tod ist." —

Henriette weinte bitterlich. Sie stürzte neben seinem Bette auf die Knie, und trug ihm die Gründe ihrer Weigerung mit so viel Stärke, auf eine so zärtliche und rührende Weise vor, daß der alte Vater äusserst davon bewegt — aber nicht überwältigt wurde. Dieser Kampf vermehrte die Unruhe seines Gemüths bis zum Tumult; unversehens sah man ihn von einer Athemsnoth ergriffen, die in wenigen Augenblicken so fürchterlich zunahm, daß Henriette laut um Hülfe schrie, und alle nicht anders dachten, als es wäre aus mit ihm. Henriette glaubte zu vergehen, so unerträglich war ihr der Gedanke, das Leben ihres Vaters auch nur um einige Stunden verkürzet zu haben. Er kam wieder zu sich. Unterdessen waren zwey der nächsten Anverwandten und der Beichtvater angelangt. Diese wußten um Hornichs Bekümmerniß, und hatten anfangs gesucht, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Jetzt bemühten sie sich Henrietten zum Nachgeben zu bewegen. Beyde Schwestern stimmten ihnen bey; zuletzt auch Dorenburg, welcher sei-

ner Schwiegerinn zu Gemüth führte, es sey wider ihre eigenen Grundsätze, und Woldemars Moral ganz entgegen, einer eingebildeten Pflicht, einer müßigen Grille wegen, ein wahres Uebel zu verursachen. — „Das paßt hier nicht; antwortete Henriette. Ach! Dorenburg, was man nur so spricht, ist immer in den Tag hinein!"

Luise gab den Rath, man sollte Woldemarn heimlich einen Boten schicken, damit er in die Stadt käme. Dieser Gedanke gefiel Biderthalen. Aber Henriette, welche aus dem Hin- und Herflüstern Verdacht schöpfte, und hinter den Anschlag kam, äusserte sich mit Unwillen darüber. — „Ihr versteht meinen Eigensinn nicht, sagte sie; ihr nehmt die Sache von einer Seite, wo es sehr verkehrt wäre, ihr die mindeste Wichtigkeit zu geben . . ."

Biderthal entfernte sich.

Sie unterlag endlich. Der kommende Tod,

den sie immer näher und näher sich an ihren Vater lagern sah, sein fürchterlicher Arm schon zwischen ihr und ihm, um ihn von ihr wegzureissen — das erschreckte ihren Geist bis zur Verwirrung, und betäubte ihre Sinne. Jeder angstvolle Blick, den der Sterbende auf sie warf, brach ihr das Herz; mit jedem zuckte, wie Blitz in der Nacht, der Gedanke ihr durch die Seele: Wenn er noch zu retten wäre? Könnte, wie so mancher, von dem Rande des Grabes zurückkehren? — wenn diese Blicke um Leben flehetenꝰ — um Leben — bey seiner Tochter! — daß sie ihm die Hand böte umzukehren: — und sie weigerte die Hand — und sie ließ ihn hinabsinken! . . . Das liebe Mädchen fiel in Ohnmacht über diesen Vorstellungen; und da sie wieder zu sich kam, stammelte sie bebend, blaß und blind: — ich will es thun!

Die Sache wurde schnell ins Werk gerichtet, und der befriedigte Vater verschied unge-

führ vier und zwanzig Stunden nachher gegen Abend.

Daß Woldemar auf die Nachricht von Hornichs Tode in die Stadt fliegen würde, war natürlich zu erwarten, und darüber gerieth nun sein Bruder die Nacht durch auf allerhand Betrachtungen. Voll davon eilte er am frühen Morgen zu Henrietten, um sie zu bewegen, von allem Vorgegangenen Woldemarn doch ja nichts zu offenbaren. — „Sorgen Sie nicht, sagte das betrübte Mädchen! Wie in aller Welt sollte ich es angreifen, Woldemarn diese Begebenheit vorzutragen? Und das wäre doch nur das geringste . . . Gott! Nach so langem heftigen Widerstreben — wenn ich unterliegen — mich doch zuletzt ergeben sollte: Warum nicht lieber auf das erste Wort? . . . O ich weiß — ich weiß nur zu wohl, daß ich schweigen muß! — Und mit einem schmerzvollen Seufzer: — „Arme Henriette, daß du nicht entschlossener, daß du nicht stärker warest!"

Es fiel Henrietten unerträglich, nach ihres Vaters Beerdigung länger in seinem Hause zu bleiben, und schleunig wurde Anstalt gemacht, daß sie zu ihrer ältesten Schwester, der Dorenburginn, ziehen konnte. Ihr Vorhaben war, sich hier so lange aufzuhalten, bis ihre Freundinn Mutter würde; diesen Sommer durch aber bey ihr auf dem Lande zuzubringen.

Sie litte nicht, daß Woldemar länger als acht Tage in der Stadt verweilte, und von Allwinen hatte sie zum voraus sehr ernstlich begehrt, daß sie gar nicht herein käme: — dagegen wollte sie, ehe sechs Wochen um wären, sich in Pappelwiesen zu ihnen gesellen.

Nachricht von dort erhielt sie unterdessen mit jeder Gelegenheit; oft an demselbigen Tage mehr als einmal. Es waren nicht immer Briefe, sondern mehrentheils — ich weiß keinen eigentlichen Namen dafür; — und wozu brauchen wir Namen? Hier sind zwey dieser Stücke; denen zu mehr als einem Ende hier ein Platz einzuräumen ist.

Am

Am 12ten May.

„Wie behaglich ich zwischen dem Grün und den Blüthen — Nachtigallen = Finken = und Lerchengesang daher wandelte; der weichenden Sonne nach; entgegen der Abendstille! Dünnes mit Lichtstreifen durchschossenes Gewölk über den ganzen Himmel. — Zu dieser süßen Tagesdämmerung nun allmählich die Dämmerung der Nacht — und tüschender Schauer. Aus den Dörfern umher das Maygeläute, — nicht mit dem Wehen der Lüfte, (kaum daß ihr Wallen die Blätter bewegte!) — es schlich von selbst an mein Ohr in immer gleichem Klang und immer eben zusammen: und eben so an mein Auge das Grün und die Blüthen; kein rascher Lichtstrahl der mir die Gegenstände aufdrang: ich genoß alles in Freyheit, in Ruhe, schwebte im Meere der Allmacht . . . Und eben so sanft und leise wie der Allliebende, wie sein Frühling um mich her —

eben so leise, sanft und liebend faßte Ihre Hand die meinige: nicht damit ich umblickte; — auch blickte ich nicht um: — aber vor mir hin auf dem schönen Pfade lächelte ich mit verdoppeltem Entzücken die ganze Schöpfung an."

Den 20sten May.

„Wir hatten am Abend dieses etwas schwülen Tages am Wasserfall gesessen, und den schönsten Sonnenuntergang betrachtet. Nun zogen wir, durch leuchtende Schatten, am Ufer des Flusses her, und blieben stehen an der Wendung, wo das Auge einen Theil seiner Krümmungen überschauen kann. Es war ein bezaubernder Anblick, wie die schlanken flammenden Pappeln sich in ihm bespiegelten. Es schien als hätten sie zur Lust sich hinunter getaucht, und es durchführe sie das süße Schrecken der angenehmsten Empfindung. Wun-

derbar ergriff einen das Gerege umher in allen Blättern. Uns wurde als schwebten wir im Hauch der Lüfte, die zwischen den Aesten lispelten, und über den kleinen Fluß glitten, und mit der ganzen Natur sich ergötzten. — Da kamen die Sterne hernieder. Der blaue Himmel schwamm zu unsern Füßen. Es hatte der Unermeßliche sich in niederes Gebüsch zu uns gelagert.

Wasser der Himmel — in Wassern der Erde! ... Leben — in Leben hinübergestrahlt! — ... Kraft — mit Kraft sich begattend! ...

Hohe Ahndungen ergriffen meinen Geist. Meine Seele wähnte dem Unbegreiflichen sich zu nähern. Sie, die einst nicht Einer Vorstellung sich bewußt war, nun so voll Empfindung und Gedanke! Eigenes, gefühltes Daseyn — aus dem Nichts! — Schöpfung!"

Dergleichen Aufsätze flossen häufig aus Woldemars Feder, und waren nicht bestimmt von jemanden ausser ihm gesehen zu werden. Er nannte sie die Schatten seiner abgeschiedenen Stunden, in dem nemlichen Sinne, wie man auch die Seelen Schatten zu nennen pflegt.

Die Vermählung wurde nicht lange verschoben; aber man hielt sie, aus Familienursachen, geheim. Erst im Winter, wenn man vom Lande zurückgekommen seyn würde, sollte sie bekannt gemacht werden.

Woldemar fand sich wie in eine neue und bessere Welt versetzt. Es war ganz über seine Erwartung, was er Allwinen in seinen Armen werden sah, und er konnte es nicht ergründen. Nie hatte jemand auf diese Weise Theil an ihm genommen, so wunder lieb und lauter, so aus ganzer Herzensfülle, bis zur blinden Partheylichkeit, und doch ohne eine Spur von Leidenschaft. Es schien ihr ausgemacht, seitdem Woldemar ihr Mann sey, habe sie weniger

Recht an ihn als zuvor; sie hatte sich ihm völlig hingegeben, alle ihre Ansprüche mit, auch die an ihn selbst. Seiner Liebe zu ihr freute sie sich; aber in der That mehr weil sie fühlte daß Woldemar dadurch glücklich wurde, als daß sie dabey an sich gedacht hätte: nur sein Wohl war ihre Sorge, ihr Wunsch; und wie das alles in ihr bestand und aus ihr hervorgieng — man mußte glauben, sie sey durch eine unmittelbare Einwirkung des Himmels dazu begeistert worden. — Ich wiederhole, Woldemar wußte es nicht zu ergründen, und das schwellte sein Herz nur desto höher von Wonne; es stand unter einer Fluth süßer nie gekannter Empfindungen. — Und die Fluth hob ihn empor und trug ihn zurück — sanft hinauf den Strom bis zu den Quellen seines Lebens. Von allem erwachte wieder in seiner Seele die Erste frischblühende Empfindung. Der Frühling seines Daseyns wurde ihm wiedergegeben, — eine zweyte Jugend, voller und kräftiger als die Erste, — Unschuld, Zuversicht und Paradies.

Henriette, welche um die versprochene Zeit angekommen war und zu Pappelwiesen für den ganzen Sommer ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, sah das alles, und konnte fast die Wonne nicht tragen, die sie empfand. Von der einen Seite war ihr der Gedanke süß, daß sie die Glückseligkeit ihrer Freunde, großen Theils, als ihr Werk anzusehen hatte; von der andern Seite aber machte eben dieser Gedanke sie manchmal beklommen: er erlaubte ihr nicht, ihren Jubel auszulassen. Wenn nur ein Mittel wäre, wünschte sie tausendmal, Woldemars und Allwinens Dankbarkeit gegen sie aufzuheben, beyde zu der Erkenntniß zu bringen, daß ihr Verdienst um sie nur dem Anschein nach so groß; aber im Grunde — so gar nichts sey — „Denn," sagte sie, „was habe ich aufgeopfert? War wohl ein widersprechendes Verlangen in meinem Herzen, das ich unterdrücken mußte? Hab' ich nicht meine eigenen Wünsche befriedigt — alle meine Wünsche? . . — Das habe ich gethan: ich habe von ganzer Seele geliebt, was ich von ganzer Seele lieb-

te — gethan, was ich nicht lassen konnte: — Und dafür — Dank? ....

Aber auch die Art Verschlossenheit, die aus dergleichen Beherzigung folgte, mußte Henrietten neue Seligkeit bereiten; leise, aber tief und beständig war ihr Inwendiges bewegt. Allwina fand oft die Liebenswürdige, sitzend oder wandelnd in ihrer Demuth, mit eingekehrtem Blick; — schlich dann geschwinde sich hin an ihren Hals — lispelte alle Namen des Himmels in ihren Busen — drückte mit geschlossenem Auge die Freundinn sanft an sich, und verschwand. — Woldemar aber konnte nicht immer sein Herz übermannen; gemeinschaftlich mit Allwinen zwang er Henrietten, daß sie sich hingeben mußte ihrer Dankbarkeit, ihrem Preise — — „Ja," rief dann das fromme Mädchen, „ja, Dank sey dem Höchsten, ich hab Euch glücklich gemacht; ewig, sollt Ihr mir danken: und ich gelob ihn, ich weih ihn dem Himmel, allen diesen Dank!"

Woldemar kam selten, nur wenn es die äusserste Noth seiner Geschäfte wegen erfoderte, in die Stadt. Den ganzen August und noch einen Theil des folgenden Monats blieb er ununterbrochen auf dem Lande, und ohne allen Besuch: denn Biderthal hatte seine Frau ins Bad begleitet; Dorenburg konnte wegen Biderthals Abwesenheit nicht wohl aus der Stelle; und seine übrigen Freunde oder Bekannten waren zerstreut. Von den Briefen, die er während dieser Zeit an seinen Bruder schrieb, wollen wir nur Einen, aber diesen auch seiner ganzen Länge nach, mittheilen, wie er vor uns da liegt.

Woldemar an Biderthal.

Pappelwiesen, den 23. August.

Liebster Biderthal, ich mache mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich beynah drey Wochen Dich ohne Briefe von mir lassen konnte. Allwina und Henriette haben mich genug ermahnt;

mein eigenes Herz noch mehr — aber ich konnte nicht! Eine Menge Blätter will ich Dir zeigen an Dich worauf sehr deutlich zu lesen ist — Monat und Tag; auch etliche mit einer halben Zeile wirklichen Briefs; — etliche sogar mit einer ganzen Zeile; — mit zweyen, mit dreyen — Aber dann wollte es für die Welt nicht weiter!

Ich begreife nicht mehr wie ich es ehmals anfieng, daß ich an Leute, die mir das gar nicht waren was Du mir bist, so lange Briefe schreiben mochte. Der halben Welt bin ich Antworten schuldig. Ich werde erinnert, geplagt, zum Mitleiden gereizt — weiß mir nicht zu helfen, und werde böse. Mir däucht, es müßte mein Feind seyn, der mir zumuthete meine Empfindungen bis auf den Grad herunter zu bringen, in welchem sie sich schreiben lassen. Die edle unwiederbringliche Zeit auf diese Weise zu verlieren! Ich soll aufhören zu **leben**, damit ein andrer zu **lesen** habe! Im ganzen Ernst, wenn ich mir so einen theuren Freund gedenke der das will, und mit zärtlich

verdrießlichem Gesicht da sitzt, und zwischen den Zähnen murmelt, weil ich das nicht will — Ich kann hämisch gegen ihn werden, vom Stuhl aufspringen und ihn nicht mehr ansehen mögen.

Freylich kommen hernach vernünftigere Augenblicke, worin ich fühle, daß ich Unrecht habe; daß ich sträflich bin; wo ich gegen mein Gewissen nicht aufkommen kann: — Und das ist eben mein Unglück!

Aber nun, was soll dies alles hier? — Vielleicht eine Entschuldigung gegen Dich? — Ja, wenn man einmal so tief im Unrecht sitzt, dann rede sich einer heraus!

. . . . . Lieber, ich habe eben Deine zwey letzten Briefe zur Hand genommen und sie wieder durchgelesen. Mir wurde doch ganz bange ums Herz dabey, und ich dankte Gott, daß wenigstens Albwina und Henriette an Deine Frau geschrieben hatten, und letztere eine ziemlich lange Epistel auch an Dich. — Du kennst

mich; Du fühlst meine Lage: also verzeih! Nein — nicht verzeihen, Biderthal; danken sollst Du dem Himmel der mich so glücklich machte, daß ich Dirs nicht sagen konnte und Dich versäumte! Ich weiß, ich kann das von Deinem edlen brüderlichen Herzen fodern: und dies Zutrauen — Lieber! ist es nicht mehr werth als tausend Briefe, und sagt es nicht alles?

Seit gestern bin ich hier ganz allein. Die beyden Tanten mit Alwinen und Henrietten sind nach Schellenbrug, kommen aber diesen Abend zurück. Es war mir gar nicht zuwider, auf diese kurze Zeit in Einsamkeit versetzt zu werden; ich habe herrliche Stunden zugebracht. Noch war ich nicht Einmal zu einem solchen alleinigen ganz stillen Anschauen meiner Glückseligkeit gekommen; hatte mich eben auch nicht darnach gesehnt; aber mir geschah unaussprechlich wohl, da ich nun von ungefähr dazu gelangte. — Könnte ich Dir nur etwa nur bedeuten, wie mir war, und wie mir ist!

Sobald meine Reisenden weg waren, Morgens um neun Uhr, lagerte ich mich, nicht weit unter der Krümmung des Bachs, in die wilde Laube unter den hohen Nußbäumen. Der Eine Nußbaum diente mir, wie gewöhnlich, zur Lehne. Draußen gieng ein starker Wind. Man hörte sein Anfallen an das dichte Gebüsch, wie er die Aeste bog und die Blätter drängte, — dann im Laube verwehte, — drinnen zum sanftesten Lüftchen wurde — und zwischen den jungen Eschen, Morellen, Pappelweiden, Quitten und Haseln in vieltönigem Gesäusel sich verlor; — dann wieder majestätisch rauschte, höher und hinauf von Krone zu Krone, in den Zweigen der Nußbäume, — und beynah Sturm war in ihren Gipfeln. — — In den mannichfaltigen Millionen Blätter, welch unendliches Spiel! Welch ein Wallen und Wühlen der Aeste! — Unter und über das lustige Laub-Meer! — Ergriffen von seinen Wogen schwamm mein Auge hinweg in die schöne Fluth, und ließ sich von ihr verschlingen. — — Leise rieselte unterdessen der liebe Bach

an meiner Seite; gaukelte kleine Wellen daher, Wirbel und Schlünde; — und die Fische hatten ihren Scherz, mit Springen, Schnalzen und Klatschen. —— Der mächtige Stamm an den ich gestüzt war, schwankte, fast unmerklich, hin und her — bald stärker bald schwächer; wiegte meinen Rücken, und bewegte sanft schauerlich mein Haupt. — — — Nie war meine Seele so in allen meinen Sinnen! — Lauter Genuß mein ganzes Wesen! — *Ewigkeit*, mein fliehendes Daseyn.

Ich verließ nach einer Weile den Platz; aber die Empfindungen, die er mir gegeben, folgten mir nach. Wohin ich wandern mochte, fand ich denselben Zustand. Alles entzückte mich *so wie es war*. Ich freute mich ohne Aussicht, ohne Hofnung, ganz und gleich erfüllt von der Wonne jedes Augenblicks, und wie von Allgenugsamkeit umgeben.

Der Wind hatte um Mittag sich gelegt, es war etwas schwül geworden, und gegen Abend

regte sich kein Blatt. Ich gieng umher und ergötzte mich an den wunderbaren Beleuchtungen der Erde; — Bäume und Blumen, als ob sie in die Höhe schienen und die Dämmerung erhellten. Ich ließ mein Essen etwas früher unter die Laube vor dem großen Saal bringen, weil ich keine Kerze mochte und die Nacht wollte kommen sehen. Ich war bald fertig; saß stille da, und ließ mir träumen — von Dir; dachte — wie Du vielleicht eben jetzt auch an mich dächtest; — Deine Gespräche mit Luisen; Dein Sehnen nach uns zurück — Dein Kommen — Dein Eilen auf dem Wege, und mein Erwarten . . .

Es war mir nicht eingefallen daß wir Vollmond hatten. Ganz hinten, bey den Eichen, sah ich ihn unversehens in die Castanienbäume scheinen. Er zog heran — wie mit später Dämmerung feyerlich die Stille heranzieht; — lächelte zwischen dem dunkeln Laube; gleich einem Freunde, der sich zur Ueberraschung herbeyschleicht, bebend von den Schlägen seines

Herzens, das die Freude nicht halten kann ... Ich regte mich nicht, mochte kaum aufschauen, als wäre es so in der That, und ich fürchtete ihm die Freude zu verderben. Da kam er endlich über die Gipfel der Eichen und trat vor mich hin. Ich flog auf! — Lieber, es war ein Augenblick voll Himmelslust!

Ich gieng, und wandelte auf und ab in meinen Alleen von Pommeranzenbäumen, unter den Linden, und in der mit dem Monde blitzenden Buchenhalle. Es war eine Nachtstille — ein Schweigen um mich her, wie das Schweigen unaussprechlicher Liebe. So gieng ich, bis der Mond in den Teich schien, und ich nicht weg konnte unter der Ulme am Canal. Man hörte nichts als den Gesang der Grillen, das Rieseln durch den Teich, und dann und wann die Bewegung eines Fisches. — Hell und immer heller wurde das Wasser — und ich schwebte wie in der Mitte der Schöpfung, aufgelöst, und an mich ziehend aus dem feinsten Aether eine neue Bildung.

Lieber Biderthal — wie ist mir so anders! — — Du weißt, schon als Kind hatte ich diese süße Verliebtheit in alles, was meinen Sinnen oder meinem Geiste in Schönheit entgegen kam; — war in beständigem Ringen; und so voll Lust und Muth — und so voll Trauer! — Wie wurde ich des Lebens so froh — Ach! und so müde! — — Ich erfuhr, daß ich Etwas im Busen trug, welches mich von allen Dingen schied, von mir selbst mich schied, weil es zu heftig mit allen Dingen sich zu vereinigen strebte. Jedermann liebte mich darum, daß ich alles so liebte; aber was mein Herz so liebend *machte*, so thöricht, so warm und so gut — das fand ich in Keinem ... — Von den meisten dachte ich deswegen nicht schlechter; — zuweilen, im Gegentheil, nur desto besser; aber ich glaubte zu sehen, daß überhaupt die Menschen *wenig*, im *Grunde*, *nach einander fragen*; wenig nach dem *Menschen* im Menschen. — — Ich wurde duldsam und stille ... Lieber, mir rollen die Thränen herunter, vom Andenken meiner einsamen Wehmuth!

muth! — Jede Lust machte mich betrübt, weil sie nur Staub war vom Winde aufgeregt; dahin fuhr mit dem Lichtstrahl, mit dem Schall, mit dem Wallen des Blutes. Ich wollte Raum machen in meiner Seele; erretten wenigstens an meinem Theile — aber, ach! dann erwachte gewaltiger mein Herz, und ich fühlte zehnfaches Leiden. Wie oft habe ich auf meinem Angesicht gelegen, vor der aufgehenden Sonne und vor der niedergehenden, unter dem Mond und den Sternen, voll Liebe und voll Verzweiflung, und habe geklagt, wie Pygmalion vor dem Bilde seiner Göttinn . . .

Lieber, wie ist mir so anders!

Mein Herz, das einer Brust glich, worin der Lebensaft zurückgetrieben wurde, weil den Säugling die Klemme dahin riß, und die nun der Krebs angefressen hat — Es ist genesen! Ich lebe und liebe, und alles lebt und liebt um mich her. Wie dem

Hiob hat mir der Herr alles zehnfach wieder gegeben und hat mich geheilt. Jeder Sonnenstrahl wird lebendig, wenn ich ihn Allwinens oder Henriettens Auge erhellen sehe; Mond und Sterne werden lebendig, wenn Allwina und Henriette in ihrem Scheine mich umarmen: so wird mir alle die Liebe wieder gegeben, die ich hoffnungslos ausgoß ins Unendliche: — Lebendiger Othem ist in den Erdenkloß gedrungen; er ist Mensch geworden! — Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein nun die ganze Schöpfung — geschlungen an meine Brust, und erwidernd meine Küße!

O, Lieber — wie ist mir so anders!....

Und wie das begann?... Die Stimme vom Himmel die mir rief? Der Engel der mir den Weg zeigte? — Du warst es! Du, den ich zuerst, den ich am längsten, den ich ohne Wandel geliebet, — mein Freund und mein Bruder!

Wunderbar, wie ich an diesen Tag gekommen bin! — Ich werde nicht müde es zu überdenken; jeden kleinen Umstand meinem Gedächtnisse zu erneuern; alle die goldenen Ringe an einander zu ketten.

Ich kam nach B** durch Deine brüderliche Vorsorge und rechnete allein auf Dich — kam — und fand gleich in Dir, noch mehr als ich gehofft hatte. Du warest mir um vieles näher; verstandest mich in tausend neuen Dingen; — hattest ein Weib lieb gewonnen und mit ihr ein Haus gegründet; — Du hiengst nicht mehr an diesem und jenem, womit ich nichts zu schaffen haben konnte; — von allen Seiten erschienst Du mir liebenswürdiger und besser. — Dein Gewerbe; Deine Wirthschaft mit Dorenburgen; Euer ganzes Wesen — das mit andern Leuten, die Prunkgesellschaften und Gastmahle ausgenommen — ich sage, Euer ganzes Wesen untereinander, gefiel mir bis zum Entzücken. In Dorenburgen erhielt ich einen zweyten Bruder; und, was

ich nie gehabt hatte, zwey Schwestern in Euren herzigen Frauen.

Du hattest mir Henrietten zur Gattinn ausersehen. Aber das sollte nicht seyn. Sie war bestimmt, meinem Schicksal eine viel merkwürdigere Wendung zu geben. Das himmlische Mädchen deutete mir meinen alten Traum von Freundschaft; half ihm zur Erfüllung; machte mir ihn wahr. Kaum dachte ich zuweilen noch an diesen Traum, und nie anders, als wie man an ein Hirngespinnst denkt. Ich hatte Freunde von allen Gattungen gehabt; hatte mit leidenschaftlicher Anstrengung die Menschen beobachtet, mich selbst zu erforschen gesucht — hatte gefunden: daß wir samt und sonders zu viele und zu heftige Begierden in uns haben und nähren; zu gewaltsam von den Sorgen, Geschäften, Qualen und Freuden des Lebens herumgetrieben, hin und her gerissen, entzückt und gefoltert werden: als daß irgendwo, in diesen Zeiten, zwey Menschen so Eins werden und bleiben könnten, wie meine

liebevolle Schwärmerey es mich hatte träumen lassen.

Das andre Geschlecht hatte ich flüchtiger angesehen, und war über seinen Character, der mir wenig Localfarben zu haben schien, früh mit mir einig. Es kam mir vor, als wenn die Empfindungen und Gedanken bey diesen zarteren Geschöpfen sich unaufhörlich in einander verlören, und daher keine — von *jenen* zu einem gewissen Grad der *Stärke* — von *diesen* zu einem gewissen Grade der *Deutlichkeit* sich erheben könnten. Noch hatte ich keine weibliche Seele angetroffen, die in irgend etwas — *nur* einen vesten eigenen *Geschmack* gehabt hätte; nicht einmal was Gestalt und Zierde, Putz und Geräthe angieng. Dagegen aber fand ich in ihr Wesen die schönsten *Triebe* gelegt; eine wunderbare Anlage zur Selbstverläugnung; holdselige Lust, nur andern zur Freude, zur Wohlfahrt zu leben; — und jene allgegenwärtige Schönheit, jenen unbesieglichen Zauber, der uns alle fesselt. Ich sagte zuweilen mit

Lachen: An Treue, an Ergebenheit, an gefälligem Witz, überträfen sie uns Männer unendlich, und wichen kaum — dem besten Pudel. Das sagte ich mit Lachen; aber nach meinem inneren Gefühl gab ich damit ein sehr ernsthaftes Lob: wohl mit etwas Bitterkeit vermischt; aber nicht sowohl gegen die Weiber, als überhaupt gegen die Menschheit.

Ich sah Henrietten. Sie zog mich an; aber mit einer Empfindung, die nichts mit ihrem Geschlechte zu thun hatte, und die mir ganz neu war. Ich wunderte mich und betrachtete das Mädchen aufmerksamer. Jeder weibliche Reiz an ihm war mir sichtbar; sichtbarer, als allen andern: wie Henriette hatte noch kein Mädchen mir gefallen. Dennoch erregte sie nichts in mir von, sogenannter, eigentlicher Liebe. — Die Eigenschaften, die ich an ihr entdeckte, konnte ich mit meinen allgemeinen Begriffen von ihrem Geschlecht nicht wohl vereinigen; konnte aber zugleich nicht in Abrede seyn: daß sie ganz Mädchen war. Oefter hatte ich über die Mängel

der Schönen mit ihr meinen Scherz. Ich behauptete: kein Frauenzimmer könnte sich überwinden, Einen Gedanken zweymal zu denken; noch weniger, — im Handeln, auf Veranlassung, inne zu halten: alles gienge bey ihnen so in einem fort. Wenn sie in schwierigen Fällen zur Ueberlegung schritten, so begnügten sie sich, den so oder anders gesponnenen und gezwirnten, gefärbten und gedrehten Faden ihrer Gedanken zehnmal hinter einander auf und ab zu haspeln; ihn auf Karten, in Knäuel und über die Finger zu wickeln; ohne je sich einfallen zu lassen, ihn an dem einen oder andern Ende aus einander zu drehen und zu untersuchen, ob sie auch den rechten Faden hätten. Auf nichts vermöchten sie mit stetem scheidendem Blicke zu haften, wären keiner eigentlichen, entschlossenen, Geduld fähig; wären, ausser sich und in sich, ewig zerstreut. — Wie mit ihrem Denken, wäre es, natürlich, auch mit ihrem Empfinden beschaffen; ja, aus Ursachen, mit diesem noch etwas schlechter, u. s. w. — — Henriette

widersprach nicht sonderlich: ich möchte wohl nicht so Unrecht haben, sagte sie; sie hätte über Denken und Empfinden nie sehr tiefe Betrachtungen anstellen können; überhaupt sich wenig den Kopf zerbrochen, sondern in jedem vorkommenden Falle das Nöthige überlegt, und, wie ungelehrte Leute pflegten, nach Gelegenheit und Umständen gehandelt.

Unterdessen sah ich häufig die Lose mich an Einsicht weit übertreffen, so, daß ich dumm vor ihr da stand; und nicht selten fühlte ich in meinem Herzen mich durch das ihrige beschämt.

Wir waren Freunde, ehe wir es dachten, und eh ich noch das Vorurtheil recht überwunden hatte, daß es mit dem weiblichen Verstande und mit der weiblichen Empfindung, über einen gewissen Grad hinaus, nichts als Betrug und Täuschung sey.

Nun aber stand mir das Gegentheil vor Augen; ich sah meinen Irrthum, und begriff ihn

nur nicht: bis ich durch Henrietten von ungefähr zu Aufschlüssen gelangte.

Wir waren in Allwinens Garten, und untersuchten sehr scharf an den verschiedenen Kirschbäumen, den verhältnißmäßigen Werth ihrer Früchte. Wo wir zweifelten oder verschiedener Meinung waren, da entschied Allwina; und sobald sie den Ausspruch gethan hatte, waren wir auch mit ihr Eins. — „Wer ein paar Tage Hunger und Durst gelitten hätte," sagte unversehens Henriette, „und käme über diese Bäume!" — Himmel! rief ich, und sah ganz entzückt aus.

Henriette lächelte: Wie der Mann die Stillung einer heftigen Begierde neidet, sagte sie, und gleich alles Angenehme, Liebliche, Köstliche dafür hingäbe! — Oder glauben Sie, Woldemar, daß Sie, mit jenem grimmigen Hunger und Durst, den Geschmack dieser Früchte, ihre lieblichen Eigenschaften so wie jetzt empfunden hätten? Ihr Vergnügen wäre mehr

die bloße Stillung eines Schmerzes gewesen, als eigentlicher Genuß, und kaum hätten Sie erkannt, was Sie hinunter geschlungen.

Ich gab das zu.

Also, hub sie an, wären die Freuden des Gaumens wohl im Grunde eben so wenig für den Heißhungrigen, als für den Uebersatten; und der mäßig gereizte allein genöße sie wirklich und lauter?

Ich wußte nicht was sie wollte, und gestand es abermals.

Sie fuhr fort: — Ich habe Sie Weine versuchen sehen; da warteten Sie nicht eine Stunde des Durstes ab; auch reizten Sie nicht vorher durch scharfe Speisen Ihre Zunge; sondern Sie wollten mit frischem Munde, in einem begierdenlosen Zustande sie kosten. — Was meynen Sie, mein Freund, sollte man von hier aus nicht weiter gehen,

und mit Sicherheit behaupten können: daß ein gewisser Mittel-Zustand; ein Zustand, worin die Kräfte des Menschen wie in nüchternem Erwachen, frey und unbefangen sind: für ihn auf alle Fälle, wie zur richtigen Wahl, so auch zum reineren besseren Genuß, die schicklichste Fassung sey?

Ich merke wir fangen ein Platonisches Gespräch an, sagte ich lachend; und da Sie den Sokrates verstellen, so warten Sie, daß ich meinen Bleystift nehme, um Ihre Reden aufzuschreiben.

Schreiben Sie nur, erwiederte Henriette, ich will sehen, daß ich fortrede, ohne Antwort von Ihnen zu bedürfen.

Hierauf fieng sie an, und brachte, mittelst eines kurzen Ueberganges, mein System von den Mängeln des weiblichen Characters auf die Bahn. Sie zeigte, daß die Mängel zusammen, am Ende nur auf Einen Hauptmangel, S. 39

auf den Mangel — an sinnlicher Begierlichkeit hinausliefen: Und sie bewies, daß eben dieses Mangels wegen der weibliche Sinn weit reiner, schärfer, vollkommener wäre als der männliche; die wahren Eigenschaften der Dinge, ihren innerlichen und verhältnißmäßigen Werth zuverläßiger unterschiede; daß endlich, und eben dieses Mangels wegen, in einer weiblichen Seele jede schöne Bewegung leichter hervorkäme, ungehinderter und dauerhafter wirke.

„Da alle wichtige Geschäfte des Lebens in Euren Händen sind," fuhr sie fort, „so habt Ihr mehr Uebung, mehr Erfahrung, (des sorgfältigen Unterrichts zu geschweigen, den Ihr von Kindesbeinen an genießt): — Aber bey Gelegenheiten, wo Euch dies alles verläßt; wo Ihr Euch mit uns in gleichem Fall befindet; wer von uns sieht da richtiger und weiter; wer ahndet tiefer und schneller? . . ."

„Neben Euren andern Sinnen habt Ihr

auch ein Herz, und seyd der edelsten Entschlüsse fähig. Ich will sogar Euch zugeben, wenn Ihr wollt, Euer Herz sey größer, als das unsrige. Was hilft es, wenn seine Stimme durch den Tumult Eurer Begierden beständig unterdrückt wird? — Daß Ihr irgendwo in alleiniger Rücksicht des Edeln und Schönen handeln solltet, und Euren Leidenschaften entgegen; daran ist nicht zu denken; Leidenschaft muß überall Euch unterdrücken, — selbst in der Freundschaft. Wo Ihr nicht eifert, da seyd Ihr kalt und todt!

„Hingegen ein Weib .... Aber das begreift Ihr nicht, seht Ihr nicht, — das lästert Ihr sogar; — lästert, weil Ihr selbst nur nach Lust dürstet; ohne die Brille der Begierde keine Schönheit wahrnehmen, ohne Zwang der Leidenschaft Euch an niemand hingeben, in ihrem heftigsten Rausche nur Euch selbst ausser Acht lassen könnt; — lästert, weil Ihr lieber mögt gelüstet als

geliebt seyn; lieber gepriesen als hochgeschäzt."

Sie schwieg. — Ihr Auge senkte sich — öfnete darauf sich wieder: — — Es verklärte sich ihre ganze Gestalt. — Dann hub sie an, in himmlischen Tönen, die Wonne einer schönen Seele zu beschreiben: ihre Stille, ihren Frieden, ihre Demuth und ihre Stärke. — Keine von den Musen hat so gesungen! Es floß durch alle meine Sinne, und ich fühlte Göttliches Wesen in der That und Wahrheit.

Das Mädchen war mir heilig geworden in dieser Stunde. — — Unsre Geister näherten sich von Tag zu Tage mehr; und von Tag zu Tage wurde die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre zulezt mir ein Gräuel gewesen; ein Gräuel wie Blutschande. — Jener Selbstbetrug, den wir platonische Liebe zu nennen belieben, konnte eben so wenig mich an-

wandeln; ich war ihm nie ergeben; und Henriette, die Erzwidersacherinn aller Schwärmerey, hätte diese keinen Augenblick an mir geduldet. Wir wurden Freunde, im erhabensten Sinne des Worts; Freunde, wie Personen von Einerley Geschlecht es nie werden können, und Personen von verschiedenem, es vielleicht vor uns nie waren.

Wir dachten an nichts; als Ihr, unter einander, eine Heyrath zwischen uns, fast unwiderruflich, beschlossen hattet. Die Eröfnung dieses Anschlags beschleunigte meine Verbindung mit Allwinen, die sich längst ganz in der Stille bereitet hatte, und auch, ohne jene Veranlassung, durch Henrietten nun bald zur Wirklichkeit würde gebracht worden seyn. — Henriette war für mich eben so wenig Mädchen als Mann; sie war mir Henriette, — die Eine Einzige Henriette: und es wäre gewesen, als hätte ich sie verloren, als hätte ich sie zu Grabe gebracht, wenn in Absicht ihrer in meiner Vorstellung irgend eine Verwandlung hätte vorgehen

müssen, — in unserem Seyn, in unserem Thun und Wesen irgend eine Veränderung. — Nicht so Allwina. Sie war mein Urbild von reinem weiblichen Character; ganz geschaffen zur Gattinn und zur Mutter; der Ausbund ihres Geschlechts. — Ich nahm sie mit Freuden; sie mit Freuden mich: ich war, entschieden, für sie der einzige Mann; sie, entschieden, für mich das einzige Weib.

Was ich aber nicht vorausgesehen, auf keine Weise geahndet hatte, und doch so natürlich erfolgen mußte, war ein neuer Zuwachs von Freundschaft zwischen Henrietten und mir. Allwina, als ich um sie warb, hatte hundertmal ihre Freundinn gefragt: „Aber würde hernach auch Woldemar noch eben das für Dich seyn?" — Hatte mich hundertmal gefragt: „Aber Henriette — würde Henriette nicht dabey verlieren?" — Wir hatten beyde die Frage auf sie zurückgewendet: Ob Sie vielleicht in ihrem Herzen fühlte, daß sie nachher weniger an ihrer Freundinn hangen würde?

de? — „Ach Himmel!“ rief sie dann, „was für ein Gedanke!“ — Dennoch behielt sie eine geraume Zeit ihre Sorge, und konnte nicht genug Versicherungen vom Gegentheil erhalten. Jeder Blick, den ich Henrietten gab; jede Zärtlichkeit, die ich ihr bewies; jede Liebkosung, die ich ihr machte, war eine Wohlthat für meine sorgliche Allwina: sie hüpfte dann vor Freude, fuhr mir an den Hals und wollte mich erdrücken. Wie mir dabey im Herzen geschah; was aus uns allen dreyen in einem solchen Umgange werden mußte — kannst Du Dir vorstellen, und hast es, zum Theil, gesehen. — Wir wurden je länger je vertraulicher unter einander. Jene äusserliche Zurückhaltung, die Henrietten und mir, als zwey unverheyratheten Personen, die keine Blutsfreunde waren, gegen einander geziemt hatte, durfte nunmehr wegfallen, und das geschah bald: wir wurden Bruder und Schwester — ganz, und wie von Mutterleibe an. Allwina weinte oft vor Freude, und ich selbst fühlte mich kaum vor Wonne, wußte nicht, was mir widerfahren

war. Aufgeregt war mein ganzes Wesen, und dabey meine Seele doch so still, mein Geist so heiter! ... — Die frohe, freye, volle Liebe war es; die hatte dies alles gethan! Sie hatte bis auf den Grund mich erschüttert; und erweckt, an sich gezogen jedes ihr ähnliche Gefühl, wie tief es schlummern mochte; hatte so erneuet, vervielfacht alle meine besten Kräfte; unaussprechlich mein Daseyn erhöhet; ein Leben, wie von Ewigkeit zu Ewigkeit, in meine Seele geboren. — — Glücklich, o, glücklich der Mann, dem endlich die Liebe seinen Lohn giebt, den sie zu sich erhöhet, den sie vollendet!

Bester, komm! — Auf Einmal entsinkt die Feder meiner Hand — — komm! — — — Ich ringe Dich in meine Arme — drücke, presse Dich an mich, und mir ist, als senkte ich mein Herz in Deinen Busen.

Woldemar.

Widerthal an Woldemar.

Pyrmont den 3. Sept.

Kaum, mein trauter Lieber, und nur mit genauer Noth, erhältst Du auf Deinen köstlichen, lieben langen Brief, einige flüchtige Zeilen von mir zur Antwort. Es läßt sich auf einen solchen Brief hier nicht antworten. Die Zerstreuung ist zu groß, zu mannichfaltig, zu allgegenwärtig; man kommt nicht zu sich selbst: und das soll man ja auch nicht, sagen die Aerzte. Uebrigens geht es uns hier fortdauernd wohl, und ich kann Euch nicht allein, was wir Euch von unserer Zufriedenheit mit dem hiesigen Aufenthalt gleich anfangs geschrieben haben, bestätigen; sondern ich muß hinzusetzen, daß diese Zufriedenheit seitdem noch zugenommen hat, und es uns immer besser hier gefällt. Aber Montag brechen wir auf; und nun der Tag bestimmt ist, wünschten wir auch, es wäre schon der Morgende. Mit jeder Stunde wird meine Sehnsucht größer — nach Dir, nach meinen Kindern, nach Euch mit einander, nach

Stadt und Land wo Ihr seyd, nach eigenem Haus und Heerd.

Sey Du nur immer glücklich, mein lieber Woldemar! Das ist mein Morgen- und Abendgebet, mein ständlicher Seufzer — Guter Gott, bewahre mir meinen Woldemar! — Ich bin fest überzeugt, so liebend Dein Herz auch ist, daß Dir nichts so beständig im Sinne liegt, wie Du mir im Sinne liegst. Jetzt, da Dir so wohl ist, jetzt ist mir vor lauter Freuden Angst.

Mein Empfangen, mein Haben Deiner Epistel; mein Ermessen ihrer Länge; wie ich sie erst für mich, hernach mit meiner Luise las, — und alles was folgte: von dem miteinander — finde ich nicht ein Wort in meinem Dintenfaß. — ... Lieber! O, sey doch immer glücklich! — — Ich danke Gott so von ganzer Seele für Dein Wohl. Wo ich es nicht genug thue, aus Kleinmuth, aus Unglauben — Vater im Himmel, da sich das

inbrünstige Gebet an, worin meine Zweifel gehüllt sind, und verzeih, — oder, strafe doch nur mich allein!... — Ich weine; ich bin zaghaft wie ein Weib — Was ist das?...

Wären wir nur erst ein Jahr oder ein paar Jahre weiter, und ich sähe Dich einmal recht eingenistet auf dieser Erde! - Immer kamst Du mir vor unter den Menschen wie ein Fremdling, — als könntest Du nicht bleiben.

Unter uns, das ist wahr, hast Du Dich sehr gut gewöhnt; aber daß Du Dich so gut gewöhntest, haben wir das nicht größten Theils der Traumdeuterinn zu verdanken? —

Und hat sie wirklich ihn Dir gedeutet Deinen alten Traum; ihn erfüllt, ihn wahr gemacht, wie Du sagtest; oder vielleicht nur einen neuen Traum in Dir erregt? — Wende Dich nicht weg von mir, lieber Guter! es ist nicht Lästerung, was ich sage; am wenigsten Lästerung gegen Henrietten. Du

hältst nicht *mehr* von ihr, als sie verdient; und es ist nichts anders als ihr *wahrer wirklicher* Eindruck, was Du für sie *empfindest*: aber in Dein *Verhältniß* mit ihr bringst Du eine *Fantasie*, vor der mir bange wurde, sobald ich sie entdeckte. Ich hatte *eigentliche Liebe* unter Euch vermuthet, sah Euch wie Verlobte an, und so lange war ich ruhig; ruhiger, als ich in Absicht Deiner je in meinem Leben gewesen bin. — . . Armer Woldemar, ich kenne Dich so gut! und wenn ich Dich recht ins Auge fasse, siehe, so will mir das Herz zerspringen vor Liebe und Wehmuth. Es ist etwas in Dir, *etwas* — was Dich mit allem Gegenwärtigen bald entzweyen muß. Man kann nicht sagen daß Du Dich *überspannst*; aber wohl daß Du überspannt *bist*. So wurdest Du geboren, und mußt darum auch alles außer Dir zu überspannen suchen, damit es Dir natürlich scheine und zu Dir stimme; mußt Dein Wesen hauptsächlich in der Einbildung haben, und kannst auf kein Zureden hören. So wird Dir in die

Länge kein Mensch genügen; Du wirst es keinem Menschen in die Länge aushalten — Woldemar! — Keinem!

Es ist traurig, daß Dir nie wohl seyn kann, als im Irrthum. Wo Du auch am Wahren, am Wirklichen hängst: Du machst so lange, bis ein Hirngespinnst daraus geworden ist, und dann — zu Boden damit! — Ach, Dein letzter Brief hat mich an so vieles erinnert; dies und jenes mir so klar aufgedeckt! . . Die volle Wonne, die er athmet; die hohe, allerhöchste Himmelsfreude — Lieber! wenn Du das alles nur an einem Haare festhieltest — durchaus nur an einem Haare fest halten wolltest — Und das Haar zerriß — zerrisse vielleicht durch eine Bewegung Deiner eigenen Hand? — Lieber! . . . O, erbarme Dich Deines Biderthals!

Es ist Zeit daß ich abbreche. — Verzeih, Lieber, wenn ich ein Thor bin. Ich hoffe

daß ich es bin; und mir ahndet, daß ichs fühlen werde, sobald ich Dich wiedersehe. Was ich geschrieben habe wird Dir weiter das Herz nicht schwer machen. Und so lebe wohl. Gruß und Kuß an Allwinen und Henrietten! Auch von Luisen. — Bester, Theurester, lebe wohl! Lebe wohl und bleibe meiner Liebe eingedenk.

Dein Biderthal
heute wie gestern und immerdar.

Zwey Tage nach diesem Briefe kam Biderthal selbst an. Sein Trübsinn verlor sich in der Freude des Wiedersehns, im Anschauen der vollen Glückseligkeit seines Bruders.

Woldemar mußte nun, der Pflichten seines Amts wegen, öfter in die Stadt. Er pflegte, wechselsweise, dann bey Biderthalen, dann bey Dorenburgen abzutreten. Sie sahen ihn nie, ohne daß sich neue Aussichten von Glück-

seligkeit vor ihnen eröfneten, und zählten, immer ungeduldiger, Tage und Stunden, bis der Winter einbräche.

Einst traf es sich, daß Woldemar unversehens in die Stadt kam und niemanden zu Hause fand, als Luisen. Er hatte eine Zeichnung mitgebracht, einen Entwurf zu einem Familien-Gemälde, worauf Henriette die hervorstehende Figur war, und mit ihrem Vater den Mittelpunkt des Ganzen ausmachte. Es war eine Hauptliebhaberey von Woldemarn, Porträte aus dem Gedanken zu machen, und sie geriethen ihm ungemein. Diesmal hatte er alle seine Kunst aufgeboten, den alten Hornich auf die vortheilhafteste Weise darzustellen, und es in seiner ganzen Figur möglichst auszudrücken, wie ihn Henriette in den letzten Jahren seines Lebens nicht allein glücklich, sondern auch gefällig, gut und liebenswürdig gemacht hatte. Luise war ausser sich vor Freude über diese Zeichnung, und wurde nicht müde eine Figur nach der andern durchzugehen, und die schöne gefühl-

volle Zusammenordnung des Ganzen zu bewundern. Woldemar gab ihr das Blatt bis zu seiner Abreise in Verwahrung, damit sie nach Herzenslust sich daran ergötzen und müde sehen konnte. Er wollte nur bis zum dritten Tage bleiben.

Den zweyten, Abends nach Tische, foderte er das Blatt zurück, und es wurde bey dieser Gelegenheit noch einmal vorgenommen, durchgesehen, untersucht, darüber gesprochen. Den mehrsten Stoff gaben die zwey Hauptfiguren. Luise kam, voll Rührung, immer auf diese wieder zurück.

Unglücklicher Weise begegnete es ihr, in ihrem Entzücken die Worte auszustoßen: — „Sie können das nicht so fühlen, wie ich! — Sie wissen nicht alles!" —

Sobald ihr die Worte aus dem Munde waren, erschrack sie, und wurde glühend roth. Dies machte Woldemars Aufmerksamkeit rege.

Er fragte; und nun verwandelte sich die Röthe der armen Luise in Blässe. Je ängstlicher sie sich weigerte mehr zu sagen, desto dringender wurde Woldemar. Endlich drohte er, daß er durch Henrietten das Geheimniß schon heraus bringen wollte; er hätte Faden genug ... So kam es dahin, daß die arme Luise, halb aus Furcht, halb aus Treuherzigkeit zuletzt nachgab, und ihm alles offenbarte.

Während dem Anhören nahm sich Woldemar so gut zusammen, und hielt sich auch nachher so fest, daß Luise gar nicht ahndete, was für einen Stachel sie ihm ins Herz gesenkt hatte.

Er brachte die Nacht in seinem Sessel zu. Ehe er sichs versah, hatten seine Gedanken sich so gehäuft, sich so vielfältig durch einander geschlungen, daß er wie erstarrt davon war. Seine Henriette weniger hochschätzen, weniger lieben — konnte er um alles, was er jetzt erfahren hatte, nicht; er mußte eher sie be-

wundern, ihr Dank wissen? Und doch fühlte er, daß er unzufrieden mit ihr war.

Unzufrieden mit Henrietten? — Er erschrack vor dieser Vorstellung. — Und warum unzufrieden? — Durfte er wohl jemanden es bekennen? — Konnte er's nur sich selbst erklären?

„Es ist die erste Befremdung, sagte er zu sich; morgen werde ich ruhig seyn" — und wollte aufstehen und sich zu Bette legen. Aber schnell kam wieder eine neue Gedankenreihe, die ihn faßte und niederhielt.

„Mir entsagt — feyerlich — heimlich! — Ihr Vater, ihre Geschwister vermochten sie dahin zu bringen! — Sie hat ein Geheimniß mit ihnen gegen Woldemarn! — O, ich bin ihr nicht was ich dachte! — Henriette ist nicht.... Er fuhr in die Höhe — wieder zurück — wußte sich nicht zu lassen.

Der Morgen graute schon, da legte er sich. Der Kopf schmerzte ihn gewaltig, es kam Schwindel dazu; so schlummerte er endlich ein. Um neun Uhr stand er auf, sehr abgemattet, aber um vieles heiterer, und gefaßt genug, um Luisen gänzlich die Ursache seiner Unpäßlichkeit verbergen zu können. Er schalt sich ernstlich über seine ausschweifende Empfindlichkeit, und gab ihr allerhand gehäßige Namen. Viel lieber wollte er sich der verkehrtesten Eigenliebe, als seine Henriette einer Sünde gegen die Freundschaft schuldig finden. Es gelang ihm endlich die Gefühle seiner ersten Aufwallung zu unterdrücken; und er reiste fest entschlossen nach Pappelwiesen zurück, sich von nun an die Sache ganz und auf immer aus dem Sinne zu schlagen. Bey seiner Ankunft nahm die einzige Henriette etwas verändertes in seinen Zügen wahr. Er schob es auf eine Unpäßlichkeit, die ihn in der Nacht überfallen hätte; doch gestand er zuletzt: einer von seinen bösen Geistern wäre einmal wieder über ihn gekommen, hätte aber keine Stätte gefunden.

Noch keinmal war ihm die Freude, seine Allwina, seine Henriette wieder zu sehen, so warm durch Herz und Adern gelaufen; es kam ihm vor, als nähme er zum erstenmal wahr, daß er so sehr geliebt wäre. Tief in sein Innerstes drang Henriettens sanftes Forschen mit Blicken und Liebkosungen: — Ob etwas seine Glückseligkeit störte? — ob sie es nicht von ihm nehmen könnte? — für ihr Glück, für ihr Leben? — Woldemar ertrug es kaum. Der Zustand, worin er sich zu B** befunden hatte, schien ihm jetzt zu *Pappelwiesen* so thöricht, ja so rasend, daß er vor Scham und Reue zu vergehen meynte. Wäre es nicht um Luisen gewesen, er hätte alles entdeckt. — Er warf sich seiner Freundinn in die Arme: — „Engel, rief er, mit beklommener Stimme, — wie Du mich liebst! — Ich verdiene es nicht; ich habe kein Herz das zu lohnen." — Dennoch überfiel ihn nachher wieder dann und wann auf eine unangenehme Weise der Gedanke an Henriettens Gelübde — *an das Geheimniß zwischen ihr und ihm*; und es gab Augen-

blicke, wo es ihm bis zur sichtbaren Unbehaglichkeit beschwerlich wurde.

Sie verließen erst im November das Land. Von Alwinens Verheyrathung war zu B** nichts ruchtbar geworden. Die Frage war dort schon lange gewesen, lange vor Hornichs Tode: Welche von beyden — Allwina oder Henriette, Woldemars Gattinn werden würde? Aber nach vielem emsigen Gewäsche war nun seit kurzem so gut als ausgemacht, man werde gleich nach der Trauer erfahren, daß Henriette die Braut sey; und so konnten die guten Leute bis dahin andre Sachen sich angelegen seyn lassen.

Sie geriethen ausser sich vor Bestürzung, die guten Leute, da sie jetzt so ganz unversehens mit der Nachricht überrascht wurden: Allwina wäre — nicht erst die Braut — sie wäre seit sechs Monaten schon mit Woldemarn vermählt!

Unmöglich konnte das mit rechten Dingen zugegangen seyn! — Es mußte etwas dahinter stecken! Und nun hatten sie keine Ruhe, bis sie das Wahrscheinlichste nach ihren Begriffen herausgebracht hatten.

Man kann sich die Vermuthungen die zum Vorschein kamen nicht ungeheuer genug denken. Am ärgsten wurde Henriette mißhandelt; nicht, daß man ihr vorzüglich gram gewesen wäre, sondern weil bey ihr das Wahre den guten Leuten am weitesten aus dem Wege lag. Selten haben Verläumdungen, auch die schlimmsten, eine andre Quelle: es ist nur, daß die guten Leute nach Maaßgabe ihres Sinnes, Herzens und Verstandes urtheilen; daß sie ihre eigentliche Meynung entdecken, nach bestem Gewissen.

Auf diese Weise geschah es, daß Henriette den Gram erfuhr, ihr Heiligstes in den Koth treten zu sehen. Ihre Freundschaft mit Woldemarn wurde auf die schnödeste Weise gelästert;

gelästert; ihre Unschuld mit Schmach angethan . . .

Ich habe sie gesammlet in der Stille meiner Seele, die Thränen des Engels, und ich zitterte, daß Eine der meinigen sich dazu mischen möchte! — Sollte ich sie ausgießen vor der Menge? — Diese Menge mit keuscher jungfräulicher Thräne — mit der Weihe der Unschuld besprengen?

Feig war das Mädchen nicht; Tugend läßt es nicht seyn. Henriette blieb dieselbe in allen ihren Handlungen, in ihrem ganzen Betragen. Aber in dem Grade vermochte sie ihre Einbildung nicht zu beherrschen (und sie wäre lange nicht ein so treffliches Geschöpf gewesen, wenn sie es gekonnt hätte) daß ihr dabey nicht sehr oft die verkehrten Urtheile der Leute vorgeschwebt und ihr einen Schauder durchs Blut gejagt hätten. Ihr geheimer Schmerz wurde dadurch vergrößert, und unvermerkt schlich sich einiger Unwille gegen sie selbst, und ihm nach einige Bitterkeit gegen die Menschen in ihr

Herz, das bis dahin den reinsten Frieden genossen hatte.

Woldemar hatte von allen den Verläumdungen, welche zu B** herumgeflüstert wurden, wenig erfahren, weil er von den Einen zu sehr geliebt, und von den Andern zu sehr gefürchtet war. Jedermann wußte, daß er Dinge dieser Art mit einem fürchterlichen Grimm empfand, und daß sein Hohn verzehrendes Feuer war. Den Nichtswürdigen auszuweichen, sich um ihretwillen zu bequemen, oder Wege der Klugheit einzuschlagen: — das spie er an; in allen solchen Fällen war seine ganze Seele lauter Troß. Ueberhaupt fühlte er seine Stärke, und brauchte neben seinem Recht gern Gewalt.

Was sich mit Henrietten zutrug entgieng eine Zeitlang seiner Beobachtung. Ihm war so wohl in seiner neuen Lage, und diese Lage führte in den ersten Monaten so viele unvermeidliche, im Ganzen süße, Zerstreuungen

mit sich, daß er davon in eine Art von angenehmer Betäubung gerieth, die ihn unfähig machte widrige Eindrücke anzunehmen. Allwina besaß im höchsten Grade jene Eigenschaften, wodurch eine Frau ihr Haus zu einem Himmel macht. Sie gönnte unserem Philosophen seine vornehmen Künste; wollte von ihrer Seite aber es nie darauf ankommen lassen. Sie meynte, wenn es eine so schöne Sache uns entbehrlich machen wäre, so ließe sich nichts rühmlicheres denken, als wenn sie Woldemarn am Ende sogar auch seine Philosophie entbehrlich machte. Zu gutem Glücke hatte sie an ihm den Mann, der wenigstens eben so gut zu genießen als dem Genuß zu entsagen wußte, und so gelang es ihr wirklich, daß seine Philosophie allmählich nur in den Hinterhalt zu stehen kam. Wir haben gehört, warum er die äusserlichen Verschönerungen und Bequemlichkeiten des Lebens gern bey Seite ließ: weil er nämlich die damit verknüpften Bemühungen haßte; weil ihm eine Unterbrechung des Genusses unangenehmer

als eine gänzliche Beraubung desselben war; weil er an Disharmonie, Flick- und Stückwerk einen gewaltigen Ekel hatte; und weil ihn Sorge, Anstrengung und Verlegenheit um geringfügige Dinge in die peinlichste Ungeduld versetzten. Dies alles fiel jetzt weg durch Allwinens und Henriettens vereinigte Klugheit, Behendigkeit und zärtliche List. Was ihm von jenen Annehmlichkeiten dargeboten wurde, war immer wie ein Zauberwerk vor ihm entstanden, umgeben von Fröhlichkeit und Scherz, von Lust und Liebe. Es konnte nicht fehlen, er mußte mit ins Spiel gezogen werden.

Eine gewisse Befreundung mit Dingen dieser Erde, ist süßer als die Weisen denken. Wir können ja doch nicht von dieser Erde weg, so lange wir unsere Schweere behalten, und würden übel dran seyn, wenn sie uns nicht mehr tragen wollte.

Und wer von uns erinnert sich nicht froh an jene Zeiten, wo wir, vor lauter Lust, nicht

weiter sahen, und eine jede vergängliche Gabe wie mit unvergänglicher Liebe an uns rissen; nach Tagen, nach Augenblicken strebten, als ob es Ewigkeiten wären; vollkommene Glückseligkeit mit leiblichen Augen vor uns sahen, und zwischen ihr und uns nur Raum, nur Zeit, nur weichende Hindernisse; — Ach! und immer nur der Menschen Thorheit bejammerten, die Menschheit selbst aber nie?... Es war nicht ganz leerer Dunst, was uns so selig machen konnte. Und wohl dem, der es wieder findet, „den Frühling seines Daseyns, eine zweyte Jugend, Unschuld, Zuversicht und Paradies!" Klüger als ehmals, wird er nicht mehr nach jeder Freude taumelnd haschen, sondern die gewählte sanft an seinen Busen ziehen, und an sich herzen, damit sie nicht früher entfliehe; inniger, auch darum, weil sie vergänglich ist.

Diese stille besonnene Wollust war um so mehr in Woldemars Geschmack, weil er dabey glauben konnte, wie Xenokrates, die Lais

zu besitzen, ohne von ihr besessen zu werden. Sein Zustand dünchte ihn mehr ein Zustand der Beschauung, als des Genusses zu seyn, und er freute sich, sein Herz für alles Schöne so reizbar und der Lust so offen zu fühlen, ohne daß die Freyheit seines Geistes davon angefochten würde. Alles vereinigte sich, ihn die Ergötzlichkeiten der Sinne und der Einbildung, in einem ungewohnten Glanz von Unschuld und Reinheit erblicken zu lassen. Er entblößte ihnen seine Brust; versuchte sich an ihnen, und genoß sie doppelt, indem er sie in immerwährendem Siege zu genießen glaubte.

Endlich wurde er denn doch auf Henrietten aufmerksam, als sey etwas veränderes an ihr wahrzunehmen, besonders in ihrem Betragen gegen ihn. Lange suchte er es sich auf alle Weise auszureden. Er war seit dem Vorfall nach der Entdeckung, die ihm Luise gemacht hatte, äusserst schüchtern, und gegen sich selbst mißtrauischer geworden. Aber eben dieses mußte seine Aufmerksamkeit, da sie nun doch

einmal wieder gereizt worden war, und fortdauernd gereizt wurde, nur in desto stärkeren Trieb setzen. Selbst indem er darauf bedacht war sie abzulenken, stellte er, wider seinen Willen, Beobachtungen an; und so gerieth er, immer unwillkührlich, endlich dahin, daß er seine Freundinn, bald hie, bald da, auf die Probe stellte.

Nun war Woldemar verloren!

Seine ersten Versuche mit Henrietten fielen zweydeutig aus. Er machte Neue und ließ sie schneller auf einander folgen. Endlich erhielt er Resultate, welche seine Bemerkungen zu bestätigen schienen — das wollte er nicht! Falsch sollten sie befunden werden, durchaus falsch! Sie mußten es — beym Himmel, sie mußten!

Der Unglückliche stand am Abgrunde des Verderbens, und durfte nicht einmal fürchten.

„Keine Sorge! rief er schwindelnd aus, keine Sorge! Bey allem was heilig ist, ich bin nur ein Thor! — Gott weiß, ich bin nur ein Thor — und es wird offenbar werden!"

So drang er immer weiter voran; gieng unablässig hin und her in dem Nebel der zwischen ihm und seiner Freundinn aufgestiegen war — ob er nicht verschwände?

Zuweilen, nahe bey, schien er weg zu seyn; — einige Schritte davon, ach, da war er wieder! — Dann schwoll ihm das Herz biß zur Beklemmung; und was er begann um des Dranges los zu werden, war alles eitel; bis etwa ein Ausbruch von Zärtlichkeit und Wehmuth in Henriettens Armen ihm wieder einige Erleichterung verschafte.

Schon vorher, nämlich seitdem er das Geheimniß von Henriettens Gelübde erfahren hatte, war mehr Lebhaftigkeit, aber damit auch, von seiner Seite, mehr Ungleichheit

in seinen Umgang mit ihr gekommen. Alle seine Empfindungen für sie waren bey diesem Vorfall ausserordentlich erregt und in eine Art von Gährung gesetzt worden; und wie einer, dem ein theures Geschöpf, das seine ganze Wohlfarth trägt und bindet, in Gefahr schwebt, fühlte er jetzt doppelt ihren Werth und alle seine Liebe zu ihr. Da ergriff er sie denn manchmal und schlang sie fest und immer fester in seine bebenden Arme. — „Du bleibst mir doch, Henriette? sagte er zu ihr — ich verliere Dich nie? — nicht wahr, ich verliere Dich nie? — Tausendmal eher den Tod — als Dich missen! — O, Du weißt nicht, wie an Dir mir alles gelegen ist, alles gelegen seyn muß, und was das für eine Liebe ist, mit der ich Dich liebe!"

Henriette ließ ihr ganzes Herz ihm hierauf die Antwort geben. Es fiel ihr nie ein, dergleichen ungewöhnliche Bewegungen ihres Freundes einer andern Ursache, als seiner gegenwärtigen Lage zuzuschreiben, welche alle

Saiten seines Herzens gestimmt zu haben schien, von jeder Empfindung den höchsten Ton in vollem Klange anzugeben.

Aber nun, ganz neuerlich, hatte sie angefangen etwas bedenklich zu werden. Das konnte nicht ausbleiben, zumal bey dem Gemüthszustande, worin wir sie erblickt haben. Woldemars Begegnungen mußten die Peinlichkeit desselben vermehren, und da sie je länger je zudringlicher wurden, nach und nach in der Seele des Mädchens eine geheime Empörung zuwege bringen.

Henriette wußte nicht wie ihr geschah. Bisher hatte sie ihrer Freundschaft für Woldemarn weder Maaß noch Ende gewußt. Nicht der entfernteste Gedanke an Zurückhaltung war ihr je in die Seele gekommen. Und nun auf einmal — Was? — Es ließ sich nicht ausdenken. — Schranken! — Grenzen! — Einer solchen Freundschaft — Woldemars und Henriettens Freundschaft! — Grenzen? — Schran-

ken? — Wie? Warum? Welche? — Sie glaubte von Sinnen zu kommen.

Sie fühlte — mit unendlichem Zagen, daß sie Woldemarn sich offenbaren müßte. — Ja, sie wollte! — Aber in fürchterlichen Finsternissen lag ihr Entschluß.

Daß in Woldemars Gemüthe sich eine Veränderung zugetragen habe, war nach und nach von allen in der Familie bemerkt worden; aber niemand mochte zuerst aufmerksam darauf machen, nicht einmal das Weib den Mann, oder eine Schwester die andre. Jeder suchte seine Bemerkungen sich auszureden, und niemand mehr und ernstlicher als Biderthal.

Keinem aber wollte es in die Länge auch weniger damit gelingen als Biderthalen. Nach langem Säumen und Zweifeln nahm er endlich zu Henrietten seine Zuflucht. Er entdeckte ihr, was er zu deutlich gesehen hatte und sich nicht mehr auszureden vermochte; nämlich daß

Woldemar durchaus verstimmt, seltsam verändert sey. Er fragte: ob sie keine Ursache wüßte, ob sie ihm kein Licht darüber geben könnte?

Woldemars Verstimmung, sagte Henriette, seine abwechselnde Laune, und das oft so Unnatürliche und Plötzliche in diesen Abwechslungen hätte auch sie schon oft nachdenkend gemacht, und bekümmerte sie. Sie wüßte nichts, vermuthete aber jetzt, und dies würde ihr mit jedem Tage wahrscheinlicher, daß Woldemar Eins und Andres von den bey Gelegenheit seiner Heyrath ausgestreuten häßlichen Verläumdungen erfahren, und vielleicht auf eine höchst verkehrte, unangenehme, empörende Weise erfahren hätte. Es schiene in der That unmöglich, daß ihm davon gar nichts sollte zu Ohren gekommen seyn. — Dies nun hätte ihn aufgejagt. Er hätte sich bemüht auf den Gesichtern seiner Freunde zu lesen, was er zu wissen begehrt, und zu fragen sich gescheut hätte: nämlich Sache und Zusammenhang, und wie man

sie empfunden, unter sich darüber gedacht, geredet, überhaupt, sich dabey benommen hätte. — Auf meinem Gesicht, fuhr Henriette fort, mag er leicht gelesen haben, was ihn noch mehr zum Forschen antrieb, ihn beunruhigte, quälte — was er tadelte; und dann bald zu entschuldigen, bald zu verzeihen sich bemühte, ohne damit für sich allein recht fertig werden zu können. Wer unsern Woldemar ein wenig kennt, setzte sie hinzu, begreift die Unmöglichkeit für ihn, aus dieser Flocke nicht eine Menge Unglücksfäden zu spinnen, und damit das sonderbarste Gewebe anzufangen. Darum muß und will ich nun unverzüglich sehen wie ich ihm beykomme und ihn zu einer Erklärung bringe.

Biderthalen wurde das Herz während er Henrietten zuhörte immer leichter und leichter. Er zweifelte nicht, sie hätte das Wahre getroffen, begriff alles, und bat sie nur inständig, doch ja den ersten Anlaß, mit Woldemarn aufs reine zu kommen, nicht unbenutzt vorbey gehen zu lassen.

Leider, wollte ein solcher Anlaß je länger je weniger sich anbieten. Täglich erschreckte Woldemar die zarte Seele seiner Freundinn durch neue Erscheinungen, trieb das edle Mädchen aus einer Verwirrung in die andre, so daß sie an ihm, daß sie so gar an sich selbst irre wurde, und beynah verzweifeln mußte.

Dies entgieng Biderthalen nicht ganz. So viel sah er, daß seines Bruders Gemüth sich immer tiefer beunruhigte; sah mit zunehmender Gewißheit, daß sein leidenschaftlicher Zustand sich ganz auf Henrietten bezog, und daß nun auch diese betroffen, geängstigt, verlegen, in der peinlichsten Ungewißheit sich fühlte. Gegen ihn selbst, auch gegen die andern Geschwister, bewies sich Woldemar in dieser Zeit liebevoller, erkenntlicher, genießender in der Freundschaft als je zuvor. Dies vermehrte Biderthals Bekümmerniß. Mit Recht schrieb er dergleichen Affectvolle Aeusserungen einer innerlichen Beklemmung zu, erblickte darin ein bewegtes, gepreßtes Herz, welches sich zu

helfen, sich zu trösten und zu stärken suchte. Oefter wurden ihm in Woldemars Gegenwart die Augen naß. Dieser bemerkte auch einige Mal seine Rührung; ergriff Biderthals Hand, schloß ihn in seine Arme, herzte und küßte ihn; aber ließ ihn nicht reden; beugte vor, daß es nicht zu Fragen, nicht zu Erklärungen käme.

Unterdessen arbeiteten sich Biderthals Besorgnisse mit jedem Tage schrecklicher in seinem Gemüthe aus. Was er voll Wehmuth seinem Bruder voriges Jahr aus Pyrmont geschrieben hatte, jene Worte: „Lieber! Wenn Du „das alles nur an einem Haare fest„hieltest — durchaus nur an einem „Haare festhalten wolltest — Und „das Haar zerrisse — zerrisse viel„leicht durch eine Bewegung Deiner „eigenen Hand..“ — Diese Worte, mit dem Ausruf: „Lieber! O erbarme Dich Deines Biderthals!“ lagen ihm unaufhörlich in Gedanken, tönten ihm vor den Ohren und zerrissen ihm das Herz.

Es ist zu spät! seufzte, klagte und jammerte es in seinem Innern. Woldemar liebt Henrietten! Ich hatte Recht zu behaupten, er sey mit ihr verlobt. Er war es im Grunde seines Herzens, und wollte es nicht wissen. Ihm, auch Henrietten, war ich nur ein Thor. Daß ich es nicht war — — Gott! — Dies wird Henriette bald; Woldemar erst, wenn er mit dem Tode ringt, erfahren.

Nach der vorhin erzählten Unterredung mit Henrietten, hatte Biderthal sie nur zweymal an ihr Versprechen, Woldemarn zu einer Erklärung zu nöthigen, erinnert. Er schwieg nachher, weil er wohl sah, daß sie keiner Ermahnung bedurfte. Ihr alle seine Sorgen zu entdecken, durfte er nicht wagen; er würde sie dadurch nur wider sich empört, sich ihres Vertrauens, so gar ihrer Liebe — wenigstens auf eine Zeitlang — beraubt haben. Jetzt aber schien es ihm so wichtig Henrietten aufs schleu-

nigste

nigste zur Entdeckung dessen, was in Woldemars Herzen eigentlich vorgienge zu verhelfen, daß er alles daran zu wagen beschloß, um diesen Endzweck zu erreichen.

Früh an einem Morgen gieng er zu ihr. Sie war aufgestanden, aber noch nicht zum Vorschein gekommen. Er griff unterdessen nach einem Buche, das er auf ihrem Arbeitstische liegen fand. Es war der zweyte Theil von Plutarchs Lebensbeschreibungen. Beym Aufschlagen traf er eine Stelle, die doppelt angestrichen war; folgende:

„Fremdling, die Gesetze und Gebräuche der Menschen sind verschieden; einigen heißt dieses schön und gut; andern jenes: aber das gilt allgemein, ist schön und gut für alle, daß jeder unter seinen Mitbürgern was gemeine Sitte ist verehre, und diese Ehrfurcht in allen seinen Handlungen beweise."

Er behielt, da Henriette herein kam, das Buch in der Hand, und nachdem er sie begrüßt,

und sie beyde sich gesetzt hatten, zeigte er ihr die angestrichene Stelle und fragte: warum sie diese Irrlehren über Schönes und Gutes, diese sklavische Maxime eines Barbaren; die sie hätte durchstreichen sollen, angestrichen, und gar doppelt angestrichen hätte? — Wenn Bruder Woldemar das fände! ... Indem gab er ihr das Buch in die Hand.

Diese Striche sind schon alt, sagte Henriette.

Dann lasse ichs gelten, erwiderte Biderthal, machte das Buch zu, und legte es wieder auf die Stelle, wo er es genommen hatte.

Henriette wurde roth. — Nein, Biderthal, sagte sie, nein; diese Striche sind von gestern; zog ihr Schnupftuch hervor, bedeckte sich das Gesicht, und fing bitterlich an zu weinen.

Biderthal sprang auf, umarmte Henrietten, drückte sie an sein Herz, und sagte mit

beklommener Stimme: Fasse Muth Du gute, liebe, schöne Seele Du! Man kann nicht unschuldiger, nicht ehrwürdiger und besser seyn, als Du es bist. — O, fasse Muth! Ich fürchte Aergeres, gewiß viel Aergeres, als Du; und doch hoffe ich, mein Woldemar, und wir mit ihm, sind noch zu retten.

Henrietten sanken die Arme. Sie sah mit trockenem Auge Biderthalen an — „Aergeres?" — wiederholte sie todtenblaß, und sich aufrichtend: „Aergeres?" — Wo ist Arges? Gewiß eher in meiner Seele, in der Ihrigen, in unser aller Seele, als in der himmlischen Seele meines Freundes. O, wenn er minder arglos wäre, ich weinte nicht, und Sie — bebten nicht an dieser Stelle!

Biderthal wollte reden; aber Henriette flehte mit gefaltenen Händen, von neuem in Thränen aufgelöst, daß er sich entfernen, sie allein lassen möchte.

Er gieng.

An der Thüre rief und holte Henriette ihn zurück. Schluchzend stammelte sie: Ich will anhören! Ich weiß nicht was vorgeht; nein, ich weiß es nicht. Ich werde Schuld haben, es wird auf *mich* fallen; reden Sie, lieber Biderthal, sagen Sie mir — sagen Sie mir *alles*.

Biderthal war tief bewegt. Er drückte und küßte Henrietten die Hand, weinte mit ihr, setzte sich und stand wieder auf; versuchte zu reden und hatte keine Stimme. Henriette, die zuerst sich faßte, half ihm, durch milde Anrede, zu Worten.

Verzeihen Sie meine Heftigkeit, sagte sie zu ihm; ich hatte sehr Unrecht. Gewiß kamen Sie mit herzlicher Liebe, mit vertraulichem Rathe zu mir, und ich stieß Sie von mir! — O verzeihen Sie mir! Werden Sie mir wieder gut!

Sie bedürfen keiner Verzeihung, antwortete Biderthal, und ich selbst verdiene keine, wenn

ich einen Augenblick von Woldemarn Arges denken, eine Furcht in Absicht seiner haben könnte, die ihn erniedrigte. — Oder ist es etwas Arges, wenn ich glaube, daß er Sie über alles liebt; Sie liebt, wie er ausser Ihnen niemand lieben kann; daß er im Grunde — Sie allein liebt? —

Henriette fuhr etwas zurück. —

Ist Ihnen dieses neu, sagte Biderthal? Sie wissen es doch!

Setzen Sie den Fall, Woldemarn wäre auch, was er längst weiß, neu geworden; er fühlte wie er Sie liebt, mehr als er es je gefühlt hat; und nun genügte ihm Ihre Gegenliebe nicht mehr. Irgend ein unbedeutender Zufall könnte sein Gemüth in eine Bewegung gesetzt haben, die sich selbst vermehrte, stärker und stärker wurde. — Sie zweifeln doch nicht, daß der leidenschaftliche Zustand, worin wir ihn sehen, sich auf Sie bezieht? — Auch verbergen

Sie sich nicht, daß dieser Zustand von Tage zu Tage zunimmt, bedenklicher wird! — — Wie können Sie denn so gelassen zusehen, und nicht fürchten, und das schlimmste abwarten wollen?

Lieber Biderthal, antwortete Henriette, ich kann mich nicht fürchten, wie Sie; aber ich leide genug. Auch Allwina ist bekümmert. Sie hat es mir lange abgestritten, daß in Woldemarn etwas vorgienge, was er uns verheimlichte. Sie sah und fühlte nur, daß sie ihm mit jedem Tage lieber wurde; war dabey in die Freude, bald Mutter zu seyn, ganz vertieft. So lange sie selbst nichts bemerkte, wollte ich nicht, daß sie fragen sollte. Endlich wollte sie bemerkt haben und fragte. Da hat Woldemar mit der größten Offenherzigkeit und Freundlichkeit geantwortet: „Ja, es gehe ihm etwas im Kopfe herum; es sey eine so große Albernheit, daß er es sich zu sagen schäme; er wolle aber, um sich zu strafen, diese Schaam überwinden, und zuverläßig ihr und mir die kindische Grille beichten, so bald er sie weggeschaft hätte.“ —

Nun verreist Allwina Ende dieser, oder Anfangs künftiger Woche, mit der jüngern Tante nach Fließen, um bey dem Oberamtmann vollends wieder alles ins Gleiche zu bringen und gut zu machen; sie warten nur auf Briefe, daß er dort angekommen sey und sie gern erwarte. Bis dahin habe ichs, aufs längste, verschieben wollen, Woldemarn was ich auf dem Herzen habe zu sagen, und seine Vorwürfe gegen die meinigen auszuwechseln. Auf einmal und mit ein paar Worten wird es sich schwerlich abthun lassen . . .

Zufriedener, mit erhöhtem Muthe gieng Biderthal von Henrietten weg. Der reine, schöne Affekt des Mädchens, seine Fassung und sein hoher Geist, hatten ihn aufgerichtet und gestärkt.

Hingegen hatte Henrietten dieser Auftritt sehr angegriffen. Sie fühlte sich, da sie allein war, traurig, beklommen, in einer Bewegung,

der sie nicht Meister werden konnte. Auf den Mittag mußte sie zu Woldemarn, der eine große Gesellschaft zum Essen hatte. — Dort sollte sie auch Biderthalen wiederfinden. — Ihre Angst, daß sie nicht genug sich würde sammeln können, nahm unter dem Ankleiden zu. Sie mußte endlich fort. Beym Einsteigen in den Wagen fühlte sie, daß ihr die Knie zitterten. Das Herz klopfte ihr gewaltig beym Fortrollen über das Pflaster; noch heftiger, da der Wagen vor Woldemars Hause still hielt. Man öfnete den Schlag, und sie zweifelte ob sie aussteigen sollte.

Woldemar fuhr zusammen über ihrem Anblick, suchte aber seine Befremdung durch einen desto wärmeren Empfang unmerklich zu machen; aber starr sanken darauf seine Arme an ihr herab. Henriette fühlte es, und beide überlief es kalt. Woldemar sah sie an — und wieder an — und wieder — bis Schwindel und Blindheit ihn zwangen abzulassen. — „Verloren! verloren! schrie es in seiner Seele, verlo-

ren!" — Er hatte sich umgekehrt und stand am entlegensten Fenster, sein Gesicht an eine Scheibe geheftet, und sah gerad auf gen Himmel. Sein Bruder und Caroline, die zu ihm traten, und sich nach seinem Befinden erkundigten, und seine Gäste, die nach einander ankamen, erlaubten ihm nicht in dieser Stellung zu verweilen. — Er hätte sein Leben gewagt, um einige Minuten mit Henrietten allein zu seyn. — Henriette litt Todesangst. — Auf einmal gieng sie auf ihren Freund zu: „Lieber Woldemar, sagte sie zu ihm, indem sie ihm die Hand drückte; nicht wahr wir haben mit einander zu reden? Auf den Abend! Nur bis dahin, Lieber, sey ruhig!"

Diese Worte, noch mehr die liebevolle Miene, welche sie begleitete, erhellten Woldemars Gemüth auf einige Augenblicke; aber kaum war er recht zu Gedanken darüber gekommen, so kehrte seine Unruhe desto unerträglicher zurück. Sehnsucht, Erwartung und Furchten trieben ihn bis zur Verwirrung umher. — „Es

war also gewiß, Henriette hatte etwas auf dem Herzen; — etwas das ihn angienge: — sie hatte es schon lange auf dem Herzen gehabt; schon so lange ihm verheimlicht! Was konnte es seyn?" — Er verwickelte sich je länger je mehr in diesen Vorstellungen, so daß er kaum mehr inne wurde, was um ihn her geschah, sondern unablässig mit Forschen an Henriettens Augen, an ihren Mienen und Geberden hieng. Henriette wurde äusserst verlegen; Woldemar, der ihren Unmuth beobachtete, desto verwirrter. Seine Zerstreuung stieg aufs höchste, und nun begab sich alle Augenblicke etwas, wodurch sie ihm selbst auffallend wurde. Er erschrack darüber, und begann in der Angst allerley, um sich zu helfen: er wurde laut; warf mit witzigen Einfällen um sich; unterbrach, bald hie bald dort, ein Gespräch; trank, halb in Gedanken, halb mit Vorbedacht, von verschiedenen Weinen, und in größerer Menge als er gewohnt war.

Diese gewaltsame Erheiterung, bey dem

ganz entgegen gesetzten Zustande worin er sich befand, brachte ihn vollends aus aller Fassung. — Man stand von Tische auf, und es ward immer ärger mit ihm. Seine Fantasie glühte; sein Herz zerrann. Er wußte nicht zu bleiben vor alle dem Widersinn, der sein ganzes Wesen aus einander trieb.

Henriette, voll Bekümmerniß, sah sich oft verstohlen nach ihm um. Von ungefähr, bey einer schnellen Wendung, begegnete sein Auge einem solchen Blick; da flog er auf sie zu, faßte ihre Hand, und stand einen Augenblick vor ihr, als ob ihn die Seele verlassen wollte. Henriette erschrack zum Erblassen: — „Allwina winkt mir" — sagte sie, und sprang ihr an die Seite.

Woldemar durchkreuzte einigemal den Saal; dann kam er wieder gerade zu auf Henrietten; zog sie bey Seite: „Ich muß, sagte er, ich muß gleich diesen Augenblick mit Ihnen reden; kommen Sie mit." — „Das kann

nicht seyn!" erwiderte Henriette mit einem äusserst gefaßten Ton; „auf den Abend, sagte ich Ihnen; dabey bleibt es."

Woldemar glaubte in ihrer Gebärde etwas von Verachtung wahrgenommen zu haben, und entfernte sich mit zerrissenem Herzen.

Der Rest des Tages war für beyde entsetzlich. Woldemar strengte sich bis zur Ohnmacht an, und konnte dennoch seine Bewegungen nicht alle zurückhalten. Henriette zitterte von Augenblick zu Augenblick, daß Woldemar sich noch sichtbarer vergessen möchte; es däuchte ihr schon lange, alle Anwesende wären heimlich nur mit ihm und ihr beschäftigt. — Und — weiter hinaus: Der Ausgang! Das Ende! — Und ohne Weiteres, an sich die bloße Sache: Woldemar und Henriette in einem solchen Zustande, einer solchen Lage! — — Beyde folterte dies mit Qualen der Hölle in gleichem Maaß.

Nachdem die Gesellschaft auseinander gegangen war, führte Woldemar Henrietten nach Hause. Ihrem gepreßten Herzen war so Noth um Luft, und der Zwang neben Woldemarn fiel ihr so unerträglich, daß sie ihr Englisches zu Hülfe nahm, um schon auf der Straße anzufangen, sich ihm zu eröffnen, und nun ununterbrochen fortfuhr bis hinein in ihr Cabinet. Sie fühlte nicht die mindeste Zurückhaltung mehr, konnte alles nach der Reihe jetzt klar heraus sagen von Anfang bis zu Ende: was für häßliche Gerüchte entstanden wären; wie ihr diese zu Ohren gekommen; was sie dabey empfunden; was sich nachher in ihr zugetragen; was sie darauf an ihm beobachtet hatte; — und nun den ganzen gegenwärtigen Zustand ihrer Seele....

Dem Himmel sey Dank, fuhr sie fort, daß es noch eben zu rechter Zeit zu einer Erklärung unter uns gekommen ist; aber nun, lieber Woldemar, auch in unserm Leben keine solche wieder! Lassen Sie uns, was unser äusseres

Betragen gegen einander betrifft, einige Schritte rückwärts thun. Seit Allwina ihre Frau ist, und schon vorher, haben wir unvermerkt angefangen, uns weniger hierin um öffentliches Urtheil zu bekümmern. Dies unschuldige Vergessen war so natürlich, es floß so unmittelbar und rein aus den Wendungen unserer Verhältnisse, aus unserer ganzen Lage, war so schicklich zu den Bedürfnissen von Allwinens Herzen — war durchaus so schön. — O ich freue mich; ja, ich freue mich auch der Lästerungen, die über mich ergangen sind, weil nichts in mir war, was mich vor ihnen hätte warnen können. Dies Bewußtseyn vergütet mir alles. Aber nun bin ich gewarnt. Unsere Freundschaft ist mir heilig, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, irgend jemanden zu reizen, daß er ein Aergerniß an ihr nehme und sie lästere; vielmehr möchte ich auf jeden den Segen bringen, sie für das, was sie ist, zu erkennen. Vor allem muß mir daran liegen, daß in meiner eigenen Seele ihr reines Bild unangetastet bleibe. Ich habe Ihnen gesagt, was für eine

Wirkung die boshaften Urtheile der Leute auf meine Fantasie gemacht haben. Wenn es Schwachheit von mir ist, so haben Sie Nachsicht damit; ich bin kein Mann. Auch dem Manne wird es nicht an Betrachtungen und Gründen fehlen, meinen Vorschlag gut zu heissen. Und so sey denn dies hiemit festgestellt! — Unsere Freundschaft ist zu tief gegründet, und zu wohl bewährt, als daß ich mich nicht der Anmerkung schämen sollte, daß sie nicht den mindesten Abbruch hiebey zu befürchten habe; was geht dies alles sie im Grunde an?

Woldemar zog seine Uhr aus der Tasche: — „Schon so spät?" sagte er, seinen Sitz verlassend — und indem er mit dem Hut in der Hand auf Henrietten zurück kam: — „Ich werde mich Ihren Wünschen gemäß verhalten, liebe Henriette. Alles was Sie mir gesagt haben, war mir — theils neu, theils ganz unerwartet. Sehr gut, daß Sie sich gegen mich äusserten! Ich begreife Sie vollkommen, und habe nichts einzuwenden. Wie gesagt, Sie

können sich darauf verlassen, daß ich mich nach Ihren Wünschen fügen werde."

Er reichte ihr die Hand: „Ich muß eilen; schlafen Sie recht wohl, meine gute Henriette!" — Sie bot ihm eine Umarmung, die er annahm, aber etwas frostig; und damit, wie ein Blitz, zur Thüre hinaus und aus dem Hause.

Ueber alles von Henrietten gesagte hatte er, während dem Anhören, wenig bey sich festsetzen können; er war lauter Verwirrung gewesen, lauter Verlegenheit; immer in Gedanken darüber, wie er sich äussern sollte, im Fall er sich dazu gezwungen sähe: daher sein plötzliches Aufbrechen und seine Eile wegzukommen.

Vor dem Hause blieb er einige Augenblicke stehen.

... Ach! alle die Liebe in seinem Herzen! — Alle die Liebe die er genossen hatte — in

in grenzenlosem Vertrauen! — Alle der Friede! — So angefochten? ... gewogen — gewagt — der Zerrüttung ausgesetzt!" ...

Dann lief er schnell die Straße hinab, die folgende eben so, und weiter bis auf den Dohmplatz, — da hielt er.

Hier im Freyen, breitete er sich, rund um, der Luft entgegen. — Die Stille der Nacht wollte er haschen — und den Raum der Himmel.

Er fühlte Erquickung. Gelassenheit und Ruhe giengen, wie Sternhelle, in seiner Seele auf. — Und nun hatte er Muth, Henriettens ganzen Vortrag sich zu wiederholen.

Die meiste Zeit fühlte Woldemar lebhafter was andre angieng, als was ihn selbst betraf; nichts war leichter, als ihn zu seinem eigenen Nachtheil einzunehmen. Diese Gutherzigkeit verläugnete sich auch in dem gegenwärtigen Falle nicht. Die Vorstellungen seiner Freundinn,

da er sie von neuem überdachte, wirkten auf ihn, machten Eindruck; er setzte sich an ihre Stelle, und vertrat sie mit solchem Eifer, daß ihre Sache bald anfing ein unverwerfliches Ansehen zu bekommen. Nun wanderte er getrost nach Hause, wo ihn Allwina mit Schmerzen erwartete, weil er sie wegen seines Befindens in Sorgen gesetzt hatte. Sie freute sich, ihn so wohl zu finden. Er brachte noch eine Weile in liebevollem Geschwätz mit ihr zu ehe er sich zur Ruhe begab, und hatte keine schlimme Nacht; nur daurte es ein wenig, bis er einschlafen konnte, und er war früh wieder munter. In Ansehung Henriettens sah er am Morgen nicht anders als den Abend zuvor. — Etwas weh mußte ihm freylich das Herz noch thun von den vielen Leiden die es erduldet hatte; auch regte sich noch dieser und jener kleine Vorwurf wider Henrietten, hauptsächlich wegen ihres Betragens am vorigen Tage, und der Art, wie sie gegen ihn sich erklärt hatte. Entschuldigen — zur Noth — konnte er auch dieses — nach dem Uebrigen; aber ein gewisser Unmuth

blieb in seiner Seele, der war nicht zu verdrängen.

Henriette eilte, gleich nach dem Frühstück, ihn zu besuchen. Er saß schon ob.n in seinem Cabinet. — Da hörte er sie! Hörte — sie die Treppe hinauf fliegen, — und hin an sein Vorzimmer, — und die Thür öfnen und hinein rauschen, auf sein Cabinet zu.

Es war an seinem Herzen, wie wenn ein Damm durchgeht. — Unverwandt blieb er vor seiner Arbeit sitzen. — Henriette faßte mit ihrer linken Hand seine rechte Schulter, und senkte sich hinüber vor ihn, und schaute ihm mit so freyer, froher Liebe ins Gesicht, daß er davon ausser sich gesetzt wurde. Der ganze Himmel, den ihm das Mädchen geschaffen hatte, that sich weit vor ihm auf; kaum widerstand er, sie an sich zu herzen und eine Fluth von Thränen, die ihn drängte, über sie hinströmen zu lassen. Aber er hielt sich; ermannte sich zu heiterm Blick und Lächeln, und that

einen Augenblick, als zweifelte er, ob er sie umarmen dürfte. Indem hatte Henriette ihm schon die Wange gereicht. — Damit stand er auf und fing an sich freundschaftlich mit ihr über verschiedenes zu unterreden. Etwas fehlte doch, daß es nicht ganz im alten herzlichen Ton war. Woldemar merkte wie er immer mehr davon abwich, immer weiter sich zurück zog; aber er konnte sich nicht zwingen anders zu seyn. Ihn deswegen anzugehen trug Henriette Bedenken, zumal da er allen Anlaß durch ein freyes ungezwungenes Wesen zu entfernen bemüht war.

Sie sprachen eben vom Oberamtmanne, dem guten wunderlichen Onkel, daß er nichts von sich hören ließe: als Allwina mit einem Briefe in der Hand herein gehüpft kam. Es war der erwartete, und sein ganzer Inhalt erwünscht. Nun wurde auf der Stelle ausgemacht, daß Allwina gleich übermorgen nach Fließen aufbrechen sollte. Hierauf brachte Allwina hundert Gründe herbey, warum Hen-

riette ihr heute und den ganzen folgenden Tag nicht von der Seite weichen dürfte. Henriette sagte ihr noch hundert andere dazu, und wurde, halb erstickt von Küssen, im Jubel hinweg geführt.

Woldemar gieng wieder an seine Arbeit, nahm die Feder voll Dinte, und setzte sie an, als ob sein Geist in der besten Bereitschaft wäre, und ihn die Gedanken übereilten. Aber alles fand er getrennt in seinem Kopf, und je mehr er sich bemühte, seiner Zerstreuung abzuhelfen, desto schlimmer wurde es damit.

„Nun dann! — sagte er, ungeduldig, zu sich selbst, indem er die Arbeit wegschob und seinen Stuhl herum rückte, — Nun was ist es? —

„.... Dies — und jenes da — und wieder dies. Was soll es? — Henriette ist und bleibt ein treffliches Geschöpf bey dem Allen; ist und bleibt es, wenn sie mir auch noch weher gethan, noch viel ärger wider meinen Sinn ge-

handelt hätte. Ich brauche mich nur an ihre Stelle zu setzen, nur zu bedenken daß sie ein Mädchen ist, zu erwägen, was überdem unsrer beyder Charactere für Verschiedenheiten mit sich bringen: so kann ich sie über alles rechtfertigen; so muß ich sie durchaus entschuldigen. — Wer gefehlt hat, bin ich; daß ich nicht früher dies in Betrachtung zog, — so in den Tag hinein lebte, als ob ..."

Hier stockte Woldemar. — Er wollte fliehen vor dem Wetter, das ein ferner Blitz ihm verkündigte, — ein ferner Blitz und dumpfes unendliches Donnergerolle hinter ihm her. Aber wer kann sich erwehren umzublicken im Fliehen; und wen ereilts nicht?

Als ob! ... Das war Täuschung also, daß wir Ein Herz, Eine Seele, — Eins in allem uns fühlten? Ich muß aus mir hinausgehen, als aus einem Fremden, und mich in ihre Stelle versetzen! Versetzen? — Henriette ist mir ein Anderer; Henriette

ist wider mich. Hin ist unsre Einmüthigkeit, unsre Eintracht: um ihr gut bleiben zu können, muß ich vergessen, wie ganz ich sie für meine Freundinn hielt — wie ganz ich ihr Freund war; — — endlich das gefunden zu haben meinte, und darin ewigen Frieden mit den Menschen.

Dem Aufkommen, dem Eingreifen und Bleiben dieser Gedanken widerstrebte Woldemar mit Gewalt. Alle die freyeren Bewegungen seiner Seele wirkten Henrietten zu Liebe; und diese sollten die Oberhand behalten: so war sein ernstlicher Wille.

Seine Aufführung gegen Henrietten wurde der vollkommenste Abdruck dieser Gemüthsstimmung. Woldemar besaß eine seltene Stärke, die Bewegungen seines Herzens aufzuhalten, seinen Leidenschaften den sichtbaren Ausbruch zu verwehren, und sie sogar, auf kurze Zeit, wo nicht zu unterdrücken, doch ausserordentlich zu schwächen. Es kostete ihm gewöhnlich

nachher auch wenig Mühe seine Aufmerksamkeit, wenn er es für gut fand, ganz von den Gegenständen, die ihn erschüttert hatten, abzulenken.

Allwina, den Abend vor ihrer Abreise, übertrug ihrer Freundinn Woldemars Verpflegung und ihr ganzes Hauswesen.

In liebevollem Auffahren ergriff sie mit dem einen Arm die Freundinn, mit dem andern den Mann, und herzte sie gegen einander, und drückte sie an sich aus allen Kräften; und indem sie nachließ, zerfloß in Englisches Lächeln ihr Gesicht; und an ihm herab sah man — wie wenn eine sonnichte Wolke sanft und schnell sich ergießt — Thränen der Zärtlichkeit und der Freude rinnen.

Mit bangem Herzen begab Henriette sich am folgenden Morgen zu Woldemarn. Sie hatte genug empfunden, daß tief in dem seinigen etwas gegen sie arbeitete. Sie liebte ihn so

ernstlich und so schön, und wußte sich keinen Rath. Denn womit hatte sie ihn beleidigt? Wie hätte sie anders handeln, anders sich erklären können? — Eine abermalige Erklärung — worauf sollte diese gehen? — Woldemar hatte Unrecht; er hatte so gewiß — O, er hatte so offenbar Unrecht — daß man es nur ihm selbst überlassen mußte, die Augen aufzuthun. .

Henriette weinte bitterlich, indem sie dieses überdachte. Seufzer auf Seufzer preßten sich aus ihrer Brust mit unendlichem Weh. Ohne Woldemars Freundschaft wurde ihr das Leben zu Nichts. Und diese Freundschaft schwebte in Gefahr. Und sie mußte sie der Gefahr überlassen. — „Lieber mag der Himmel sie mir rauben, sagte sie bey sich selbst, als daß ich sie verderbe!"

Woldemar hatte schon einige Stunden einsam, in tiefen Gedanken und voll Unruhe, zugebracht. Sein holdes liebes Weib war früh, vor Anbruch des Tages, von ihm geschieden.

Es war am Anfang des März. Diese Trennung hatte ihn sonderbar gerührt. Um und um schlug sein Herz von Liebe; — um und um, gegen an die erstarrende Mitte, wo Mißmuth über allgemeinem Unglauben brütete und der schrecklichsten Verzweiflung.

Er war zu lange glücklich gewesen; war zu sehr von den süßen Gefühlen erwiderter herzlicher Zuneigung und innigen Vertrauens durchdrungen worden, als daß die entgegen gesetzten bittern Gefühle sich so bald seiner ganzen Seele hätten bemeistern können. Die Menge, die Lebhaftigkeit der Erinnerungen, die ganze Magie der Einbildungskraft, alles wirkte vorzüglich auf jene Seite.

Was ihm nach Allwinens Entfernung zuerst begegnete, waren verschiedene Sachen auf seinem Tische: Schlüssel, Papiere, Bücher, die für *Henrietten* da lagen. Dies machte ihm die Vorstellung auffallend, daß sie, nach Verlauf von ein paar Stunden, bey ihm seyn und

gewissermaßen ihre Wohnung hier aufschlagen würde. Er hatte eine Menge zärtlicher Aufträge an sie von Allwinen. Und dann sollte er Ja! ihr dies und das erzählen, was den Abend vorher nachdem sie schon weg gewesen, und den Morgen früh, zwischen ihnen war geredet worden, worunter manches Scherzhafte war, das auf länger und kürzer Vergangenes in mannichfaltiger Beziehung stand.

Woldemar saß da, — unterdessen heiter der Tag heranlichtete, — hinträumend über das alles; und fühlte, wie sehr er sich jetzt auf Henriettens Ankunft freuen würde, wenn er freyes Muthes gegen sie wäre.

Diese Vorstellung nahm überhand, und wurde lebhafter mit jeder neuen Lichtung des Himmels. — Endlich fiengen seine widerwärtigen Grillen an ihm so lästig zu werden, er mußte sie von ganzem Herzen sie verwünschen, daß er sich entschloß, im Fall der Noth sie nur gerade zu von sich abzuwerfen.

Hiezu befand er sich durchaus in der günstigsten Stimmung. Noch war auf seiner Brust die Stelle warm, wo Alwina ihr untadeliches Herz an das seine gedrückt hatte. Es war ihm da ein Anschauen von voller Liebe, von unverbrüchlicher Treue so wieder neu geworden, daß seine Seele davon wie besessen blieb. Und auch sein eigenes Herz hatte er wieder stärker da gefühlt. Es hatte ihm gezeugt — es hatte, voll Entzücken, ihm zugeschworen, daß auf Menschen Verlaß sey!

Und zu diesen Menschen sollte Henriette nicht gehören? seine Henriette? die Freundinn seiner Alwina?

Unsinniger Verdacht! — Anschwärzung, bloße Anschwärzung! — Eigendünkel, Eigensucht, Hochmuth, tyrannisches Wesen, verkehrter Sinn mußten da im Spiel gewesen seyn; die hatten ohne Zweifel ihn verblendet, ihn bethört!

Gefehlt — etwas gefehlt mochte sie immer

haben. — War er selbst doch auch nicht ohne Schuld. Somit sollte alles aufgehoben, alles vergessen seyn.

Um die Zeit, da er Henrietten erwartete, trat er ans Fenster, damit er sie von weitem kommen sähe. Es dauerte nicht lange, da erblickte er sie am Ende der Straße im Wenden um die Ecke. Henrietten, da sie ihn wahrnahm, fing das Herz an stark zu pochen. Sie kam näher, sah seine heitere Miene, sein frohes Lächeln, und wußte nicht, ob sie ihren Augen trauen sollte. Als sie nahe bey dem Hause war, grüßte er sie mit vertraulichem Nicken, sprang hinweg vom Fenster, und die Treppe hinunter an die Thür ihr entgegen. Sie war nie mit mehr Zärtlichkeit, mit mehr freundschaftlicher Wärme von ihm empfangen worden. „Nun geschwinde hinauf! sagte er zu ihr, komm!" griff ihr unter die Arme, und oben in einem Fluge!

Henriette, die sich auf eine ganz andere

Begegnung vorbereitet hatte, wurde bestürzt und gerieth in Verwirrung.

Auf einige Befremdung hatte Woldemar gerechnet, denn er wußte wohl, daß sein Unmuth die zwey vorhergehenden Tage hindurch Henrietten nicht hatte können unbemerkt bleiben: Aber diese Befremdung sollte gleich darauf in Freude, und diese Freude in einen gewissen höheren Grad von Zärtlichkeit übergehen.

Natürlich genug waren diese Erwartungen; aber der Gang, den Henriettens Empfindungen nahmen, war es nicht minder. Sie hatte nie an Woldemarn dergleichen plötzliche Abwechselungen von Laune (sie konnte nicht wohl es anders nennen) wahrgenommen. Gegen sie, besonders, hatte sich nie ein Schatten davon gezeigt. Nun gab es der sonderbaren Erscheinungen so viele! — Lauter fremde ungewöhnliche Dinge! — Alles so ausserordentlich, so sehr ausserordentlich! — Wie das kommen — was nur in dem Manne vorgehen mochte?

Diese Gedanken, mit welchen sich hundert andre verknüpften — Was sie von Biderthalen nicht hatte hören wollen; nicht ausdenken mochte —

Biderthal, der ihr wie vor Augen stand — und Allwina abwesend — eben heute verreist . . .

Des Hin- und Hersinnens war kein Ende; und sie stand vor Woldemarn ungefähr eben so, wie er vor zwey Tagen Ihr gegen über gestanden hatte.

Woldemar wollte lange das nicht sehen. Er mußte wohl endlich.

Aerger als alles war ihm eine gewisse Schüchternheit, etwas Argwöhnisches, das aus Henriettens zerstreuter bedenklicher Miene hervorblickte. Es rief, wie zu ewigem Bleiben, die widerwärtigen Vorstellungen zurück, über die er die Verbannung ausgesprochen hatte.

Aber noch widersetzte er sich ihrer Aufnahme, und eilte, Henrietten zur ältern Tante hinunter zu führen, bey welcher er sie zurück ließ.

Er brachte den ganzen Morgen mit allerhand kleinen, mehrentheils mechanischen Geschäften zu, blos in der Absicht, sich vom Nachdenken abzuhalten. Er hofte auf günstigere Eindrücke, und wollte wenigstens den Verlauf des Tages in Gelassenheit abwarten.

Es traf sich an diesem Morgen, daß er wiederholt gestört wurde, und so oft er jemand an seiner Thüre hörte, glaubte er, es wäre Henriette. Aber sie kam erst kurz vor Tische zu ihm herauf, und mit Biderthalen, welcher Freunde, zum Theil Ausländer — sehr interessante Menschen, zum Nachtessen haben sollte, und sich Henrietten und seinen Bruder dabey wünschte.

Woldemar hatte keine Lust; „er wäre heute früh auf gewesen" — und dergleichen.

Bider=

Biderthal erinnerte ihn, daß er immer früh aufstände; und versicherte, man sähe ihm an, daß er Zerstreuung nöthig hätte.

Darüber lachte Woldemar.

„Aber ich denn, sagte Henriette, ich wenigstens brauche Zerstreuung. Ich weiß nicht, mir ist der Kopf heute so schwer, ich mag mich nicht leiden; diese Einladung käme mir gerade recht, wenn Sie mit seyn wollten."

Was hindert, antwortete Woldemar, daß Sie ohne mich gehen?

„Das wissen Sie nicht? erwiderte Henriette. Nichts! als daß ich dann keine Lust mehr hätte und das Mittel mir nicht helfen würde — Nun, schlagen Sie ein, lieber Woldemar! Ersparen Sie mir den Verdruß, daß ich meine schale Laune die Ihrige mit verstimmen sehe. Sie kennen mich darin, daß mir nichts schlimmeres begegnen kann. — Und wie käme ich bey

Allwinen zurecht? — Nicht wahr, Lieber, wir gehen mit einander — Sie thuns?"

Ja, ja! sagte Biderthal, und fiel ihm um den Hals; ich sehe schon, er thuts.

Indem kam ein Bedienter, zu melden daß aufgetragen sey.

„Nein, er thut es nicht, rief Henriette; er thut es nicht, Biderthal, wenn Sie mir es abschlagen uns diesen Mittag Gesellschaft zu leisten. — Nicht wahr, lieber Woldemar, Sie thuns nicht? — Sie haben noch nicht fest versprochen?

Recht, recht! sagte Biderthal, thu es nicht, ich muß bleiben!

Die Mahlzeit lief ganz vergnügt ab. Biderthal zeigte sich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und war sehr unterhaltend. Woldemar stimmte mit ein, so gut er konnte. Die Fröh=

lichkeit und die vortrefflichen Einfälle seines Bruders, und Henriettens zauberischer Witz, rissen ihn hin; er fühlte wirkliches Ergötzen. Aber des Stachels in seinem Herzen wurde er darum nicht weniger gewahr. Der traf — sachte immer tiefer wühlend — ihm zuweilen so scharf ins Leben, daß er Mühe hatte, einigemal mitten im Lächeln, nicht einen lauten Seufzer auszustossen.

Nach dem Essen ließ Henriette sich von Biderthalen nach Hause begleiten, weil sie ihren Kopfputz noch besorgen und sich ganz frisch ankleiden mußte. Abends um sechs Uhr sollte Woldemar mit dem Wagen kommen, sie nebst Dorenburgen und Carolinen abzuholen.

Auf dem Wege und zu Hause erzählte Henriette Biderthalen, daß sie gleich am Abend desselben Tages, an dem er Morgens bey ihr gewesen wäre, mit Woldemarn gesprochen, und ihr ganzes Herz vor ihm ausgeschüttet hätte. Biderthal sollte sich nun beruhigen, sich von

nichts anfechten lassen, und es ihr zutrauen, daß sie der Sache einen guten Ausgang verschaffen würde.

Woldemarn hatte, da Henriette mit Biderthalen weggieng, ein Schauer durchfahren. Er sah von fern ein Heer Gedanken, das ihn nun überfallen, seine Einsamkeit ihm zur Hölle machen würde. Wohin sollte er fliehen? Er gebot sich Stille, Gelassenheit, Ergebung.

Die gefürchteten Gedanken näherten sich ihm; sie kamen in dichten Haufen, aber nicht stürmisch: langsamer nahten sie sich, und in einer gewissen Ordnung.

Sein Geist wurde gefaßter. Und sein Herz — das war von den heftigen tiefen Erschütterungen, die es, Stoß auf Stoß erlitten hatte, besonders von den plötzlichen Abwechselungen des heutigen Tages dergestalt auseinander, daß es kaum sich mehr zu fühlen im Stande war.

Also gestimmt und vorbereitet setzte Woldemar sich hin, und gieng die Aufführung seiner Freundinn durch, von dem heutigen Tage an zurück bis auf denjenigen, wo sie in des alten Hornichs feindselige Hände ihm entsagt hatte. — Der Schluß fiel dahin aus: daß er in seiner Meinung von Henrietten geirrt hätte. Und ...

Nein! — Das Herz brach ihm nicht davon!

Er stund auf, ließ sich ankleiden, und befahl um die gesetzte Stunde den Wagen. Es war nicht mehr lange hin. Unterdessen gieng er in seinem Zimmer auf und nieder. Ehe er sich's versah, hörte er den Wagen aus der Remise sprengen. Der Wagen kam vorgerollt, und stand gerade unter seinem Fenster. Da fuhr's ihm durch alle Glieder.

„Hinfahren zu Henrietten! Mit ihr — und Carolinen und Dorenburgen zu Biderthalen? — Dort die glänzende Gesellschaft; die erleuchteten Zimmer; das Geräusch; Spiel=

tische; — ein Gastmal — Gespräch — Scherz — Fröhlichkeit — Lachen!" — Es war unmöglich, er konnte nicht hin!

Doch ließ er den Wagen eine starke Viertelstunde halten. Er hatte eine Menge Bedenklichkeiten, über die es ihm schwer fiel hinweg zu kommen. — Endlich befahl er wegzufahren, und gab einen Bedienten mit, der ihn entschuldigen sollte: „Er hätte Kopfschmerzen bekommen, mit denen er sich nicht getraute in Gesellschaft zu gehen, und wäre willens sich ganz früh nieder zu legen, u. s. w."

Hierauf eilte er, sich die Kleidung vom Leibe zu schaffen, und sich von Kopf bis zu Fuß in sein Nachtzeug zu stecken, damit, wenn etwa noch sollten Anschläge auf ihn gemacht werden, er ihnen desto zuverläßiger entgienge.

Nach einer halben Stunde kam der Wagen zurück, und der Bediente hatte Woldemarn viel zu berichten; wie sehr man seine Unpäßlichkeit

bedauerte; wie mißvergnügt über seine Absagung sich besonders Henriette bezeugt hätte. Sie ließ ihm ausdrücklich wissen: daß ihr alle Freude auf diesen Abend verdorben wäre.

„Alle ihre Freuden auf diesen Abend verdorben," — wiederholte Woldemar bey sich selbst; — das mag wahr seyn! — und so ein Abend kann einem lang werden. — So Ein Abend. — — Aber ich? — Und hundert Abende! — hundert Abende und Morgen! — tausende! — und die alle — so glücklich seyn sollten! — — Die schönen reichen Blüthen alle .... O!

Sein Herz wurde plötzlich weich; und es fehlte wenig, daß er laut wie ein Kind zu weinen angefangen hätte.

„Aber wie nun auf einmal wieder so ganz dahin" — fragte er sich. — „Erst heute Morgen noch so voll Muth, so voll Glauben!..."

Diese Betrachtung fesselte seine Aufmerksamkeit. Er sann jenem Zustande nach; suchte die Vorstellungen und Empfindungen, welche ihn zuwege gebracht hatten, in sich zu erneuern, und versenkte sich mit ganzer Seele in ihren Begriff.

Freylich! sagte er: das ist und wird seyn, daß Henriette zu den besten ihrer Gattung gehört. — Ich kann mich auf ihre Tugend, — auf ihre Freundschaft (wie andre — auch vortreffliche Menschen diese Worte nehmen) verlassen. — Nur ist auch sie nicht — was ich schon lange zu suchen aufgegeben hatte; — was ich endlich — gefunden zu haben meinte: — nicht die Eine, die Meine.

Was fest, was unwandelbar macht; jene Treue, die keine Tugend — die Stärke, Lebhaftigkeit und Tiefe allein des Sinnes ist — gebricht ihr.

Wie fern — daß ihr Herz wie das Meinige empfände!

Sie weiß nichts davon, daß sie von mir abgewichen ist — fühlt nicht das Widrige, das Unerträgliche darin: Zweymal in eine Parthey gegen mich — wo nicht getreten — doch verflochten worden zu seyn. — Konnte es wagen, konnte es über sich bringen, bey mir in Verdacht zu kommen, um dem Verdacht nichtswürdiger Menschen zu entgehen! — Konnte gegen Freundschaft, gegen die Ruhe meines Lebens, andre Dinge auf die Wage legen — so kalt!

Wie manches ihr mehr gelten muß, als meine Liebe; — wie manches sie ärger schrecken — als dieser Liebe Tod!...

Es mag seyn, daß sie dadurch, daß sie tadelhaft vor mir erscheint, vor allen andern Menschen desto untadelhafter da stehe — Es mag, oder nicht! Hier ist davon allein die Frage: was eine Seele von der meinigen unzertrennlich macht — Das hat die ihrige nicht! Die Möglichkeit, daß sie von mir abfiele, liegt am Tage.

Wir haben wirklich den Fall, daß ich ihr eine Art von Widerwillen, von Ekel errege. — Sie hat mir verheelt; sich gegen mich verstellt — Ränke gebraucht — Lügen geredet — Zweifel und Mißtrauen gebrütet — hat uns entzweyt!

Und hätte sie nun eben dadurch auch den Himmel verdient — und wäre sie das Erste unter allen menschlichen Wesen: so könnte ich sie — wohl eine Heilige nennen — Freundinn aber nicht. — Wir wären nicht minder abgerissen von einander — ich desto härter mir verstockt allen Freuden, auf ewig!

Der Tumult in Woldemars Seele war offenbarer Aufruhr geworden; und fern daß er darauf gedacht hätte ihn zu stillen, hieß er den Eifer gut, der seine Glückseligkeit zu Grunde richtete. Er brachte die ganze Nacht damit zu, alles in sich umzukehren, so daß auch jede Aussicht eines Wechsels vernichtet, und jede Hofnung zur Thorheit wurde. Hierauf

schien es ihm, er wäre ruhiger. Er lagerte sich hin auf den Ruin und schlief ein.

Henriette hatte in eben dieser Nacht kein Auge geschlossen. Daß Woldemar ihr den leeren Wagen geschickt und eine Unpäßlichkeit vorgeschützt hatte, um allein zu Hause zu bleiben, war ihr hart aufgefallen; aber mit Gewalt unterdrückte sie für den Augenblick das weitere Nachdenken darüber, um in der Gesellschaft bey Biderthalen nicht anders zu erscheinen, als man sie zu sehen gewohnt war. Sie erhielt sich in dieser Fassung, nicht ohne große und oft erneuerte Anstrengung. Ganz erschöpft kam sie nach Hause.

Der Gedanke an Woldemarn — Wie er diesen Abend zugebracht haben möchte? — überfiel sie drohend und schreckend. Es war ein Gedanke ohne Ende. Wo lag der Weg zu seinem Anfange? — Henriettens ganze Einbildungskraft war aufgeregt, und nie vorherge-

sehene Verbindungen stellten sich ihrem Geiste plötzlich dar. Von dem gestrigen Tage an zurück, lief sie alle mit Woldemarn in Absicht ihrer vorgegangene Veränderungen durch in einem Nu, und fand ihren Anfang schon in Pappelwiesen. Das zusammen machte nur Eine Begebenheit, Eine Entwickelung aus. — Was begab, Was entwickelte sich? — Biedermals ehmalige Warnungen, seine Reden jüngst am Morgen, kamen ihr ins Gedächtniß, flossen ineinander, erläuterten sich, und verbreiteten über das Ganze ein wankendes fürchterliches Dämmerlicht. Ihre Verwirrung stieg aufs höchste. Verzweiflung wollte sie ergreifen; sie sank auf ihr Angesicht, suchend wo und wie sie vor sich selbst sich verbergen könne.

Mitten in dieser heftigen Erschütterung strahlte, wie ein Licht vom Himmel, der alte feste Glaube an ihren Freund ihr in die Seele. Sie fühlte: ihre Liebe zu ihm war keine Thorheit. Viel eher konnte alles andere nur bethörender Wahn, trügende vorübergehende Erscheinung seyn.

Hieran: Am Gewissen, am zuverläßig Wahren wollte sie sich halten; standhaft seyn, und ihrem Freunde anhangen auf jede Gefahr.

Eine schöne Ruhe, die sich keinem, der sie nicht erfahren hat, beschreiben läßt, kam über die Seele des Mädchens, und füllte sie mit Huld und Stärke.

Morgens um neun Uhr gieng Henriette zu Woldemarn. Da man ihr sagte, er wäre noch nicht aufgestanden, wurde sie bestürzt. Der Bediente mußte augenblicklich ins Schlafgemach; sie selbst folgte sachte nach; und da Woldemar den Bedienten fragte: was er wolle? gab sie die Antwort: — Ich bin hier, lieber Woldemar! Wie es Ihnen geht? Sie haben mich zum Tod erschreckt!" — Und trat näher. Ihr Angesicht flammte von Liebe. Sie wurde es inne, da die Flamme nicht zündete, und zurück schlug. Ihn gebrannt hatte sie dennoch.

Woldemar antwortete dürr und freundlich: — „ihm wäre wieder besser, aber er brauchte noch Schlaf; bis gegen sechs Uhr hätte er wach gelegen.“ — Hierauf fragte Henriette. mit nassem Auge: ob er nichts begehre? — „Nichts in der Welt,“ war die Antwort, „als Ruhe!“

Diese Antwort, obgleich Ton und Miene dabey nichts bedeuten wollten, gieng Henrietten durch die Seele. — Sie wendete sich langsam und gieng. — — Als, sie leise die Thür ins Schloß gezogen hatte, blieb sie, wie erstarrt, die Schlinge in der Hand, mit gesenktem Haupt davor stehen. Endlich ließ sie die Schlinge, und lehnte sich ans Gesimse. — Sie war voll Schwermuth und wußte nicht wie; sie konnte zu keinem Gedanken kommen.

Die ältere Tante unterbrach sie in dieser Träumerey und führte sie mit sich hinunter. Aber da war für sie kein Bleiben. Sie gieng bald wieder hinauf, und warf sich im Vorzim-

mer auf einen Sessel, ihr Gesicht mit dem Arm verhüllend, voll unaussprechlicher Betrübniß.

Woldemar unterdessen prüfte nochmals sein Inneres, und suchte sich in seiner Fassung unumstößlich zu gründen.

Er fand immer eben wahr, daß er ein für allemal jene überschwengliche Idee von Freundschaft zwischen ihm und Henrietten aufgeben müßte. Gesetzt auch, er hätte sich weniger an ihr betrogen als die Erfahrung zeigte: so wäre es an den Zufällen genug, wodurch er und sie nun einmal wären aus einander getrieben worden, um eine Wiedervereinigung, in dem Grade, unmöglich zu machen. — Also, weg damit! — — Und warum sollte er sichs nicht aus dem Sinne schlagen können? — Er hatte ja vor diesem auch gelebt, und das Leben nicht unerträglich gefunden!

Ein Blick in jene Zeiten, die noch nicht so weit entfernt waren, und mit seinen gegenwär-

tigen stürmischen qualvollen Tagen auf eine Weise abstachen, welche ihnen keinen geringen Reiz ertheilte, versenkte ihn ganz in die Vorstellung der Süßigkeiten, die mit Genügsamkeit und Ruhe verbunden sind. — Der Gedanke wurde Empfindung, und die Empfindung Genuß. Dabey kamen ihm die Vorzüge seiner gegenwärtigen Lage vor Augen. Eine Allwina zum Weibe; Er, der Gatte dieses Engels; bald Vater — von Kindern aus ihrem Schooße; — um ihn her die liebenswürdigste Verwandtschaft; — die besten Glücksumstände — Wohlleben und Ehre — — Wo er hinsah, alle seine Wünsche übertroffen!.... Er mußte sich seines Kleinmuths schämen! daß er sich so ganz hatte hinreissen — unsinnig so lange umhertreiben — bis zur Verzweiflung ängstigen lassen. Er verglich es mit der Berauschung eines Menschen der einen bösen Trunk hat, schalt sich einen Thoren, einen Rasenden — bedrohte sich mit Unglück und Schande.

Und

Und Henriette — die Einzige, wurde verstoßen! — Und Woldemar triumphirte! — — Er fühlte an sein Herz, — Ja, es schlug ihm freyer; — — Und die Andern alle, — — Sie waren ihm desto lieber geworden. — Er hatte es gut genug auf der Welt.

Es schlug eilf Uhr; er stand auf.

Henrietten in seinem Vorzimmer anzutreffen, war ihm unerwartet. Ihr schwermüthiger Anblick fiel ihm auf. — Dem armen Verstörten, immer mehr sich selbst und alles Verlierenden.. Wehe! es wurde von diesem Anblick ihm noch leichter ums Herz!

Von seinem Befinden, kam die Rede auf den gestrigen Abend — und Henriette ließ ihrem Herzen freyen Lauf. Es war so voll wahrer warmer Zärtlichkeit, und ergoß so lieblich gegen ihn die schöne Fülle, daß er davon entweder in gleiche Rührung, oder — in die äusserste Verstockung gerathen mußte.

Das letztere geschah. — Kaltes freundliches Lächeln war seine ganze Erwiederung, und er griff nach jeder Nebensache, um die Unterhaltung gleichgültiger zu machen; besonders wenn dem armen Mädchen Thränen hervor drangen, die es mit Noth wieder einsog und darüber die Sprache verlor; — Dann kam er unfehlbar mit einer Unterbrechung, und führte wohl gar einen Scherz herbey. — Aber Henriette beschirmte ihre Brust, daß alle diese Dolchstöße nur daran her streiften — viel Blut machten und wenig Wunde.

„Ich komme!" rief sie plötzlich hell auf, als ob ihr jemand wiederholt gerufen hätte, und stürzte zur Thür hinaus.

Woldemar war erschrocken. Er blieb noch einige Augenblicke stehen, und gieng dann, etwas betroffen, in sein Cabinet.

Er war ungeduldig, einen Versuch mit Arbeiten zu machen. Sogleich wollte es nicht;

aber nicht lange, da war er vollkommen gesammelt und es gelang ihm nach Wunsch. Voll Zufriedenheit hierüber kam er zu Tische, ließ sich's wohl seyn, und war sehr gesprächig.

Henriette wollte ihn bereden auszugehen — oder auszufahren. Er lehnte das ab, indem er große Sehnsucht äusserte, eine Arbeit, die er den Morgen angefangen hätte, zu vollenden. Auch gab er sich ungesäumt wieder daran. Es gieng ihm noch besser von Statten, als am Vormittage.

Henriette, die nicht Lust hatte, einem Besuch beyzuwohnen, der sich bey der Tante einfand, brauchte ihr altes Recht und ließ sich in Woldemars Vorzimmer nieder. — Auch das konnte Woldemarn nicht stören. — Wenn er zuweilen, beym Durchgehen, an ihr vorbey kam, und sie ihm zuwinkte; so antwortete er ganz geschäftig, nur eben mit einem freundlichen Nicken, und verfolgte Gedankenvoll seinen Weg.

Es freute ihn, seiner Aufmerksamkeit dergestalt zu gebieten, seiner selbst so mächtig zu seyn. Die Lust am Fortgange seiner Arbeit kam dazu; so daß etwas von wahrer Heiterkeit in seiner Seele dämmerte. — Gleich wollte sein Herz wieder aufwallen zu Liebe, und seine errungene Fassung zu Grunde gehen! — Sie saß da, mit der er jede Freude zu theilen gewohnt war! Ach! und jeden Schmerz! — — Er lief hinauf auf den Altan. — Ueber eine Weile folgte ihm Henriette. — Woldemar hatte sich von neuem gestillt. — — Die Sonne war untergegangen. Gegen über trat jetzt der volle Mond hervor. — Damit kamen die vorigen Regungen wieder, und mächtiger. — Des fluchte Woldemar seiner Seele, und raffte alle seine Kräfte zusammen, um sich zu verhärten. — Aber ein tiefes Grauen überfiel ihn: — „Daß ihm hinfort kein Gestirn mehr leuchten dürfe; — leer über ihm seyn müsse der Himmel — und um ihn, nur Finsterniß die Nacht." — — Doch hob er sein Haupt in die Höhe, blickte rund umher — und

sein Geist schwung sich empor. — — Sanft lenkten seine Augen sich auf Henrietten. — Er lächelte ihr zu — wie ein willig Sterbender dem Tode lächelt, drückte sie an seine Brust, und führte sie mit sich hinunter.

Diese Gemüthsstimmung hielt an, ohne sonderliche Abwechslung. Denselben Abend schöpfte Henriette lauter gute Hoffnungen; denn sie hatte lange nicht Woldemarn so ungezwungen heiter, durchaus so natürlich gelassen, und gegen sie so voll herzlicher offener Freundschaft gesehen; sie mußte fühlen, er war ihr gut, aufrichtig gut.

Eben das fing aber schon am folgenden Tage sie zu drücken an; sie war nicht seine Henriette wie vormals. Und wie sie das jetzt so nackend, so ganz in seinem eigenen Schmerz zu fühlen bekam — es war ihr unerträglich.

Ihre Betrübniß wuchs von Stunde zu Stunde, von Tage zu Tage. Woldemar hatte

Mitleiden mit ihr; mit sich selbst noch mehr: Hülfe, Rath, sah er nirgend; und er wollte nicht jammern, wollte männlich sein Schicksal ertragen.

Einmal da Henriette, von innerlichem Weinen halb erstickt, da saß; ihr endlich ein Paar von den Thränen, die durchaus nicht los sollten; über die Wangen schossen und auf den Schooß stürzten; ihr nun die Brust noch enger wurde, daß sie länger sich nicht halten konnte; ausrief ohne Laut, und hinsank mit dem Kopf auf die Hand, und ihr Angesicht offen lag — die Augen trocken und die Wangen naß . . . . Er stand vor ihr — und konnte nicht fragen: Henriette was ist Dir? — konnte um kein Haar breit sich ihr nähern . . .

Das ergriff ihn mit Entsetzen — Wankend stand er da — Ohnmacht, kalte gräßliche Ohnmacht kroch durch alle seine Glieder, hin ans erstarrende Herz.

Indem kam jemand die Treppe herauf.

Henriette nahm sich zusammen. Woldemar blieb wie er war.

Der die Thür öfnete, ins Zimmer trat? — Es war Biderthal.

Er fuhr zusammen; faßte sich — doch mußt' er die Frage vollenden, in der er stecken geblieben war: Was — Was fehlt Dir, Woldemar? — „Wie? was mir fehlt? — sehe ich übel aus?“ Er trat vor den Spiegel: schüttelte den Kopf, und lächelnd: „Man sollte bange werden!“

Damit fing er an von andern Dingen zu reden, welches Biderthal gern geschehen ließ, und so bald wie möglich sich wieder entfernte.

Diesmal hatte Biderthal alle Fassung verloren. Das Herz wollte ihm zerspringen. Er lief nach Hause, von da zu Dorenburgen, wohin er Luisen gebracht hatte, ehe er zu seinem Bruder gieng.

Vor Dorenburgs Hause ergriff ihn eine Furcht — er wollte wieder umkehren. Aber Caroline hatte ihn erblickt; Dorenburg sprang ans Fenster, und Biderthal mußte sich entschließen ins Haus zu gehen. Auf die Frage: was ihm begegnet wäre, daß er so verstöhrt aussähe? gestand er gerade zu: Es beträfe Woldemarn, und er wäre gekommen, um ihnen, was ihm schon lange unerträglich auf dem Herzen läge, einmal ganz zu offenbaren.

Hierauf erzählte er seine früheren Sorgen, seine späteren Beobachtungen; was er mit Henrietten gesprochen; wie diese gegen Woldemarn sich erklärt hätte, und nun in was für einem Zustande er beyde vor einer Stunde angetroffen hätte.

Gegenseitige Eröffnungen folgten dieser Erzählung: von Beobachtungen, die jeder gemacht; von Besorgnissen die er geschöpft und mit Gewalt in sich unterdrückt hätte: aber keinem waren Gedanken, wie die, welche Biderthalen

quälten eingekommen. Sie erschöpften sich in Muthmaßungen, und erreichten wenigstens so viel, daß Biderthals Schwermuth besänftigt, und sein Gemüth etwas ruhiger wurde.

Dorenburg war der Meinung, und setzte sie durch: daß sie alle sich ganz stille halten, und es Henrietten zutrauen müßten — wie es diese auch mit Recht von Biderthalen schon gefodert hätte — daß sie der Sache einen guten Ausgang verschaffen würde. Sie wäre auf alle Fälle genug gewarnt, und bedürfte keinen Rath. Ihre Unruhe zu vergrößern, oder sie auf irgend eine Art zu stöhren, würde gefährlich seyn.

So geschah es, daß Henriette in ihrer festen Erwartung, am folgenden Morgen einen Besuch von Biderthalen zu erhalten, betrogen wurde. Sie besann sich, ob sie nicht bey ihm ansprechen sollte; war aber bald für das Gegentheil entschieden. Freywillig wollte sie nichts, was ihren Freund angieng, insgeheim thun oder reden. Und was hatte sie Biderthalen auch zu sagen?

Acht Tage giengen herum; noch eine Woche lief zu Ende, und Henriettens Seele fing an sich zu empören.

Was nur ein menschliches Herz überwältigen kann, alles war an Woldemarn vergeblich gewesen. So tausendmal gerührt, erschüttert; immer ohne Frucht; immer doch, am Ende, unbeweglich! . . .

Warum wollte er sie aus seinem Herzen verstoßen? — *Verstoßen?* — Stund das in seiner Gewalt? Sie hatte ja nichts verbrochen, war ja *Henriette* wie immer. — — O *Gott!* rief sie aus, *ich bin ja unschuldig!*

Der Stachel, der ihr im Herzen saß und folterndes Pochen in alle seine Fasern brachte — es war als wenn er bey diesem Ausruf auf einmal sich löste.

Unschuldig! — überall in ihr wars erklungen — *Ewig* seiner ganzen Freundschaft

werth! — Und kann, was unvergänglich ist, vergehen? — Vergängliches mag vergehen; — — Harren will ich in Unschuld. — Harren, und treulich bewahren alle die Liebe in meinem Herzen — und gen Himmel schauen!

Da Woldemar die stille Heiterkeit erblickte, den siegenden Muth, der über Henrietten gekommen war, wandelte ihn etwas an, wie Schrecken.

Er sträubte sich, es dafür zu erkennen; wollte, daß es Freude wäre, und suchte es heimlich darin zu verkehren: Aber er fühlte bald, wie vergebens!

Da ergriff ihn ein zwiefaches Schrecken. Was noch von Hofnung in seiner Seele versteckt war, fuhr auf und verschwand. Die entsetzlichste aller Empfindungen: Verachtung dessen was überschwenglich geliebt war, kam den geräumten Platz einzunehmen; — sie

hatte lange schon gedrängt. — Er wurde voll Ekel an dem Unbestimmten seiner Lage: lieber volle Verzweiflung, tausendmal lieber! Und er fing an darnach zu ringen.

Aber er konnt' es nicht fassen, konnt' es nicht glauben!...

Das gekostet zu haben, was eine solche Freundschaft giebt; und es fahren zu lassen, und es missen zu können, und Muth zu behalten zu leben — Ruhe, Heiterkeit? — Seyn zu können dieß, und jenes gewesen zu seyn? Eben dieselbe? Diese Henriette? diese, diese, diese?!.... Er schwindelte in Wahnsinn dahin.

Noch mäßigte er sich im Aeusserlichen; er zeigte nur Kälte: aber sein Wille, diese Kälte fühlbar zu machen, kam je mehr und mehr zu Tage. Er wich allen Gelegenheiten aus, Dienste von Henrietten anzunehmen; war höchst sorg=

fältig, daß sie in seinem Hause nicht die geringste Bemühung hätte; äusserte in Absicht ihrer tausend Bedenklichkeiten; hatte beständig ihr etwas aus dem Wege zu räumen; so daß ihr der Aufenthalt neben ihm nicht anders als peinlich seyn konnte.

Aber sie hielt Stand; und wenn die Kränkungen, die sie von Woldemarn erfuhr, auch wohl einmal sie erbitterten, so erholte sie doch bald sich wieder, und bewies sich nur desto liebreicher gegen ihn.

Ein tieferer Gram erzeugte unterdessen sich in ihrer Seele, eine Schwermuth, die in naher Verwandschaft mit dem Trübsinne ihres Freundes stand.

„Ist die Würde des Menschen, so hörte sie in ihrem Innern flüstern; ist Stärke, Schönheit und Größe der Seele so zerbrechlich? Kann der Geist von Thorheit zufällig angesteckt werden, wie der Leib von Krankheit — und verderben, untergehen wie der Leib?“..

„Was ist Freundschaft, was ist Liebe, wenn auch die reinste, höchste Liebe vergiftend — wenn sie im Menschen ein böser Geist werden kann, der Vernunft und Tugend austreibt und sich an die Stelle setzt?"

Fürchterlich wühlten diese Betrachtungen in Henriettens Gemüth. Aber der Grund ihrer Seele war rein: Es folgte Stille; es folgte Friede.

Nie vorher in ihrem Leben war sie so ganz verlassen gewesen, daß sie Hülfe allein bey sich selbst, Zuflucht nur in ihrem eignen Herzen hätte suchen müssen. Hier fand sie jetzt ein Zeugniß, welches über ihre Zweifel siegte; ein Licht, welches desto heller leuchtete, je mehr sich Finsternisse um sie versammelt hatten.

Woldemar blieb nicht ohne Ahndung des höheren Schwunges, welchen Henriettens Seele nahm, und die seinige sank davon noch einmal tiefer, und immer tiefer. Die Verwirrung seines Gemüths wurde fürchterlich.

Täglich sah er Henrietten; und wo er sie erblickte, war sie umgeben von der glänzenden Schaar entzückender Angedenken. Dieselbe Kraft, ihn glücklich zu machen, wohnte noch in ihr; sie wußte noch jetzt so manchen Schimmer von Freude in seine finstere Seele zu dämmern; brachte unaufhörlich Anwandlung von Glauben, von Vertrauen in sein Herz — Von Vergebung! — Ach! die sie aber nicht foderte, nicht zu bedürfen glaubte; ohne Sinn für seine tiefe Leiden — vielleicht ins Geheim sie verachtend — hoch erhaben über den Wahnsinnigen, verrückten Woldemar, und nur in schmählichem Mitleid sich zu ihm herablassend — Die Edle! — Ha, Elende! Ferne, ferne Du von diesem Herzen, das Du geschändet — und das Du verlassen hast!

Alle seine Beschäftigungen, ausser denen welche sein Amt ihm auferlegte, waren unterbrochen. Er, der seiner Stelle so gewachsen war, unterlag jetzt ihren Pflichten. Er fand, mit empfindlicher Demüthigung, sich überall

zerstreut, strengte sich an, vergeblich; stärker, und immer vergeblicher; wurde müde, bis zum Erliegen; matt, bis zur Verzweiflung. Und da war niemand, dem er sich entdecken, der über seinen Gram mit ihm Eins werden, gemeine Sache mit ihm machen, ihn verbergen, ihn beschirmen, ihm Zuflucht geben konnte. Er mußte sich als einen Verbannten ansehen, dem die Flucht unmöglich gemacht war.

Am ärgsten folterte ihn der Gedanke an Allwina.

Daß er sein Herz von Henrietten abgerissen hätte: Es war unmöglich, daß sie es begriffe, es ertrüge . . . „Arme unglückliche Allwina! — — Unseliger Woldemar — Welch ein Fluch bist Du geworden!"

Ohne alle Vorbereitung durfte er das holde Weib nicht lassen. Aber — Wie sie vorbereitet werden müsse? Darüber konnte er zu keinem Entschlusse kommen.

Ein

Ein Posttag verstrich nach dem andern. Er hatte hundert Entwürfe zu Briefen gemacht, aber bey der Abfertigung ergriff ihn jedesmal ein Schrecken, der ihn das Geschriebene zurückhalten ließ. Mit Angst und Eile wurde nun ein neuer Brief zu Stande gebracht; und die mancherley Gewalt, die er sich dabey anthun mußte, die mancherley und schwere Pein, die er dabey litt, richtete sein Inneres vollends zu Grunde.

Endlich kam der Tag, an welchem zum letztenmale an Allwina geschrieben werden konnte; sie war im Begriff ihre Rückreise anzutreten.

Was alles in Woldemars Seele damals vorgieng, läßt sich nicht beschreiben. Sein Brief sollte am Vorabend fertig seyn. Um Mitternacht war noch keine Zeile geschrieben. Er wurde gewahr, daß seine Gedanken und Empfindungen sich nur immer mehr verwirrten.

Voll Verzweiflung sagte er endlich zu sich selbst: — Ich will schreiben — dürre hinschreiben was ist!

Schrieb — und floh, da er geschrieben hatte, vor den Zügen seiner eigenen Hand.

Hastig begrub er hierauf sich in sein Bette, wo erst nach langem vergeblichen Sehnen ein betäubender schwerer Schlummer ihm die lästige Besinnung nahm.

Diese überfiel ihn, wie ein Todfeind, am Morgen. Er entsetzte sich vor dem Daseyn des Wesens, dessen Gefühl sein eigenes Gefühl war. Zweymal gelang es ihm in die Betäubung, die ihn verlassen hatte, wieder zurücke zu sinken. Zum drittenmal konnte er sein Erwachen nicht überwältigen. Er hoffte, daß er ausser dem Bette sich müder, betäubter fühlen, eher wieder in Schlummer fallen würde, und stand auf.

Schon so nah dem Wahnsinn, daß er sich selbst nicht mehr suchte, war jetzt dieser Unglückliche; so tief schon gesunken, daß er mit sich selbst nicht mehr haderte, sondern sich für edel hielt und gut, unterliegend allein seinem Schicksal, dem er nachgeben müßte, wo möglich, ohne Murren!

Mit andern Leiden war in Henriettens Seele unterdessen Heiterung gekommen, und Muth, und neue Kraft, und, mit noch mehr Ergebung, Hoffnung.

Sie hatte am vorigen Tage Woldemarn früh verlassen, abgerufen durch eine dringende Botschaft von ihrer Schwester Luise.

Henriette folgte ungern, denn der äusserste Zeitpunkt, den sie sich gesetzt hatte, Woldemarn zu einer vollständigen Erklärung mit Gewalt zu nöthigen, war gekommen: diesen Abend

sollte der gefährliche, ihr so fürchterliche Versuch unternommen werden. Alle ihre Kräfte hatte sie aufgeboten, in der Stille gesammelt, und die nöthige Fassung errungen. Deswegen schrieb sie Luisen um Aufschub, wenn es möglich wäre, bis zum andern Morgen in der Frühe.

Luise antwortete: Henriette müßte augenblicklich kommen; was sie ihr zu sagen hätte, litte keinen Verzug.

Es war die Beichte ihrer Unvorsichtigkeit, die sie ablegen wollte: wie sie ehmals, von Woldemarn überrascht, ihm das Geheimniß von Henriettens Angelobung an Hornichs Todtbette offenbart hatte.

Luise war erst seit kurzem hierüber unruhig geworden; sie hatte nie vorher daran gedacht, daß zwischen dieser Begebenheit und dem, was jetzt mit Woldemarn vorgieng, einiger Zusammenhang seyn könnte. Die erste Ahndung hievon durchbohrte ihr das Herz. Sie eilte zu

Carolinen, welche sie zu trösten suchte, aber zugleich nachdrücklich ermahnte, Biderthalen die Sache nicht länger zu verheimlichen.

Luise wäre lieber in den Tod gegangen, aber sie gehorchte.

Biderthals Bestürzung war entsetzlich!

Er lief zu Dorenburgen, der auch heftig erschrack. Beyde entschieden einmüthig, es müßte diese wichtige Nachricht Henrietten unverzüglich mitgetheilt werden.

Henriette kam.

Unten in Biderthals Hause wurde ihr gesagt, daß auch Dorenburg und Caroline oben wären. Dies hemmte ihren Schritt.

Sie hatte genug gemerkt daß Biderthal nicht länger seinen Gram vor Dorenburgen und ihren Schwestern hatte verbergen können, und

war anfangs wegen der Folgen dieser vertraulichen Mittheilung ängstlich besorgt gewesen. Da aber nichts erfolgte; alle sich ruhig verhielten, und Biederthal seitdem gelassener schien; so genoß sie die Erleichterung gern, welche Biderthal, nicht sich allein, sondern auch ihr verschafft hatte.

Nun fürchtete sie, man würde auf einmal desto gewaltsamer in sie dringen wollen. Bebend öfnete sie die Thür. Sie wunderte sich, beym Eintritt ins Zimmer, Luisen nicht bey den übrigen zu finden, und wollte eben nach ihr fragen, als diese aus dem Nebenzimmer, weinend und schluchzend, auf sie zustürzte, Verzeihung flehte, an ihrem Halse sich verbarg, und in der äussersten Verwirrung ihr Bekenntniß ablegte.

Henriette wußte nicht wie ihr geschah; alles zitterte an ihr, so daß sie Mühe hatte sich aufrecht zu halten. Von Luisens Vortrag hatte sie so viel als nichts verstanden. Nach und nach erhielt sie Erläuterung, und erkundigte

sich nun genau nach dem Zeitpunkte der Begebenheit.

Nachdem Luise ihr diesen bedeutet, sie selbst hierauf einige Augenblicke sich besonnen hatte, erheiterte sich ihr Gesicht, und sie rief einmal über das andre aus: Gottlob! Gottlob!

Keine Verwünschung hätte in Biderthals Ohren fürchterlicher klingen können, als aus Henriettens Munde ein solches wiederholtes Gottlob in diesem Augenblick. Ihm war als würde seine letzte Hofnung damit weggeflucht.

Plötzlich wurde Henriette seine Blässe gewahr. Sie sprang auf, fiel ihm zu Füßen, rief: Biderthal, Sie irren! O, ruhig, Biderthal! Hören Sie mich! ...

Es war ihre letzte Kraft. Sie sank nieder, wie todt.

Biderthalen schmolz das Herz; und während er mit den Uebrigen beschäftigt war Henrietten wieder zu sich zu bringen, träufelten dicke Thränen aus seinen Augen.

Da die Ohnmächtige anfing wieder Leben zu zeigen, führte Dorenburg ihn aus dem Zimmer. Sie aber hatte kaum die Augen aufgeschlagen, als sie unruhig sich nach Biderthalen umsah, und ihr Verlangen, daß er wieder kommen möchte, bezeigte. Da ihre Schwestern zauderten, wollte sie selbst aufstehen. — Ich bin schon wieder wohl, sagte sie; mir ist nur angst um Biderthalen: laßt mich zu ihm. — Luise gieng und holte die Männer.

Biderthal strengte alle seine Kräfte an um den Aufruhr in seiner Seele zu mäßigen. Er trat zu Henrietten, und sie faßte seine beyden Hände in die ihrigen. „Nur noch einmal, liebster Biderthal, sagte sie, nur dies eine Mal noch so viel Vertrauen, daß Sie mich geduldig anhören! Ich schwöre Ihnen, Gott

hilft uns, Gott will uns helfen; wir alle sind bald wieder froh.

Bey dem Worte: Vertrauen, flossen Thränen über Biderthals Wangen; bey den Worten: Gott hilft uns, erblaßte er. Er machte sich los von Henrietten, kehrte sich um, und gieng nun, die Hände ringend, im Zimmer auf und nieder.

Niemand vermochte ihm zuzureden. Einzelne Worte, die er mit dumpfer Stimme aussprach, vermehrten die schauerliche Stille.

Dorenburg trat zu seinem Freunde, gieng, ihn umfassend, mit ihm auf und nieder, suchte ihn zu trösten, ihn aufzurichten.

... „O, wie habe ich nicht, sagte Biderthal, wie habe ich an diesen trüben Tagen mich nicht an allem schon versucht — ohne Hülfe! — Alles, alles versagte mir.

„Ich habe tief, tief, tief das Elend, das Nichts der Menschheit empfunden.

„— Ich blickte gen Himmel — Beten?... Wohin beten? Wohin?

„Vor wem ringt der Wurm sich hier im Staube? Wäre Erhörung: sie käme meiner Angst zuvor — der Mensch wäre anders als er ist — wahrlich, er wäre anders!..

„Was will der Gott mit dem Wurm im Staube, mit seiner unheilbaren Angst? — Was will der Unbegreifliche so unbegreiflich? — Diese dicke schwere Finsterniß, und dieses mannichfaltige, unendliche, gräßliche Unvermögen: Wozu?

„.... O, ich hätte gelästert, wäre nicht der Gedanke mir zu Hülfe gekommen — Aus dem Innersten der Seele stieg er auf! — Der Gedanke: Wie unser Murren, das eine Vorsehung läugnen will, dennoch für sie zeugt, in-

dem es, sie vermissend, sie am heftigsten in *Anspruch* nimmt."

Engel des Himmels umgeben dich! rief Henriette, indem sie auf ihn zuflog und ihn fest in ihre Arme schlang.

„Lieber! Ich habe gemurrt wie du; bin auch, wie du, der Lästerung nahe gewesen, und zeuge nun, mit dir, aus vollem Herzen für ein Wesen, das es besser mit mir meinen muß, als ich es mit mir selbst zu meinen verstehe. Das Geringere kann nicht das Höhere erzeugt haben; unsre sehnsuchtsvolle Gedanken sind Kinder eines edleren Vaters, sind Kinder der Macht und der Verheissung. Jene Vorsehung, die der arme, auf der untersten Stufe der Besinnung stehende Mensch in Anspruch nehmen kann, muß *Göttlich* vorhanden seyn, *ausser* ihm, *über* ihm, *mit* ihm! — Auch *mit Dir*, frommer Biderthal; *mit mir*; mit uns allen!"

Ein lindernder Balsam floß mit dieser Rede auf des guten edeln Mannes zerrissenes blutendes Herz.

Rede weiter, sagte er mit sanfter liebender Stimme zu Henrietten. Ich fühle, du hast bessere Kunde als ich; ich will dir glauben, mit dir hoffen — O, rede!

Verzeiht, sagte Henriette! Euch alle habe ich erschreckt mit meinem Ausruf, den Ihr nicht verstehen konntet. Das bedachte ich nicht. Da ich es bedachte, erschrack ich mehr als ihr Alle.

O, Gott, Ihr Lieben, wo soll ich anfangen, Euch von mir zu erzählen, zu bedeuten?

Biderthal hat Euch seine gräßlichen Sorgen entdeckt; er wird Euch auch gesagt haben, welch Entsetzen mich ergriff, da ich sie zuerst erfuhr. Ich war und blieb überzeugt, daß er irrte, sich an Woldemarn betröge. Aber ich

selbst konnte dem Geheimnisse nicht auf den Grund kommen. Ich sah, ich erfuhr Dinge, die ich für unmöglich gehalten hätte. Es wurde sehr finster um mich! Und ich erlebte Stunden des Unmuths, worin das Unmöglichste mir nicht mehr unmöglich schien. — Nur Stunden; nur Augenblicke vielleicht, die mir Stunden däuchten — Sie waren gräßlich!...

Ihr Männer begreift die Qualen nicht die ein gutgeschaffenes weibliches Herz am unerträglichsten foltern.

Luise, sage du es Biderthalen, wie dir seyn würde, wenn nur ein Schatten der Furcht dich anwandlen könnte — Entsetze dich nicht! — Ein Schatten der Furcht! es keime, zum Beyspiel, in Dorenburgen, oder es entwickle sich in ihm eine leidenschaftliche Neigung zu dir . . .

Du erschrickst, und zürnst, wirst roth und bleich — zürne nicht und tadle mich nicht. Ich bedarf deines Zeugnisses darüber, daß in einem solchen Falle das lebhafteste Gefühl deines

Unwillens sich wider *Dich selbst* kehren würde; du würdest dich durch die Wirkung die von dir ausgegangen wäre, wie unschuldig du auch daran gewesen, für verunreinigt halten, und die tiefste Demüthigung empfinden.

Diese Art zu leiden ist den Männern, die überall nur von sich abzuwälzen suchen, fremd.

Ich wäre vergangen, wenn Biderthals schreckliche Sorge je meine eigene geworden wäre; wenn ich nicht in mir selbst, bey jeder Anwandlung, über sie gesiegt, und auf Woldemars schöne Seele immer von neuem geschworen hätte. — Dennoch habe ich unsäglich gelitten . . .

Ich hatte mich auf heute gefaßt gemacht Woldemarn zu einer vollständigen Erklärung zu nöthigen, ihm mit Gewalt Licht über sich selbst zu verschaffen. Die Ausführung wurde durch Luisens wiederholte dringende Botschaft verhindert — *so glücklich*! Denn wie leicht wird mir nun mein Geschäft, da ich Verzeihung zu

suchen, ein Bekenntniß abzulegen habe; Woldemar schon so sehr bey mir entschuldigt ist! Dies alles schwebte mir vor in Einem Nu, ergriff mich; ich mußte ausrufen, Gottlob! Gottlob! — O daß Ihr schon mit mir ausrufen könntet!... Ihr werdet bald!

Allen klopfte das Herz, und selbst Biderthal getraute sich nicht Henrietten zu widersprechen. Aber er seufzte tief, und es war auf den Gesichtern der übrigen zu lesen, daß sie mehr mit ihm, als mit Henrietten fühlten.

Sie fuhr fort:

Unsre Ansichten sind verschieden; scheut Euch nicht mir zu widersprechen, und mir alles, was ihr auf dem Herzen habt, rein heraus zu sagen. Mein Gemüth ist nun frey; ich werde ruhig anhören, ruhig auf alles antworten können. Nichts hält, nichts bindet mich mehr, daß ich Euch nicht dürfte in meiner Seele lesen lassen, wie ich selbst darin lese. Versucht

es; der Versuch wird Euch Muth machen; wir werden uns verstehen und Eins werden.

Dorenburg erwiderte: Wir haben zusammen Beerthalen so lange widersprochen, und seine ärgste Furcht ihm zu benehmen gesucht, sie ihm wirklich auch zum Theil benommen, als Luise mit ihrer Beichte zurück hielt. Wir verstummten nachdem sie gesprochen hatte. Die entgegengesetzte Wirkung dieser Entdeckung auf Sie, liebe Henriette, ist begreiflich. — Wenn Sie nur nicht zu viel hoffen!

Was Sie eben von der Eigensucht der Männer und der entgegengesetzten Tugend gutgeschaffener weiblicher Seelen sagten, ist eine überaus wahre Bemerkung. Euch ist die Liebe des Sittlichen: Billigkeit, Verläugnung, Demuth, gewissermassen natürlich; so wie uns die heftige Begierde: Stolz, Härte, Ungerechtigkeit. Dies letztere bedenken Sie vielleicht in diesem Augenblicke nicht genug, wissen es wohl auch noch nicht genug. Sie vertrauen der Energie

gie des Sittlichen, nach der Empfindung davon in ihnen selbst, und haben deswegen immer von neuem auf Woldemars schöne Seele geschworen. Doch gestanden Sie auch schon, daß Sie an ihm erfahren hätten, was Sie ohne diese Erfahrung für unmöglich gehalten haben würden. Könnte nicht auch diesen Erfahrungen etwas zum Grunde liegen, was Sie nicht einmal zu ahnden im Stande sind; vielleicht ein Gewebe von Gemüthsbewegungen, dessen geheime tiefe Kunst oder Zauberey über unser aller Begriff ist. Ich denke mir die Sache minder einfach als Biderthal, und bin deswegen jetzt noch besorgter, vielleicht, als er.

Ich kann Sie nicht widerlegen, antwortete Henriette, denn es ist wahr daß ich mich auf die Energie des Sittlichen bey Woldemarn allein verlasse; und eben so wahr, daß er sich in einem Zustande heftiger Leidenschaft, der gefährlich genug seyn mag, und gewiß sein Inneres schon sehr zerrüttet hat, befindet.

Aber ich verlasse mich auf jene Energie nicht

blos nach der Empfindung, die ich *in mir selbst* von ihr habe, sondern nach der Anschauung, die mir in Woldemarn von ihr geworden ist. Ich glaube an des Mannes *Tugend*. Eine solche Zuversicht läßt sich eben so wenig darstellen, als mittheilen — Ich muß sie wenigstens *bekennen*.

Sie peinigen mich, gute Henriette! rief Biderthal, mit bewegter Stimme. Sie zwingen mich wider Woldemarn zu reden, Ihren Glauben an seine Tugend zu bestreiten.

Gut *geschaffen* ist Woldemar, wie kein andrer Mann den ich kenne; aber nach Tugend hat er vielleicht nicht einmal gestrebt — Ich möchte sagen, er glaube kaum an eigentliche Tugend.

Erwägen Sie seine beständige Lehre: Gerecht, tugendhaft, edel, vortrefflich sey, was der gerechte, tugendhafte, edle, vortreffliche Mensch, seinem Charakter gemäß, ausübe, verrichte und hervorbringe; einen andern Grund hätten diese Begriffe nicht; das edlere Gemüth erzeuge sie aus sich, und erkenne kein höheres

Gesetz, als seinen besseren Trieb, seinen reineren und höheren Geschmack; — Oder: Wie das Kunstgenie, durch den Eindruck seiner Werke, der Kunst Muster und Gesetze gebe; so das sittliche Genie, der Freyheit. Daher seine Verachtung der öffentlichen Meinung, sein stummer Trotz — daher, ich muß es aussprechen — sein Hochmuth, der ihn zu Fall brachte.

Mit zurückgehaltenem Weinen, strahlend zugleich von Würde, erwiderte Henriette: Ja er ist gefallen; aber die Tugend an die er wahrlich glaubt, und die ihn nicht verlassen kann, wird ihn höher wieder aufrichten.

Biderthal! Sie fanden vor einiger Zeit ein Buch bey mir, und zeigten mir eine darin angestrichene Stelle. Ich fand auch ein Buch bey Ihnen, und darin eine Stelle, die war nicht angestrichen: sie drang in mein Innerstes.

„Niemand," las ich, „Niemand kann beständig seyn, es gebe es ihm denn Gott."

Dies Zeugniß legt Petrarka in seinen Bekenntnissen ab.

So hat Woldemar noch nicht bekannt, noch nicht gezeugt; noch verläßt er sich auf sein Herz, und ist ein Thor. Er ist, wie Biderthal richtig bemerkte, so glücklich geschaffen; die Lust am Guten und Schönen ist in ihm so groß, so lebhaft, so überwiegend: daß er leicht verführt werden konnte diese Lust für Tugend, und sich, durch diese Tugend, für stark genug zu halten.

Alle Menschen pflegen minder oder mehr sich an Empfindungen zu hängen, von denen sie glauben, daß sie in ihnen selbst, oder in Andern, dauern werden; und finden sich betrogen. Einige, die sich klüger dünken, suchens im Verstande, und meinen, mit Begriffen ließe das Lebendige sich wohl einbalsamiren, und diese Mumien wären keine Leichen. Aber so wenig sich Gefühl in uns oder Andern nach Gefallen anzünden, auslöschen, mindern und mehren läßt; so wenig und noch viel weniger will es gelingen, des Gefühls mit Hülfe der Begriffe zu entrathen. — Wie entgehen wir also der Vergänglichkeit in unserm Thun und

Dichten? Wie retten wir unser Selbst; wie das Selbst derer, womit wir Ein Herz, Eine Seele auszumachen streben?

So hat Woldemar früh schon gefragt, früh sich müde gesucht nach dem Wege zu jener Freystätte der Weisheit, wo der Mensch immer dasselbe will und dasselbe nicht will, immer nur Einerley suchet und meidet, und jedesmal halten kann, was er sich selbst und andern versprach.

Keine offene Heerstraße gieng dahin; das erfuhr er bald: obgleich Millionen Stimmen das Gegentheil versichern. Doch waren Zugänge, das wußte er; auch hatte er, vornehmlich aus Fußtritten der Alten, eine Kunde von der Richtung. Er konnte nur verirren, und verirrte...

„Auf dem gefährlichsten aller Abwege!" fiel Biderthal ein, — „auf dem Abwege des hartnäckigsten und geflissentlichsten Eigendünkels!"

Wahrlich! fuhr Biderthal fort — jene Antwort des Delphischen Orakels auf die Frage:

Wie man sich den Göttern wohlgefällig machen könne? — jene vom Orakel mehrmals wiederholte, und von Sokrates und Mark Aurel gepriesene Antwort: Nach den Gesetzen deiner Stadt! — leidet, fodert eine weitere Anwendung, als nur auf Religionsgebräuche!

Was die allgemeine Stimme unserer Mitbürger als gut und schön empfiehlt, und wovor sie, als etwas Bösem, warnt, das soll man, wenn nicht klare Gesetze der Sittlichkeit dawider sind, dafür gelten lassen; jenes suchen, dieses fliehen.

Nichts ist gefährlicher, als eigenes Gutfinden über die allgemeine Stimme zu erheben; nichts heilsamer, als Gehorsam und Unterwerfung. Viel besser, wir bequemen uns nach unschuldigen, wenn auch thörichten Gebräuchen und Vorurtheilen, und glauben jedem andern Menschen, als daß wir nur uns selbst folgen, nur uns selbst anhören und glauben.

Du vertrauest Woldemars schöner Seele. Gerade dem, was Du so nennst, mißtraue

ich im höchsten Grade; es verführt ihn, schwächt ihn, treibt ihn herum auf einem gränzenlosen Meere, hat ihn zum Schwärmer — Ach! zu einem unseligen, unheilbaren Fantasten gemacht.

Du wirst heftig und übertreibst, sagte *Dorenburg*; übrigens bin ich sehr Deiner Meinung. Woldemar ist ein geistiger Wollüstling; und ob er gleich nur *höheren* Lüsten nachhängt; so sind es doch Lüste: *und wer nur in Lüsten lebt*, verdirbt.

Was ein Mensch von Natur Gutes, Vortreffliches, zumal *Schönes* an sich haben kann, ist Woldemarn in einem nicht gewöhnlichen Maaße zu Theil geworden, und er hat, wahrscheinlich, von Jugend auf, wenig Anlaß gehabt, gegen seine Empfindungen, Gemüthsbewegungen, Neigungen *mißtrauisch* zu werden. Deswegen hat er nicht genug sich selbst kennen gelernt, hat die jedem Menschen so nöthige *strenge Zucht* entbehrt, und — *verschmäht* sie. — Gehorsam, wie Du scharf

und richtig bemerktest, eigentlicher Gehorsam ist nicht in ihm. Er hat seine ganze Kraft allein auf die Ausarbeitung seiner eigenthümlichen Sinnesart verwendet; und es bedurfte auch weiter nichts als einer solchen Ausarbeitung, damit der Trieb zum Guten und Schönen, als der herrschende in ihm hervorkäme: der Mann ist wirklich schön und gut geworden.

Leider! ist mit Schönheit der Reiz zur Eitelkeit verknüpft; und mit Freyheitsgenuß, Stolz; ja, was noch weniger seyn sollte, Herrschsucht. Jeder aber, der nur seinem Hange folgen darf, dünkt sich frey, und edel vor seinen Brüdern, über die ein anderes Gesetz waltet, als welches der eigene Trieb ihnen gab.

Jetzt drückt und unterdrückt der gute Woldemar sich selbst; sein eigener Wille verwirrt ihn, reibt ihn auf; sein eigenes Recht bringt ihn um.

Ich finde nicht, sagte Henriette, daß

Ihr Beyde mir sonderlich widersprochen habt — Laßt mich ausreden!

Woldemar empfindet lebhaft und tief, und jede Empfindung die er freywillig in seine Seele aufgenommen hat, scheint unauslöschlich darin zu haften. Bis auf einen gewissen Grad kann jeder Mensch seine Empfindungen verstärken, und ihnen einen Nachdruck geben, wodurch er sie gewissermaßen neu gebiert, zu Geschöpfen seines Willens macht, und mit seiner Person sie dauerhafter vereinigt. Diese gemeine Gabe erhielt in Woldemarn eine nicht gemeine Anwendung. Die von Natur schon wohl angezogenen Saiten seiner Empfindung, gaben bey der zartesten Berührung einen so hellen reinen Klang von sich, und tönten so lange nach, daß er unwillkührlich zum Nachsinnen über ihre reinere Stimmung erweckt und hingezogen werden mußte. Er ergründete diese Stimmung, lernte ihren Gebrauch, und wurde seines Herzens in einem ausserordentlichen Grade mächtig.

Allmählich entwickelte sich in ihm der Gedanke, der Glaube — wie nenne ichs am

besten? — Es wären die menschlichen Em-
pfindungen, — Neigungen und Affecte, nicht
urch ihre eigene Natur so unzuverläßig und
ergänglich, als sie im gemeinen Leben uns
rscheinen; sondern sie würden es durch unsere
gene Schuld, durch Nichtachtung und Leicht-
inn.

Ihn täuschte seine eigene wahrhaft schöne
unst; er betrog sich an der Freythätigkeit
wodurch er sie hervorgebracht hatte, und die er
m, durch eben diese Kunst, hinwieder zu ver-
ehren wußte. Er schloß aus einem minder
ergänglichen, minder Zufälligen in ihm,
f ein mögliches Unvergängliches, wahrhaft
wiges, das der Mensch in seinem Gefühl
zeugen, und woran er, wie an einen Gott,
seinem Thun und Dichten, Leiden,
treben und Meiden, sich halten könnte.

Recht hat sich diese Idee erst während seines
fenthalts bey uns, durch neue Erfahrungen,
obachtungen und Versuche in ihm entwickelt.
r wißt welche Mißverständnisse sich bald
aben, und wie Euch Woldemar beschuldigte,

Ihr übertrieb seine Maximen und gieng irre. Biderthal scheint dies bey den Vorwürfen, die er Woldemarn eben machte, vergessen zu haben; wiewohl sich auch zur Noth behaupten ließe, sie träfen *an der Seite die Biderthal angriff*, Woldemarn so gut, als dieselben Vorwürfe Euch *an der damals von Woldemarn angegriffenen Seite* trafen.

Jene Irrungen waren unerheblich und bald geschlichtet. Doch hatten sie auf Woldemarn so viel gewirkt, daß er seitdem mehr an sich hielt, geheimer und noch mehr allein mit seiner *Muse* lebte. *Die Wahrheit ihrer Gesänge zu prüfen*, war in ihm eine verborgene Sehnsucht, deren mannichfaltige Aeußerungen er selbst noch nicht verstand. Er bedurfte einer gleichgestimmten freundschaftlichen Seele, um gewiß zu werden, *seine Weisheit sey kein Gedicht*. Es gelang ihm, sich wenigstens mit einer *Erscheinung* dieser Art zu täuschen; und nun hieng er sich an diese Erscheinung, wie an den Bürgen seiner Glückseligkeit, seines *Werths*, seines *eigentlichen Daseyns*.

Ich habe ehrlich mit ihm geschwärmt, und muß es darum verzeihlich finden, daß er allmählich jede Zuversicht, mehr aus der *Freundinn* Seele, als aus seiner *eigenen* schöpfte.* Fürchterlich muß die erste leiseste Anwandlung eines Zweifels an mir den Mann erschüttert haben! Er empfieng eine Wunde, die von selbst nie wieder heilen konnte; sie mußte unter sich fressen, und in ein tödtliches Geschwür ausarten.

Und Ihnen, fiel **Dorenburg** ein, ist wegen dieser *tödtlichen* Krankheit doch nicht bange?

Mir ist nicht bange, erwiderte Henriette, weil ich von Woldemars Uebel mit ergriffen wurde, und nun gewiß bin, ihm auch meine *Genesung* mitzutheilen. Die Verzweiflung, die ihn martert, wollte auch mich zu Grunde richten. Schon war aus meinem Herzen aller Glaube, alle Zuversicht entflohn.

So *fühlte* ichs — aber so *war* es nicht.

Und was nun auch für Verschiedenheiten, allgemeine und besondre, zwischen Woldemarn und mir statt finden mögen; denkt sie Euch so groß und mannichfaltig als Ihr wollt; lasset, was Euch nur beliebt, in ihm vorgegangen seyn: es soll alles gelten; auch das Aergste — selbst Biderthals gräßlicher Verdacht soll wahr und gegründet seyn: Ich behalte dennoch Muth!

Denn ich weiß, es ist der Menschheit eine Kraft verliehen, die, in einem Manne wie Woldemar, der selbst schon so oft sie in sich aufgerufen hat, nur darf wieder aufgerufen werden, und er hat gesiegt.

Henriette! sagte Biderthal, liebe, gute Henriette! — Du bist sehr hochfliegend! Gram und Betrübniß haben mich gebeugt; ich kann Dir nicht nachfliegen. — O Demuth! Demuth!

Demüthig, antwortete Henriette, ist jeder Aufrichtige. Nur der Heuchler kann

lange stolz seyn; und gewiß ist jeder Stolze auch ein Heuchler.

Aber die Aufrichtigkeit, womit Demuth verknüpft ist, macht uns darum nicht feig. Sie erfodert vielmehr, und gebiert hinwieder den größten Muth. Von diesem Muthe redete ich; und ich weiß, er ist in Euch Allen . . .

Schwestern! (sie ergriff mit der einen Hand *Carolinen*, mit der andern *Luisen*) — *Schwestern*! helft mir noch einmal wider diese verstockten Männer zeugen! Sagt ihnen, daß Etwas im Menschen ist, was er nicht aufzuopfern vermag; — und noch Etwas, was ihm die Aufopferung verbietet, wenn er sie auch beschließen *konnte*. — Wir leiden unsäglich, könnten uns von diesem unsäglichen Leiden befreyen; aber eine wunderbare Kraft in uns widersteht, läßt es uns nicht zu — Wir fühlen daß wir diesem Wesen in uns *mehr*, *als uns selbst*, zugehören — und fühlen auch wieder, daß eben dieses Wesen unser *eigenstes*, *innerstes Wesen* ist. — Treffen uns Vorwürfe aus und in diesem Innersten, so ist es ein

Schmerz, der an Empfindlichkeit jeden andern übertrifft — Nicht Schmerz, nicht Furcht — Was ist es dieses Unerträgliche, Wunderbare? . . .

Henriette stockte. Luise senkte sich herab an ihrer Seite auf die Kniee, und Caroline rückte näher und schmiegte sich dicht an sie. — Erblassend verklärte sich Henriettens Angesicht; helle Thränen rollten ihr über die Wangen, und sie hub an mit bebender, kaum vernehmlicher Stimme:

... Ich habe — seinen Tod wünschen können! — Seinen Tod! ...

Und daß ich dieses konnte: davon ist mir ein neuer Tag, eine neue hellere Aussicht geworden.

Auch die Männer fühlten sich erschüttert. Dorenburg wendete sich mit Blicken voll Rührung gegen Biderthalen — reichte ihm die Hand! — Mit zärtlicher Heftigkeit ergriff Biderthal des Freundes Hand. Beyde stan-

den auf, traten zu Henrietten, umarmten sie, weinten mit ihr.

Es war eine schöne Stille welche aller Herzen in diesem Augenblicke vereinigte; sie mit demselben Trost, mit denselben Hoffnungen erfüllte, ihren Geist aufrichtete und mit einer neuen unaussprechlichen Zuversicht erquickte.

Henriette öffnete zuerst wieder den Mund.

Gewiß, sagte sie, erinnert Ihr Euch noch eines merkwürdigen Gesprächs in eben diesem Zimmer mit Woldemarn, über menschliche Ohnmacht und Größe.

Es entstand die Frage: — Was die Seele stark mache; was für ein Gegenstand das sey, den der Tugendhafte sich vor Augen halte; überall sich vor Augen halten könne, so, daß er damit alles überwinde und ausrichte; vordringend — Eigentlich zu welchem, zu was für einem Ziele?

Wir

Wir grübelten lange — Woldemar, der zuletzt nur einzelne Worte dazwischen geredet hatte, war plötzlich verschwunden; kam aber bald mit einem dicken Buche unter dem Arm zurück, und bat um einige Minuten Aufmerksamkeit. Das Buch war der Griechische Plutarch, und er erzählte, und übersetzte uns Stellenweise das Leben des Agis und Kleomenes. Wie uns wohl dabey wurde, habt Ihr gewiß noch nicht vergessen.

Wollt Ihr nun; so feyern wir das Andenken jener wohlthätigen Stunde? Biderthal hat ja den Französischen Plutarch, und Ihr sollt sehen ich übersetze Euch daraus, als wenn es der Griechische wäre. Die Stellen weiß ich. Etwas Besseres können wir für heute schwerlich unternehmen; es wird uns noch inniger zu einander versammeln — O, Ihr Lieben!

Caroline und Luise fuhren auf mit einem freudigen: Ja, Henriette! — Ja, Biderthal?

Biderthal war schon auf dem Wege, und das Buch erschien in einem Nu.

Henriette, indem sie es aufschlug, und darin nachsuchte, hub erzählend an.

„Ein großherziger Jüngling, Agis, König zu Sparta, sah mit tiefem Schmerz das Verderbniß worin seine Mitbürger gerathen waren, und wollte ihnen durch Herstellung der Lykurgischen Einrichtungen, Gleichheit, Freyheit und Tugend wiedergeben.

„Die unüberwindlichsten Hindernisse legte ihm sein Mitkönig, Leonidas, in den Weg. Dieser wurde verbannt, und Kleombrotus, des Leonidas Tochtermann, an seiner Stelle König.

„Dennoch konnte Agis nicht durchdringen. Leonidas kehrte zurück, am heftigsten wider seinen Tochtermann ergrimmt. Von seiner Wache umgeben drang er in den Tempel des Neptun, wohin Kleombrotus sich geflüchtet hatte, und machte ihm die bittersten Vorwürfe

darüber, daß er, sein Schwiegersohn, sich wider ihn empört, ihm die Krone geraubt, und aus seinem Vaterlande ihn verbannt hätte.

„Kleombrotus wußte auf diese Vorwürfe nichts zu antworten; er saß beschämt und schweigend da. Seine Gemahlinn Chelonis, des Leonidas Tochter, hatte sich zuvor wider ihn auf die Seite ihres verjagten Vaters geschlagen, und von Kleombrotus, sobald er den Thron bestieg, getrennt; ihres Vaters Unglück hingegen suchte sie, während er in Sparta blieb, durch ihre Dienste und Fürbitten zu erleichtern, und hieng, als er entfloh, dem Kummer nach, und dem Unwillen über die Ungerechtigkeit und Härte ihres Gemahls. Jetzt, da das Glück sich von diesem wandte, nahm sie auf einmal andre Gesinnungen an. Sie wich nicht mehr von des Kleombrotus Seite, vereinigte ihr Flehen mit dem seinigen, und hielt ihre Arme um ihn und ihre beyden Kinder geschlungen, wovon das eine auf der rechten,

das andere auf der linken Seite in dem Tempel zu ihren Füßen saß.

„Alle Anwesende waren durch die treue Liebe dieses tugendhaften Weibes in Bewunderung und in Thränen gesetzt; da redete Chelonis, auf ihr zerstreutes unordentliches Haar und auf ihren Anzug deutend, ihren Vater mit diesen Worten an: „Die Zeichen der Trauer, „o Vater, die du hier erblickst, rühren nicht „von meinem jetzigen Mitleid mit Kleombrotus „her; es sind Ueberbleibsel des Kummers, „womit Dein Unglück und Deine Flucht mich „vertraut gemacht haben. Soll ich nun in „diesem Zustande der Trauer bleiben, da du „als Sieger und König wieder in Sparta bist; „oder mich mit einem kostbaren königlichen Gewande schmücken, und in diesem Schmucke „meinen Gemahl von dir ermorden sehen; — „meinen Gemahl, den du selbst mir in meiner „Jugend gabst, und der, wenn er dich nicht „durch seiner Kinder Thränen und durch die „meinigen erweichen kann, sein Vergehen härter als du wünschest büßen wird, weil er

„mich, seine Geliebteste, alsdann vor ihm „wird sterben sehen. Denn wie könnte ich mich „entschliessen, unter meinen Mitbürgerinnen „zu leben, wenn ich, als Weib und Tochter „gleich unglücklich, meinen Vater und meinen „Gemahl durch mein Flehen nicht mehr rühren, „sie zum Mitleid gegeneinander nicht bewegen „kann? Jeden Vorwand zur Vertheidigung, „der meinem Gemahle übrig blieb, habe ich „ihm benommen, da ich auf deine Seite trat, „und hiedurch wider seine Thaten zeugte. Du „aber rechtfertigest durch dein eigenes Verfah„ren seine Ungerechtigkeit, indem du zeigst, „die königliche Würde müsse etwas so großes „und bestrebenswürdiges seyn, daß man um „ihretwillen seine Schwiegersöhne tödten und „seine Kinder nicht mehr achten dürfe."

„Während dieser Klagen hielt Chelonis ihr Gesicht an das Haupt ihres Mannes gelehnt, und warf einen niedergeschlagenen, von Traurigkeit getrübten Blick auf die Umstehenden. Leonidas, nachdem er mit seinen Freunden sich berathschlagt hatte, befahl dem Kleombrotus

aufzustehen und Sparta zu räumen; seine Tochter aber bat er zu bleiben, und einen Vater, der sie so zärtlich liebte, und ihr jetzt durch die Begnadigung ihres Gemahls einen neuen Beweis dieser Liebe gäbe, nicht zu verlassen. Aber Chelonis war nicht zu bewegen. Sobald Kleombrotus aufstand, überreichte sie ihm eines ihrer Kinder, das andere faßte sie selbst bey der Hand, warf sich vor dem Altare des Neptun nieder, und nach einem Gebet zu diesem Gotte wanderte sie aus mit ihrem Gemahl, welcher, wenn er nicht durch eitle Ehrsucht schon zu tief gesunken war, die Verbannung in der Gesellschaft eines solchen Weibes für ein grösseres Glück halten mußte, als den Besitz des Königlichen Throns.

„Agis unterlag den Nachstellungen treuloser Freunde, die Leonidas gewonnen hatte. Sie lockten ihn aus seiner Freystätte, dem Tempel der Minerva, übermannten ihn, und schleppten ihn ins Gefängniß. Leonidas eilte mit seinen Kriegsknechten schnell herbey und umzin-

gelte den Ort. Es traten Richter auf, den Gefangenen zu verhören; sie begehrten tückisch, er sollte sich vor ihnen rechtfertigen. Der junge König verlachte ihre Heucheley. Dies brachte Amphares, einen jener treulosen Freunde, die ihn verrathen hatten, und welcher als Ephor unter seinen Richtern war, auf. Er drohte dem unglücklichen König, daß sein Lachen sich bald in Thränen verwandeln, und er die Folgen seiner Verwegenheit hart genug empfinden sollte. Ein anderer der Ephoren hingegen gab sich den Schein, als ob er, von des Agis Schicksal gerührt, ihm den Weg zur Vertheidigung bahnen wollte, und that in dieser Absicht die Frage an ihn: ob er nicht von Lysander und Agesilaus *) zu seinem Unternehmen

*) Zwey vornehme Spartaner; der letzte des Agis Oheim. Beyde waren von dem jungen Könige zur Ausführung seines Vorhabens gebraucht worden, und an dem Mißlingen desselben hatte Agesilaus durch Einmischung eigennütziger und niedriger Absichten die meiste Schuld.

wäre gezwungen worden? Agis antwortete: er wäre von niemand gezwungen worden, sondern bloße Verehrung für das Andenken des Lykurg, und die Begierde in die Fußstapfen dieses großen Mannes durch Wiederherstellung seiner Gesetze zu treten, hätten ihn zu diesem Unternehmen vermocht. Darauf fragte ihn derselbe Ephor: ob er denn das Gethane nicht bereue? Der junge König antwortete: Ein so schönes Unternehmen würde er nicht bereuen, sollte er auch den Tod vor Augen sehen.

„Agis wurde nun zum Tode verdammt, und die Ephoren befahlen den Gerichtsdienern ihn in die sogenannte Dekas, den Ort im Gefängniß zu führen, wo die zum Tode Verurtheilten erdrosselt zu werden pflegten. Als sie dahin kamen, bemerkte Agis, daß einer von den Gerichtsdienern über ihn weinte und sein Unglück bejammerte. Weine nicht, mein Freund, sagte Agis zu ihm; ich, der ich wider Gesetze und Recht die Todesstrafe leiden muß, bin weit besser daran, als meine Richter. Nach diesen Worten bot er freywillig seinen Hals

dem Stricke dar. Amphares war unterdessen vor die Thüre des Gefängnisses gegangen, wo seine Bekannte und vormalige Freundinn, des Agis Mutter, Agesistrata, ihm zu Füssen fiel und für ihren Sohn um Gnade bat. Amphares hob sie mit der Versicherung auf, daß Agis weder Gewalt noch Mißhandlung zu befürchten hätte; er ermunterte sie sogar, zu ihrem Sohne, wenn sie Lust hätte, in das Gefängniß zu gehen. Sie bat um die Erlaubniß, ihre Mutter mit hinein zu nehmen. Auch hierin, sprach er, wird dir Amphares nicht zuwider seyn. Er führte darauf beyde in das Gefängniß, schloß die Thüre desselben hinter sich zu, und übergab Archidamia, der Agesistrata Mutter, eine sehr bejahrte und von ihren Mitbürgern allgemein verehrte Matrone, zuerst den Gerichtsdienern. Sobald diese ums Leben gebracht war, befahl er auch der Agesistrata, in das Innerste des Gefängnisses zu treten, wo sie ihren Sohn und ihre Mutter hingerichtet, den ersten auf der Erde liegen, und die andre noch am Stricke hangen sah.

Sie selbst nahm mit den Gerichtsdienern den Leichnam ihrer Mutter ab, und nachdem sie ihn neben dem Leichnam ihres Sohnes gelegt, ihn bedeckt und verhüllet hatte, warf sie sich über den Leichnam ihres Sohnes, küßte ihm das Antlitz, und rief aus: deine frommen und menschenliebenden Gesinnungen, o mein Sohn, und deine allzu große Güte und Milde haben über dich und uns dies Verderben gebracht!

„Amphares, der an der Thüre stand, und was vorgieng sah und hörte, trat auf diese Worte der Agesistrata herzu, und sagte voll Erbitterung zu ihr: Wohlan, da du mit deinem Sohne gleiche Gesinnungen hegst, so bereite dich auch, mit ihm gleiche Strafe zu leiden. — Agesistrata gieng von selbst dem Strick entgegen: Möge nur mein Tod, sprach sie, meinem Vaterlande nützlich seyn!

„Nach der Hinrichtung des Agis hatte Leonidas zu lange gezögert, desselben Bruder Archidamus gefänglich einzuziehen; ein Umstand, welchen dieser benutzte, mit der Flucht

sich zu retten. Des Agis Gemahlinn aber, Agiatis, ließ er mit dem Kinde, das sie kurz zuvor geboren hatte, aus ihrem Hause holen, und zwang sie, seinen Sohn Kleomenes, obgleich er noch nicht mannbar war, zu heyrathen, damit sie keinem andern zu Theil werden möchte. Denn sie hatte von ihrem Vater Gylippus ansehnliche Reichthümer geerbt, war noch in der Blüthe ihrer Jugend, und übertraf an Schönheit der Gestalt und an Adel der Sitten alle Griechinnen ihres Zeitalters. Sie hatte, um der neuen Vermählung zu entgehen, Bitten und Flehen und alle andre Mittel den Leonidas zu rühren, vergeblich angewandt. Daher haßte sie ihn tief nach ihrer Verbindung mit dem Kleomenes; in ihrem Umgange hingegen mit ihrem jungen Gemahl zeigte sie so viel Sanftmuth und gefällige Güte, daß dieser sie bald im höchsten Grade liebgewann, und ihr zärtliches Andenken an den Agis sogar, das sie fortdaurend in der Seele trug, mit ihr zu theilen suchte. Er befragte sie oft um die Geschichte ihres vorigen Gemahls,

und hörte ihr voll Aufmerksamkeit zu, wenn sie von seinen Absichten und Entwürfen redete.

„Kleomenes war voll edler Ehrbegier und erhabener Gesinnungen; auch gab er an Einfalt der Sitten und an Mäßigkeit dem Agis nichts nach; doch fehlte ihm die sanfte Güte und Schonung jenes Königs. Die Natur hatte in seine Gemüthsart eine Heftigkeit gemischt, die ihn zu allem was die Gestalt des Guten trug, mit Ungestüm immer fortriß. Er hielt es zwar für vorzüglich schön, über Willige zu herrschen; aber auch für schön, gegen Nicht-Willige das Gute mit Gewalt durchzusetzen. An dem damaligen Zustande von Sparta hatte er ein tiefes Mißfallen. Die Bürger waren in Unthätigkeit und Wollust versunken; der König überließ sich dem Vergnügen, und brachte, wenn ihn niemand darin störte, seine Tage in üppiger Ruhe und in Wohlleben zu. Für das gemeine Beste war im Staat alle Theilnahme verschwunden; jeder gieng nur seinem eigenen Vortheil nach, und an die alte strenge Erziehung der Jugend, an ihre Bildung zur

Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Gleichheit, wagte niemand mehr, durch das unglückliche Beyspiel des Agis abgeschreckt, auch nur einmal zu denken.

„Leonidas starb, und Kleomenes gelangte zur Regierung. Er sah jetzt noch deutlicher das äusserste Verderbniß des Staats, den Hang der Reichen zum Vergnügen und zur Vermehrung ihrer Schätze, und ihre Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beste; sah den großen Haufen, durch Dürftigkeit niedergedrückt, seines alten kriegerischen Muthes, und des edlen Wetteifers, seine Kinder mit Sorgfalt zu erziehen, beraubt. Er selbst war König blos dem Namen nach; die ganze Herrschaft befand sich in den Händen der Ephoren. Diesen Zustand der Dinge beschloß Kleomenes durch eine gänzliche Staatsumänderung zu verbessern.

„Er hatte einen Freund, Namens Xenares, der zuvor sein Geliebter gewesen war; eine Leidenschaft der Jünglinge für einander,

welche man in Sparta eine göttliche Begeisterung nannte. Die Gesinnungen dieses Xenares suchte Kleomenes zuerst zu ergründen. Er legte ihm daher über die verunglückten Absichten und Entwürfe des Agis häufig Fragen vor, und verlangte zu wissen, welcher Mittel und Gehülfen dieser König zur Ausführung seines Unternehmens sich bedient hätte. Xenares erinnerte sich anfänglich dieser Dinge nicht ungern, und ließ sich in eine umständliche Erzählung der ganzen Geschichte ein; sobald er aber merkte, daß Kleomenes dadurch für die Neuerungen des Agis in Leidenschaft und in Feuer gesetzt wurde, und auf diesen Gegenstand die Unterredung immer von neuem zu lenken suchte, so verwies er ihm zornig seine Unbesonnenheit und schalt ihn einen Thoren. Er brach sogar zuletzt allen Umgang mit ihm ab; entdeckte aber keinem aus welchem Grunde, sondern begnügte sich den darnach Fragenden zu antworten: dem Könige selbst wäre der Grund davon am besten bekannt.

„Kleomenes schloß aus diesem fehlge-

schlagenen Versuche, daß es ihm mit den übrigen Spartanern nicht besser als mit Xenares gelingen würde, und nahm sich vor, seine Anschläge für sich allein auszuführen. Da er glaubte, daß eine Staatsumänderung während eines Kriegs sich weit eher, als im Frieden zu Stande bringen ließe, so suchte er, seine Vaterstadt gegen die Achäer aufzuwiegeln, wozu gerade eine schickliche Veranlassung gegeben war.

„Auf diesem Wege nun gelang es dem Kleomenes wirklich sein Vorhaben auszuführen. Nach einigen siegreichen Feldzügen überfiel er plötzlich die Ephoren, räumte sie aus dem Wege, und stellte in allen Theilen die alte Lacedämonische Zucht und Sitte wieder her. Diesem glücklichen Unternehmen folgten neue glänzendere Siege und ein solcher Zustand der Macht und des Ansehens für Sparta, als es kaum in irgend einer früheren Periode genossen hatte. Mißtrauen, Furcht und Neid erwachsen hierüber, vornehmlich bey dem Achäischen

Aratus, der lieber Griechenland unterjocht, als den Kleomenes so groß sehen wollte. Er verursachte Zwiste, nährte den Hader und rief zuletzt den Macedonischen Antigonus wider den Heracliden Kleomenes zu Hülfe. Dieser mußte der überwiegenden Macht nachgeben. Während er sich zurückzog um Lakonien zu decken, erfuhr er den Tod seiner geliebten Agiatis....

„Er hatte den Aegyptischen König Ptolemäus um Beystand angerufen, worauf dieser von ihm verlangte, daß er seine Mutter und Kinder als Geißeln schicken sollte. Dem Kleomenes fehlte es lange Zeit an Muth, seiner Mutter diese Foderung zu offenbaren. Zwar lenkte er oft, wann er bey ihr war, die Unterredung darauf ein; doch wollte es nie mit ihm zum Vortrage seines Anliegens kommen, so daß ihr seine Verlegenheit auffiel, und sie den Grund davon durch seine Freunde zu erfahren suchte. Endlich wagte es Kleomenes, und eröfnete sich ihr. „Dies ist also, sagte sie lächend

chend zu ihm, was du mir zuzumuthen so lange Bedenken trugst? Schiffe uns nur geschwinde ein, und sende uns hin, wo du glaubst, daß dieser Körper Sparta noch nützlich seyn kann, ehe ihn Alter und Unthätigkeit auflösen! Es wurden nun die nöthigen Anstalten zu ihrer Abreise gemacht. Nachdem man damit fertig war, begab sie sich zu Lande, unter der Begleitung des Spartanischen Heeres, nach dem Hafen zu Tänarus, wo sie, vor ihrem Einsteigen in das Schiff, in einem Tempel des Neptun, von ihrem Sohne unter den zärtlichsten Umarmungen und Küßen Abschied nahm. Kleomenes war äußerst gerührt und in Thränen. Sie warnte ihn, als sie es bemerkte: Hüte dich, o König von Sparta, sprach sie, daß niemand, wenn wir aus diesem Tempel kommen, unsere Thränen, noch irgend etwas andres in unserem Betragen sehe, was unseres Vaterlandes unwürdig ist. Dies allein steht in unserer Macht; unser Schicksal aber bey den Göttern! Nach diesen Worten nahm sie eine gefaßte Miene an, stieg mit ihrem Enkel zu

Schiff, und befahl hierauf dem Steuermann, ohne Verzug abzufahren.

„Bey ihrer Ankunft in Aegypten hinterbrachte man ihr, daß Ptolemäus Gesandte von Antigonus mit Friedensvorschlägen angenommen hätte; zugleich erfuhr sie, dem Kleomenes wären ähnliche Vorschläge von den Achäern geschehen. Aus Furcht, ihr Sohn möchte ihretwegen Bedenken tragen, sich ohne Vorwissen des Ptolemäus mit diesen einzulassen, schrieb sie unverzüglich dem Kleomenes: er möchte thun, was für Sparta gut und schicklich wäre, und auf den Ptolemäus, um einer bejahrten Frau und um eines Knaben willen, nicht ängstlich Rücksicht nehmen. So groß und standhaft betrug sich Katasiklea in ihrer mißlichen Lage.

„Kleomenes, nachdem er von neuem alle seine Kräfte aufgeboten und durch wiederholte große Thaten Griechenland mehr als je zuvor in Erstaunen gesetzt hatte, mußte, nach einem unglücklichen Treffen, bey Sellasia,

sich selbst zur Flucht entschliessen. Er schiffte sich zu Gythium mit einigen Freunden ein, und war schon nahe bey Cyrene, als einer seiner Begleiter, Therykion, ein Mann, der in seinen Thaten immer großen Muth gezeigt, in seinen Worten aber etwas hochfahrendes und ruhmrediges hatte, ihn bey Seite zog, und zu ihm sagte: „Den schönsten Tod, o König, „haben wir auf dem Schlachtfelde, wo er sich „uns anbot, entwischen lassen, obgleich zuvor „uns alle sagen hörten, daß dem Antigonus „der Sieg nicht anders als mit dem Tode des „Königs von Sparta zu Theil werden sollte. „Jetzt bleibt ein anderer Tod uns übrig, der „an Ruhm und Tapferkeit dem ersten wenig „nachgiebt. Wohin schiffen wir so, ohne ver„nünftigen Grund? Warum fliehen wir vor „dem, was uns nahe liegt, um es in weiter „Ferne aufzusuchen? Denn wenn es Herakli„den keine Schande bringt, den Nachkömm„lingen des Philipp und Alexander sich zu „unterwerfen, so dürfen wir der Schiffahrt „nur entsagen, und uns dem Antigonus erge-

„ben, welcher eben so weit über dem Ptolemäus
„ist, als die Macedonier über den Aegyptern.
„Ist es aber unser unwürdig, sogar denen zu
„gehorchen, die mit ihren Waffen uns besiegt
„haben; warum machen wir denn einen Mann
„zu unserem Herrn, der diesen Vortheil nicht
„einmal über uns erhalten hat? Etwa, damit
„wir uns statt Eines Siegers zwey geben;
„den Antigonus, vor dem wir fliehen, und den
„Ptolemäus, dessen Gunst wir erschmeicheln
„müssen? Oder gehen wir um der Königinn,
„deiner Mutter willen, nach Aegypten?
„Wahrlich, dieser bereitest du ein schönes und
„erfreuliches Schauspiel, indem du ihr Gele-
„genheit verschaffst, den Weibern des Ptole-
„mäus ihren Sohn zu zeigen, wie er aus ei-
„nem Könige ein Flüchtling und Gefangener
„geworden ist. Laß uns vielmehr, da wir un-
„seres Schwerdtes noch mächtig sind, und
„Sparta noch vor unseren Augen liegt, diesem
„unglücklichen Leben ein Ende machen, und
„uns dadurch bey denen rechtfertigen, die bey
„Sellasia für ihr Vaterland gestorben sind!

„Oder dünket es dir rühmlicher? in Aegypten
„die Nachricht abzuwarten, was für einen
„Satrapen Antigonus über Sparta bestellet
„hat?"

„Auf diese Vorstellungen des Therykion
antwortete Kleomenes: „Feigherziger! in=
„dem du zu sterben suchst, welches unter allen
„menschlichen Dingen das leichteste und immer
„in eines jeden Gewalt ist, willst du dir den
„Schein der Tapferkeit geben, und ergreifst
„dadurch eine schändlichere Flucht, als dieje=
„nige, die du rügest. Mehr als einmal ha=
„ben, durch das Glück oder durch die Menge
„besiegt, Männer die weit besser waren als
„wir, vor ihren Feinden fliehen müssen; wer
„aber vor Mühseligkeiten und Beschwerden
„flieht, oder von dem Lob und Tadel andrer
„Menschen sich bemeistern läßt, ist ein Sklave
„seiner eigenen Schwäche. Der selbstgewählte
„Tod muß eine Handlung, nicht eine Flucht
„vor Handlungen seyn, und es ist nichts
„schändlicher, als für sich allein zu leben oder
„zu sterben. Zu einer solchen Schande aber

„führet dein Rath, unsern gegenwärtigen Ue-
„beln durch einen Tod zu entfliehen, der we-
„der Ehrenvolles noch Nützliches stiftet. Mein
„Rath hingegen ist, daß wir beyde, sowohl
„du als ich, die Hoffnung unserem Vater-
„lande nützlich zu seyn, noch nicht aufgeben.
„Verläßt uns diese Hoffnung ganz, so
„wird es uns ein leichtes seyn, unserem Le-
„ben, wenn wir Lust haben, ein Ende zu ma-
„chen."

„Therykion erwiderte dem Kleome-
nes nichts auf diese Rede. Sobald er aber
Gelegenheit fand, sich von ihm zu entfernen,
suchte er einen einsamen Ort am Ufer auf, wo
er sich entleibte.

„Kleomenes landete in Libyen, und
kam, unter einer Königlichen Begleitung, zu
Alexandrien an. Bey seiner ersten Erscheinung
vor dem Ptolemäus, empfieng ihn dieser mit
gemeiner Höflichkeit und ohne alle Auszeich-
nung; als aber Kleomenes in der Folge Be-
weise seiner großen Einsicht und seines männlichen
Verstandes gab, und in seinem täglichen Um-

gange mit dem Aegyptischen König, neben der den Spartanern eigenthümlichen Einfalt und Offenheit, eine edle Liebenswürdigkeit und Freyheit auf eine seiner Geburt anständige Weise, ungebeugt durch seine Lage, zeigte; so flößte er bald dem Ptolemäus mehr Zuneigung und Vertrauen ein, als alle seine Hofleute mit ihren ihm blos zum Wohlgefallen ersonnenen Schmeicheleyen. Es ergriff jetzt diesen König Schaam und Reue, daß er einen solchen Mann vernachläßigt, und dadurch dem Antigonus zu einem Siege, der seinen Ruhm und seine Macht so sehr vermehrte, Gelegenheit verschafft hatte. Er begegnete dem Kleomenes mit der größten Achtung und Freundschaft, und gab ihm die Versicherung, daß er ihn mit Schiffen und Geld nach Griechenland zurückschicken, und auf den Königlichen Thron ihn wieder zu erheben suchen wollte. Zugleich wies er ihm eine jährliche Einnahme von zwanzig Talenten an, wovon Kleomenes einen sparsamen Aufwand für sich und seine Freunde machte; das übrige aber zur Unterstützung derjenigen ver=

wendete, welche sich zu ihm aus Griechenland nach Aegypten geflüchtet hatten.

„Ptolemäus starb, ehe er sein Versprechen hatte erfüllen können. Unter seinem elenden Nachfolger kam es zuletzt dahin, daß Kleomenes mit seinen Freunden in der ihnen eingeräumten Wohnung eingeschlossen wurde, und man sie, als Gefangene, auf das strengste bewachte.

„Mit vieler Mühe und List entkamen sie an einem Tage. Sie hoften einen Aufruhr zu erregen, und sich der Citadelle zu bemächtigen. Der Anschlag mißlang. Hierauf ermahnte Kleomenes seine Freunde zu einem freywilligen Tode. Hippotas, gebrechlich und äusserst ermüdet, empfieng, auf sein Bitten, den Tod von einem der jüngsten der Gesellschaft; alle die andern starben edler durch ihre eigene Hand. Der einzige Pantheus blieb noch übrig, welcher die Mauern von Megalopolis bey der Einnahme dieser Stadt zuerst er-

fliegen hatte; ein schöner junger Mann, von der Natur mit allen Anlagen zu den trefflichsten Eigenschaften, wodurch in früheren Zeiten seine Landsleute sich hervorthaten, gebildet, und aus diesem Grunde ein Liebling des Kleomenes. Er hatte von Kleomenes den Befehl erhalten, nicht eher Hand an sich zu legen, als bis er ihn und alle übrigen des Lebens völlig beraubt sähe. Pantheus nahm daher der Reihe nach mit einem jeden der Entleibten die Untersuchung vor, berührte sie mit der Spitze seines Degens und gab sorgfältig Acht, ob sich irgendwo in ihnen noch eine Spur des Lebens zeigte. Da er in den Gesichtszügen des Kleomenes, als er diesen in die Ferse stach, noch eine Zuckung bemerkte, so küßte er ihn, ließ sich neben ihm nieder und wartete sein völliges Hinscheiden ab; darauf raubte er auch sich das Leben, nachdem er den todten Leichnam des Königs noch einmal umarmt hatte.

„So starb Kleomenes, ein großer und edler Mann, nach einem sechszehnjährigen Besitz der Königlichen Würde.

„Das Gerücht von seinem Tode verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt, und drang zu seiner Mutter Katasiklea. Der Muth dieser standhaften Frau wurde diesmal von der Größe ihres Unglücks überwältigt; sie schloß die Söhne des Kleomenes in ihre Arme und fing laut über sie zu weinen an. Der älteste, nachdem er sich aus ihren Armen losgerissen, und heimlich das Dach erstiegen hatte, stürzte sich von dort auf den Kopf herab. Doch starb er, obgleich hart beschädigt, nicht von diesem Falle: man hob ihn auf und trug ihn weg, ungeachtet seines Geschreyes und der Aeusserungen seines Unwillens gegen diejenigen, welche ihm das Leben zu fristen suchten.

„Auf die Nachricht von dem Vorgegangenen ließ der König den Leichnam des Kleomenes öffentlich aufhängen; zugleich ertheilte er Befehl, die Kinder desselben nebst seiner Mutter und allen Weibern ihres Gefolges hinzurichten. Unter den letztern war des Pantheus Gemahlinn; eine Frau von der schönsten und edelsten Bildung. Sie und ihr Gemahl waren

Neuvermählte, und brannten noch vom ersten Feuer der Liebe, als ihr unglückliches Schicksal sie traf.

„Gleich Anfangs, da ihr Gemahl nach Aegypten reiste, hatte sie ihn dahin begleiten wollen; allein ihre Eltern verhinderten es, und schlossen sie, um ihren Vorsatz desto sicherer zu vereiteln, ein. In der Folge gelang es ihr, sich ein Pferd und etwas Geld zu verschaffen; mit diesen entfloh sie bey Nacht, eilte nach Tänarus, und segelte von dort auf einem zur Abfahrt eben fertig liegenden Schiffe, nach Aegypten ab zu ihrem Gemahl, mit welchem sie ruhig und zufrieden sein Loos in einem fremden Lande theilte.

„Als Katasiklea von den Soldaten zur Richtstätte geführet wurde, reichte ihr die Gemahlinn des Pantheus unterweges die Hand, trug die Schleppe ihres Kleides, und sprach ihr Muth ein, obgleich Katasiklea selbst den Tod nicht fürchtete, und um nichts als um die Gnade bat, daß man ihr vor ihren Enkeln das Leben nehmen möchte. Ihrer Bitte un-

geachtet richtete man diese zuerst und vor ihren Augen hin. Aber Katasiklea blieb standhaft bey dem schrecklichen Anblick, und unter so großen Leiden ließ sie nur die Worte hören: „Meine Kinder, ach! wo seyd ihr hingekommen?"

„Des Pantheus Gemahlinn, welche groß und stark war, schürzte, ohne ein Wort zu reden, ruhig ihr Kleid auf, legte die Getödteten zurecht, bedeckte und verhüllte sie, so gut es nach den Umständen möglich war. Endlich bereitete sie sich selbst zu ihrer Hinrichtung, zog ihr aufgeschürztes Kleid herab, und erlaubte niemanden, sie zu sehen oder zu berühren, als allein dem zur Vollziehung des Urtheils bestellten Henker. Sie starb mit Heldenmuthe; und nach ihrem Tode hatte niemand nöthig, ihren Körper zu bedecken, so groß war ihre Sorgfalt gewesen, den Anstand der Seele und des Körpers, wodurch sie in ihrem Leben sich ausgezeichnet hatte, auch noch in den letzten Augenblicken zu bewahren.

„Auf solche Weise zeigte Sparta, in einer

Reihe Trauerscenen, worin die Weiber mit den Männern um den Preis der Standhaftigkeit und des Muthes wetteiferten, daß die Tugend von dem Glück nicht überwältigt werden kann."

Langsam machte Henriette nun das Buch zu, und behielt es vor sich auf dem Schooße in ihren Händen.

Auf alle hatte diese Vorlesung einen desto tieferen Eindruck gemacht, da nicht allein das gegenwärtige Gefühl, sondern auch, die Erinnerung des ehmals bey Woldemars Vorlesung Empfundenen, sie bewegte.

Nach einer kleinen Pause sagte Henriette, indem sie Biderthalen schärfer ins Auge faßte: — Ich besinne mich . . . ob es nicht nach dieser Vorlesung war da ich zum ersten Mal von Woldemarn hörte: Tugend wäre eine freye Kunst; und wie das Kunstgenie, durch That, der Kunst Gesetze gäbe; so das

sittliche Genie, dem Menschlichen Verhalten —: Gerecht, gut, edel, vortrefflich wäre, was der gerechte, gute, edle, vortreffliche Mensch, seinem Charakter gemäß ausübte, verrichtete, hervorbrächte; dieser erfände gleichsam die Tugend; erschaffte der Menschenwürde ihren Ausdruck — gebäre sie?

Etwas erröthend antwortete Biderthal hierauf: er glaubte daß Henriette recht hätte; auch erinnerte er sich des Beyfalls, den er dieser Lehre damals gegeben hätte.

Nie, erwiderte Henriette, sah ich Sie in einer schöneren Begeisterung! Mir deucht das bloße Andenken daran müßte Ihnen diese Begeisterung wiedergeben, und sie vollends aus der Betäubung ziehen, die sie für Nüchternheit halten.

Nüchternheit, wovon? — Wahrlich, von dem reinsten Geiste der Wahrheit; von dem Muthe der Freyheit und des Lebens!

Das ist mir vorzüglich geblieben, wie Sie

den hohen Sinn der Alten darin priesen, daß bey ihnen Gutes und Schönes unzertrennlich, in Einem Gefühl, Begriff und Wort verknüpft gewesen wäre.

„Schönheit, sagten Sie, bezieht sich nur auf sich selbst; wird, ohne andre Absicht, allein um ihrer selbst willen geliebt; durch Geschmack allein erkannt. Wer nicht eben so das Gute erkennt, das Gute liebt: der ist nicht gut, und kann nicht weise seyn. Schönheit thut uns wohl, weil sie dem Verstande, der Einbildungskraft und den Sinnen gleichsam die Arbeit vormacht, dem Menschen mit dem Geiste des Gegenstandes, seinem Begriffe, entgegen kommt. Darum nennen wir auch eine Seele schön — und schöner, wenn sie leicht und leichter durch ihre Hülle dringt: überall Seele offenbar macht.

„Und so empfangen wir — fuhren Sie fort — von dem besseren Menschen, ohne zu wissen wie, den Saamen seiner Aehnlichkeit; Er strahlt uns sein Bild ins Gemüth; und wir

lernen froh — wie man sich selbst im Anschauen eines Andern verliert — lernen Freundschaft, Religion, Patriotismus — Jede Tugend; Alle Wahrheit."

Ja, liebe Henriette! sagte Biderthal — Ja! — — Aber Tugenden des Menschen: Was sind sie? Was sind wir mit Ihnen? Alle Menschliche Wahrheit: Was haben wir daran? Was haben wir damit an uns selbst? — Ich frage nach einer Tugend, nach einer Wahrheit — nach Einer — die bey mir sey und bey mir bleibe wie mein Bewußtseyn, wie der Trieb zum Leben.

Jene große Menschen wovon Sie uns eben vorgelesen haben: Es erhebt die Seele, nur an sie zu denken! — Doch sagt von dem größten unter ihnen, von Kleomenes, derselbe Plutarch an einem andern Ort: Man werfe ihm nicht ohne Grund vor, er sey heftig, ungerecht, ein wahrer Tyrann gewesen.

Liebe Henriette! — Ach! Wir sind ein erbärmliches Geschlecht, und es war ein toller

Raub

Raub — jener des Prometheus, der so peinlich von uns zurück gefodert — so bitter an uns geahndet wird.

Biderthal! — riß Dorenburg aus — Ich kann nicht länger mit Dir seyn; ich schlage mich zu Henrietten.

Was sie eben von Woldemarn wieder ausführte, und vorhin so hart von Dir war getadelt worden; eben dieses — Erinnere Dich! — lehrte schon vor zwey tausend Jahren der nüchternste, scharfsinnigste, pünktlichste und strengste unter allen Philosophen, der systematische Aristoteles. Auf ihn berief sich auch damals Woldemar ausdrücklich, und lieh mir nachher die Italiänische Uebersetzung der Ethik, von Bernardo Segni, die ich mit Begierde las, hierauf mir selbst anschaffte, dann wieder las, studierte, und einen solchen Geschmack am Stagiriten fand, daß ich mich, ganz in der Stille, seitdem noch viel tiefer mit ihm eingelassen habe.

Also vor zwey tausend Jahren lehrte schon

Aristoteles: „Handlungen der Gerechtigkeit und „Mäßigkeit wären diejenigen, die so beschaffen „wären, wie der mäßige und gerechte Mensch „sie ausübte."

„Alle Tugenden," lehrte er, „wären vor ihren Begriffen, Vorschriften und Einsetzungen da; sie erzeugten diese erst. Von jenem bloß natürlichen unmittelbaren Daseyn der Tugenden gienge die Sittenlehre aus, und würde sonst nicht verstanden werden können, da das Princip aller Principien überall wäre: daß ein Ding sey.

„Die einzige Richtschnur des Wahren und Guten wäre, demnach, im Urtheile des gutgeschaffenen Menschen, wie denn überhaupt der Mensch an nichts anderem messen und prüfen könne, als am Menschen.

„Und so ließe mit Worten, durch Zergliederungen und Vernunftschlüsse, über das Eigentliche der Tugenden und ihre Erste Quelle sich nichts ausmachen: sie entsprängen, mit ihren Gesetzen, aus sich selbst, und bezögen sich alle, abgesondert oder vereinigt, auf einen

dem Menschen eigenthümlichen besondern Sinn, und einen ihm eigenthümlichen besondern, unmittelbaren Trieb.

„Was aus diesem Triebe jenem Sinne gemäß verrichtet würde, wäre tugendhaft; alles andre nicht; es möchte beydes von aussen scheinen wie es wollte.

„Nun würde zwar allen Menschen mit jenem Sinn und Triebe eine gewisse Tugendfertigkeit angeboren; aber nicht in gleichem Maaße.

„Der Glückliche, welcher diese Gabe im höheren Maaß erhielte, wäre allein den Gipfel der Tugend zu erreichen fähig; er besäße das schönste, köstlichste, edelste und größte was einem Menschen zu Theil werden, und durch Anweisung und Lehre von Niemanden weder empfangen noch gegeben werden könnte; was die Natur eigenmächtig und allein verliehe: gleichsam ein schärferes Geistesauge, um das Anständige und wirklich Gute, überall unterscheidend wahrzunehmen, und den immer gleich regen Trieb, jedesmal das Beste auch zu wol-

len, und mit stetem Eifer zu bewirken."

So viel von dem eigentlich Sittlichen in den sittlichen Handlungen verstand Aristoteles, und mehr nicht.

Dieses zu Woldemars Rechtfertigung!

Eigentlicher habe ichs wegen der Vorwürfe mit Dir zu thun, die Du der menschlichen Natur machst, als sey ihr alles Gute fremd und peinige sie nur.

Lieber! der Mensch kann sich so nicht wegwerfen, ohne zuvor die ganze Natur mit ihrem Urheber weggeworfen zu haben. Denn beyde, Gott und Natur, sofern sie etwas für den Menschen sind, müssen ja im Menschen — müssen sein eigener Begriff, seine eigene Empfindung seyn. Woher nimmst Du die Vorstellungen von einer Wahrheit und Weisheit, einem Daseyn und Vermögen, wogegen menschliche

Wahrheit und Weisheit, menschliches Vermögen und Daseyn, Dir so verächtlich scheinen? Wo erblickst Du, wo hast Du, — Wo und Was *sind* ihre Gegenstände? Verachtung ist doch nur aus Vergleichung möglich! Also: *Wogegen* verachtest Du Dich? — Gefühlter Unwerth setzt gefühlten *Werth* nothwendig voraus; und mir deucht, um sich gering zu schätzen müßte man an etwas Höheres schon reichen — Mehr als *reichen*! Man müßte es sich *angemessener*, *natürlicher*, *näher*, *eigenthümlicher* finden. — Dies erwäge, lieber Biderthal. Erwäge es *tief* und *tiefer*, und Du nimmst zuverläßig deine bösen Verwünschungen reuevoll zurück.

Henriette freute sich über Dorenburgs Beytritt, und unterstützte ihn, indem sie Biderthalen an den Gedanken erinnerte, der ihn bey dem Glauben an eine göttliche Versehung erhalten, und wovon er gesagt hatte: *Er wäre aus dem Innersten seines Wesens empor gestiegen.* Dieser Gedanke, meinte sie,

wäre im Grunde derselbe, auf den auch Dorenburg sich stützte. — „Gewiß! — setzte sie hinzu, zeugen höhere Begriffe von höheren Wesen, und von unserem Zusammenhange, unserer Verwandschaft mit ihnen. Dies alles kann nicht blos Gespenst, Wahn, Erdichtung; ich weiß nicht — Was? und Wovon? seyn."

Noch ein Wort, sagte Dorenburg, das ich vom Herzen haben muß! Es betrifft die von Biderthalen wider Kleomenes angebrachten Beschuldigungen: Er wäre heftig, ungerecht, ein wahrer Tyrann; von der sittlichen Seite nichts weniger als bewunderungswürdig gewesen: Auch diese Tugend, also, wäre nur wieder ein Gedicht.

Hierauf ist meine Antwort, daß sich eine Folge von heroischen Handlungen, ein Heldenleben, ohne alle Gewaltthätigkeit schwerlich denken lasse, und ich frage: Ob darum dem Heroismus schlechterdings soll der Stab gebrochen werden *)?

*) Machiavelli im IX. Abschn. des I. Buchs sei-

Was würde aus der Menschheit, wenn nicht von Zeit zu Zeit Heldengeister aufträten, um ihr einen neuen Schwung zu geben, ihr aufzuhelfen, sie zu **erfrischen**. Gerade durch diese Heroen wird das Leben der Sittlichkeit immer wieder neu geboren. „Das **Hergebrachte** — sagt der Kirchenvater **Tertullian** — hat unsern Herrn ans Kreuz geschlagen." — Menschen, die ein inneres Freyheitsgefühl göttlich über ihr Zeitalter erhebt, sind das wahre eigentliche **Salz der Erde**; und was ihr Beruf von ihnen fodert, halte ich für wohl gethan, wenn auch Zeitgenossen und Nachwelt sie Tyrannen, Schwärmer, Bösewichter schalten. Ohne sie würde die Menschheit

---

ner Discorsi sagt von Kleomenes: „Bey dem Stolze der Menschen hätte es diesem großen Manne unmöglich geschienen, **vielen** nützlich zu werden, so lange **einige** dawider wären" (parendogli per l'ambitione degli uomini non potere far utile a molti, contra alla voglia di pochi.) — Dieser ganze IX. Abschnitt verdient nachgelesen zu werden.

stinkend. Selbstbestimmung, Freyheit, ist die Seele der Natur, und auch — Die Erste Quelle aller Gesetze, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche.

Hingegen hat in diesen äusserlichen Formen selbst die Vergänglichkeit ihr Wesen; man könnte sie die Fürstenthümer des Todes — des verborgenen in äusserliches Leben eingekleideten Todes nennen. Denn sie schränken das Lebendige ein, verzehren es, vertilgen es zuletzt, und gehen mit ihm unter.

Sollen wir sie mehr als das Leben ehren, weil wir dieses in seiner Reinheit nicht fest halten, nur im Sakrament — in sichtbarer Gestalt genießen können *)?

*) So wie die Wildheit, sagt Aristoteles, etwas schlimmeres als das Laster ist, so ist die Heldentugend etwas höheres und erhabneres, als die gewöhnliche moralische Tugend. Diese unterscheidet uns von den Thieren: jene gesellt uns zu den Göttern. Aristot. de mor. L. VII. C. 1. T. II. p. 62. C-E. Edit. Casaub.

Wo geräthst Du hin, mein Lieber? sagte Biderthal. — Du vergißt, Du verlierst Dich!

Meine *Antwort*, übrigens auf alles das ist schon gegeben. Ich sagte es vorhin zu Henrietten: — *Ihr fliegt mir zu hoch!...* Ich traue dem Gefieder nicht womit Ihr Euch der Sonne naht.

We leap at stars, and fallen in the mud!

Ich lobe mir den gleichen Boden, und, in Ermanglung eines Besseren, die Vox populi, und in *seiner weitesten Ausdehnung* den vorhin angeführten Delphischen Orakelspruch, und alle Arten von Krücken und hölzernen Beinen — denn wir sind ein hinkendes Geschlecht. *Eigendünkel* ist mir einmal *über alles* fürchterlich geworden; so fürchterlich und gräulich, daß ich lieber nach der Kette des unbedingtesten Gehorsams, als nach der hirnversengenden Krone der Selbstregierung greifen mag.

So grämlich wie Du sprichst, antwortete *Dorenburg*, kannst Du im Grunde des Herzens unmöglich seyn; und Du würdest auch so

nicht reden, wenn Du nicht auf unsern Widerspruch rechnetest, den Du gern hören magst und nur recht in Feuer setzen willst.

Du räthst, der Sicherheit wegen, die Freyheit aufzugeben: Ist das nur eine mögliche Sache?

So lange wir selbst handeln, handeln wir nothwendig frey; und es ist unmöglich die Selbstregierung auszuschlagen; unmöglich an die Stelle der Vernunft und des eigenen Gewissens ein andres Wahr- und Gut-finden zu setzen, dessen Ansehen höher, dessen Entscheidung zuverlässiger wäre.

Wie wolltest Du es anfangen, irgend einem Gesetz, irgend einer Autorität blinden Gehorsam — Knechtschaft anzugeloben, ohne eine Wahl vorhergehen zu lassen, ohne Dich selbst in und nach Dir selbst zu entscheiden?

Und laß die Wahl geschehen seyn: Wodurch vermagst Du bey ihr zu bleiben?

Treu und beständig zu seyn — was die Seele der Tugend ist! — Sollte der Buchstabe mehr und bessere Kräfte dazu ver-

leiben, als der Geist? Mir verschwindet alle Idee von Sittlichkeit, wenn ich Gesetz, herrschende Meinung, irgend eine Buchstabenart, als etwas ansehen will, das über Vernunft und Gewissen herrschen, folglich sie aufheben, sie zerstören soll.

Siehe! Du willst den Menschen verwahren, daß er nicht von seiner Pflicht weiche — und nimmst ihm alle Würde. Denn daß wir prüfen, wählen, beschließen, und auf unserm Entschluß beharren können: darin allein besteht die Würde des Menschen; und allein um diese Würde ist es Dir am Ende doch zu thun!

Beschließen, antwortete Biederthal; das Rechte beschließen, und darauf beharren: das ist allerdings die Sache!

Du hast wohl geredet, Derenburg; und siehe, ich bin bereit Dir zu gestehen — Daß sich der Mensch in einer wunderlichen Klemme befindet.

An der Einen Seite: Vernunft und Freyheit, die er nicht aufgeben; an der andern: ihre

Formen, Aeusserlichkeiten, Bestimmungen — der Sitz der Vergänglichkeit, wie Du sagtest — die er nicht entbehren kann, und deren Gebrauch Unterwürfigkeit, oft den unbedingtesten Gehorsam fordert.

Beharrlichkeit und unbedingter Gehorsam sind unzertrennliche Gefährten; und wenn es keine Vorschrift, und, zu der Vorschrift, auch noch ein Vermögen des unbedingten Gehorsams giebt: so giebt es auch keine eigentliche, wahre Tugend.

Ich will E[illegible]ne Uebert[illegible]bung sagen was ich meine.

Schöne, gute, edle Handlungen zu verrichten, ist dem Menschen natürlich. Aber lauter gute Handlungen zu verrichten, tugendhaft zu seyn; ist gegen die Natur des Menschen: Ohngefähr eben so, wie es dem Menschen natürlich ist die Befriedigung seiner Begierden zu suchen; aber gegen seine Natur, der möglichen Befriedigung aller seiner Begierden, der Glückseligkeit, durch

Maaßhalten, Meiden und Leiden, nachzustreben.

Unter allen seinen Neigungen ist keine, die, zur höchsten Gewalt erhoben, den tugendhaften Charakter hervorbrächte. Dies war Woldemars Irrthum, wie auch Henriette zugiebt; nämlich: daß wir unter unsern Neigungen Eine wählen, oder aus mehreren zusammensetzen können, die, in unserem Gemüthe auf den Thron gesetzt, uns zu unveränderlich guten Menschen, und auch zu den glücklichsten machte.

Giebt es aber keine solche Neigung, und läßt sich keine solche Neigung bilden: woraus soll der tugendhafte Charakter entspringen? Woher Wesen und Absicht nehmen?

Daß wir gern Eins mit uns selbst: zufrieden mit uns selbst: das ist — überhaupt zufrieden seyn, in einem behaglichen Zustande uns befinden mögen, begreift sich leicht; aber dies Verlangen ist kein ursprünglicher Trieb, und bloße leere Zufriedenheit und Selbstzufriedenheit ein Unding.

Es bleibt die Frage: Womit zufrieden? Die Vernunft verstummt bey dieser Frage; wie denn überall ihr Forschen eitel ist, wo der Sinn nicht weiter zu ergründen vermag. Da sie keine Tugend-Kraft herbey zu denken fähig ist, so ist sie auch nicht fähig eine Tugend-Lehre, welche Stich hielte, zu erschaffen. Die Kraft muß als Thatsache dargethan seyn, und ihr Gegenstand vor Augen liegen, ehe eine Theorie ihrer Anwendung möglich ist. Die eigene Kraft der Vernunft vermag nur den Wunsch im Menschen zu erregen, Eins mit sich selbst zu seyn, ohne weiteres; und dieser Wunsch ist ein schwacher Schild. Ich sage mit Bedacht, ein Schild; denn auch dieser Wunsch ist ohne Nachdruck, weil er ohne Inhalt ist, und im Grunde nur wegwünscht, was das Leben unterbricht. Furcht ist das Wesen dieser Kraft; und wie kann Furcht Tugend gebären, wenn Tugend etwas an sich selbst ist; wenn sie ist was man von ihr rühmt: Aeusserung und Quelle des höchsten Daseyns? Ist sie das, so muß

sie aus Liebe entspringen; so muß ich sie umfassen können, wie meinen Freund; sie nicht lassen können, wie meinen Freund; mehr in ihr als in mir selbst leben und weben, empfinden und genießen, wie im Freunde. Wo ist nun eine solche Liebe im Menschen? und wo findet sie ihren Gegenstand?

Ich habe vorhin, sagte Dorenburg, den Aristoteles Woldemarn zu Hülfe gerufen; ich will ihn noch einmal zu Hülfe rufen — Nicht um Dich zu überwinden; sondern damit er uns beyde zurecht weise, unser Mittelsmann werde.

Auch dem Stagiriten war Tugend ohne Tugend-Liebe ein Unding.

Ja, es wußte Sokrates, es wußten Xenophon und Plato schon nicht besser, als daß Tugend, in einer unüberwindlichen Lust und Liebe zum Guten bestünde, und daß eine solche beständige Lust und Liebe in uns erzeugt und zum Herrschen gebracht würde, indem wir jene Fertigkeiten, die unter dem Na-

men der tugendhaften bekannt sind, erwürben.

Anlagen müssen da seyn, wenn Fertigkeiten entstehen sollen.

Und da findet nun Aristoteles die Anlage des Menschen zu allen Tugenden in seiner Anlage zur Freundschaft.

„Zugleich mit der Freundschaft, sagt er, erweitern sich die Begriffe dessen was Recht ist, wie wenn es in derselben (das, was Recht ist, in der Freundschaft) verwebt wäre, und auf Eins hinaus liefe; sie (das was Recht ist, und Freundschaft) haben gleiche Beschaffenheit und äussern sich auf gleiche Art. Die Gesetzgeber sind daher mehr um die Freundschaft, als selbst um die Erhaltung der Gerechtigkeit bemüht; denn Eintracht ist etwas der Freundschaft ähnliches, und auf diese arbeiten sie am mehrsten hin, so wie sie Aufruhr, da er Feindschaft ist, am mehrsten entfernen. Freunden darf die Gerechtigkeit nicht befohlen werden: aber Leute die gegen einander gerecht seyn sol-

sollen, bedürfen der Freundschaft."

Höre weiter!

„Die Tugenden," sagt Aristoteles, „kommen uns weder allein durch die Natur, noch wider dieselbe. Nicht allein durch die Natur, weil sie erworbene Fertigkeiten sind; nicht wider die Natur, weil kein Wesen annehmen kann, was wider seine Natur ist. So wird ein Stein durch noch so oft wiederholtes in die Höhe werfen nie dahin gebracht werden, daß er von selbst in die Höhe steige, sondern er muß immer von neuem, wenn er in die Höhe steigen soll, dazu gezwungen werden: er erwirbt keine Fertigkeit, weil ihm die Anlage fehlt.

„Tugend also, die eigentliche, vorsetzliche Tugend, ist eine selbsterworbene Fertigkeit durch innere Seelenthätigkeit aus eigener Kraft.

„Die Anlage, aus welcher die Fertigkeit hervorgeht und wenn sie ihren Anfang nimmt,

ist auch selbst schon eine Fertigkeit; nur keine selbsterworbene; sondern, eine angeborne. Ohne eine dem Menschen von Natur beywohnende allgemeine Tugendfertigkeit, durch welche er das sittlich-Schöne liebt, das Unsittliche verabscheut, würde er so wenig bestimmt werden können freywillig sich zur Tugend — der selbsterworbenen eigentlichen Tugend — anzustrengen, als der Stein bestimmt werden kann aus eigener Bewegung in die Höhe zu steigen. Alle Ermahnungen dazu würden vergeblich an ihm seyn, da er nicht im Stande wäre irgend einen sittlichen Unterricht nur zu verstehen.

„Also, wie Augen und Ohren nicht vom Sehen und Hören, sondern dieses von jenem kommt; so die erworbene Fertigkeit und Tugend von der angebornen. Jene empfängt von dieser Eingebung und Antrieb. Sie, die angeborne Tugend, lehrt den Menschen die Principien der sittlichen Handlungen, wie ihn der gesunde Menschenverstand die ersten Denkgesetze lehrt.

„Es hat uns nämlich die Natur ein unmittelbares Wissen und Gewissen eingepflanzt, nach welchem wir in unserm Innersten über Seyn und Nichtseyn, über Thun und Laßen, ursprünglich, unmittelbar und schlechterdings, mit **Ja** und **Nein**, ohne anderen Beweis, entscheiden. Und diese allerhöchsten Aussprüche legt sich die Vernunft zum Grunde, da sie, für sich allein, nicht finden kann, weder was Wahr noch was Gut ist. Wissenschaft und verfeßliche Tugend bringt die Vernunft hervor; aber was ursprünglich wahr ist, bestimmt der Verstand; was ursprünglich gut ist, der Wille. Beyde, Verstand und Wille, vereinigen sich im Wahrheitssinn, dessen Aussprüchen die Vernunft subordinirt ist, wie Mittel dem Zweck. Alles was zwischen dem Ersten und Letzten, zwischen den Principien und dem Zweck der Zwecke liegt, gehört zum Gebiete der Vernunft, deren eigenthümliches Vermögen und Geschäft ist, — Nach erhaltenem Maaße Maaß zu ge-

ben. — — Sinn, könnte man sagen, ist der Mann; Ueberlegung, Nachsinnen, das Weib; Weisheit ihre Frucht. Weisheit vereinigt Tugend und Erkenntniß, und durch sie wird der Mensch mit dem, was besser als er selbst ist, mit dem Göttlichen bekannt. Sie bringt nicht — wie die Arzeneykunst, Gesundheit — sondern wie die Gesundheit, Kraft, Leben, Glückseligkeit hervor."

Dorenburg hielt einen Augenblick inne.

Ich dachte mich kürzer zu fassen, sagte er. Der gewaltige Geist des Stagiriten hat mich hingerissen. — Folgt nur nur noch wenige Augenblicke.

Tiefer gesammelt hub er von neuem an:

„Alle lebendige Wesen ergötzen sich an dem Gefühl des ihnen beywohnenden Guten, und dem Menschen ist das Daseyn dadurch ange-

nehm, daß er fühlt, was gut ist: Wir sind aber nur durch die Aeusserung unserer Thätigkeit — durch Handeln und Bewußtseyn.

Ein gemeinschaftlicher Strebungspunkt der Kräfte muß sich in jedem Wesen finden, weil die verschiedenen Kräfte sonst nicht Ein Leben, Ein Wesen ausmachen, zu Einem Leben und Wesen gehören würden. Dieser gemeinschaftliche Strebungspunkt bestimmt die Natur des Wesens, und ihm selbst seinen Zweck. Was zu seinem Zwecke dient, empfindet es als gut: den Zweck selbst, als etwas an sich wünschenswürdiges, als sein höchstes Gut.

„Der Mensch ist sich seiner als eines unausgemachten, unvollkommenen, zweydeutigen Wesens bewußt, und ringt nach Einheit und Vollendung: Dieses Ringen ist sein eigentlicher Trieb — der Menschliche.

„Was vom Menschen seinem eigenthümlichen Triebe gemäß verrichtet wird, heißt das Anständige, Ehrbare, Schickliche.

„Um des Anständigen, welches der Zweck der Tugend ist; und — um des Angenehmen willen, thut der Mensch Alles.

„Das gemeine Wesen seiner Triebe hat keine andre als diese beyden Gegenstände, wegen der es sich in Rotten theilt. Der Königliche Wille im Inneren des Menschen; das, was ihm seinen eigenthümlichen Zweck vorhält, ist wider diese Rotten; es verlangt Eintracht, und verheißt, mit dieser Eintracht, Zufriedenheit, Glückseligkeit.

„Dem Angenehmen nachzutrachten, und was schmerzhaft ist, zu fliehen: dieser Haß und jene Liebe, gehören zu den Grundeigenschaften empfindender Wesen, und der Mensch hat sie mit den Thieren gemein.

Hingegen unterscheidet das Gefühl und die Liebe des Ehrbaren, und der Haß ihres Gegentheils, des Unanständigen und Schändlichen, den Menschen vom Thiere, und macht sein eigenthümliches Daseyn aus.

„Die angeborne Liebe des Anständigen, ihre Thätigkeit, ist die natürliche Tugend des Menschen, seine besondre eigenthümliche Lebenskraft, durch welche der Mensch, als Mensch, ist oder nicht ist.

„Und diese natürliche wird zur eigentlichen Tugend, wenn die Liebe des Anständigen im Menschen zur unumschränkten Herrschaft gelangt, und sich als eine Fertigkeit beweißt, das Angenehme überall dem Anständigen freywillig nachzusetzen.

„Es gehört also zur Natur des Menschen, und ist sein eigentlicher Instinkt die gemeinen Triebe, einem ungemeinen höheren Triebe unterzuordnen; oft, was schmerzhaft ist zu wählen, freywillig dem Vergnügen zu entsagen, Begierden und Leidenschaften zu unterdrücken, Freyheit und Leben aufzuopfern.

„Aber mit der Ausübung jeder Fertigkeit ist auch Wohlgefühl nothwendig verknüpft. Denn ungehinderte Thätigkeit gewährt allemal Vergnügen, und wo eine Fertigkeit entstanden ist, da sind die Hindernisse die sich dem freyen

Spiel der Thätigkeit entgegensetzen, weggeräumt. Die bessere und höhere Thätigkeit muß folglich auch das bessere und höhere Vergnügen gewähren. So lernt der Mensch durch Tugend eine eigene, höhere, unvergleichbare Wonne kennen, die ihm seine Verwandschaft mit der sich selbst hinlänglichen Gottheit ahnden, und seine Vollendung, daß er sie erringen werde, mit Zuversicht erwarten läßt.

„Die Liebe des Angenehmen erscheint daher, wenn Tugendübung sie gereinigt und des Menschen Sinn und Herz veredelt hat, als der Trieb zum Guten selbst; dergestalt, daß der Grad der Herrschaft, welchen dieser Trieb erreicht hat, an dem Wohlgefühl abgenommen wird, welches die tugendhaften Handlungen begleitet. Denn Niemand wird, z. B. den gerecht nennen, dem nicht Gerechtigkeit angenehm ist. Dasselbe gilt von den andern Tugenden. Wer sich korperliche Wollüste versagt, und in diesem Entsagen einen Genuß, ein Vergnügen findet, der ist enthaltsam. Wer Gefahren besteht, und dies mit Vergnügen oder

ohne Widerwillen thut, der ist tapfer: wer es ungern thut ist feig. Denn das ist der Gegenstand und die Vollkommenheit der Tugend, daß sie eine den natürlichen Neigungen ähnliche Fertigkeit zu Stande bringe.

„Summa: Wohlgefühl ist Grundeigenschaft der Seele, denn das Leben ist ein Gut an sich, und wir sind und leben nur durch die Aeusserungen unserer Thätigkeiten. Ohne Kraftäusserung findet kein Vergnügen statt; jede Kraftäusserung aber hat eine gewisse eigenthümliche Wollust, welche die Thätigkeit selbst allemal erhöht, vollkommener macht, vollendet. Wer eine Sache mit Lust thut beurtheilt sie auch feiner und bearbeitet sie sorgfältiger. Das Vermehrende aber ist mit dem Vermehrten verwandt; folglich ist das Vergnügen einer guten Thätigkeit, selbst gut; das Vergnügen einer tadelhaften, selbst tadelnswerth; und so unzertrennlich und unmittelbar mit einander verknüpft sind Kraftäusserung und Wohlgefühl, daß man die Thätigkeit von ihrem Wohlgefühl nur zweifelhaft,

unterscheiden, und, z. B., kaum bestimmen kann: ob wir das Vergnügen des Lebens wegen, oder das Leben wegen des Vergnügens suchen.

„So könnte man von der Tugend sagen, daß sie die höchste Wollust; von dieser höchsten Wollust, daß sie Tugend, Vollkommenheit — die Seligkeit der Götter sey."

Aber zu einer solchen Tugend und Vollkommenheit kann der Mensch sich nicht erheben. Er erringt es nicht daß ihm allein das Schickliche angenehm; das Unschickliche allein und überall zuwider, die Erfüllung jeder Pflicht eine Lust wäre. Er kann durch Bestimmungen in seinem Innern die Natur der Dinge nicht verändern, und bleibt ein bedürfnißvolles, einem Heere von äusserlichen Uebeln und der schmerzlichsten Zerstörung preis gegebenes Wesen. Abhängig selbst im Erwerbe, in der Anwendung und Erweiterung seiner Tugenden; von Vergänglichkeit umgeben und durchdrungen, sieht er sich von Selbstgenugsamkeit so

weit entfernt, daß er diese — aus und nach sich selbst — sogar als etwas überhaupt unmögliches betrachten muß. Darum kann er sich in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung — den lebendigen Tod eines solchen Daseyns — auch nicht lieben; darum ist es ihm Triumph und höchstes Gut, mit seinen Ahndungen aus sich selbst heraus zu gehen, sich empor zu schwingen — unbegreiflich! — mit überschwenglicher Liebe, zu einem überschwenglichen unanschaubaren Gegenstande, der sich ihm allein durch die Wirkung dieser Liebe darthut: einer Liebe, die den Menschen fähig macht zu hoffen und mit Zuversicht zu glauben, was der sinnlichen Vernunft allein unmöglich schien.

Und darum, Freunde! nennen wir auch jede Freundschaft, leer, gering und seicht, die nicht jener hohen Liebe ähnlich, und von ihr ausgegangen ist; jede mit vergänglichen gemeinen Dingen erzeugte, und darum schon todtgeborne Freundschaft, die alle ihre Gründe weiß, sich ganz durchschaut, und das deut-

lichste Bewußtseyn hat, von ihrem eigenen Nichts.

Ich bin wohin ich strebte! Da, wo ich behaupten kann: — Daß wer an Freundschaft glaubt, nothwendig auch an Tugend, an ein Vermögen der Göttlichkeit im Menschen glauben muß; und daß wer an ein solches Vermögen, oder an Tugend nicht glaubt, unmöglich an wahre eigentliche Freundschaft glauben kann. Denn beyde gründen sich auf Eine und Dieselbe Anlage zu uneigennütziger, freyer, unmittelbarer, und darum unveränderlicher Liebe.

Und diese Liebe muß allmächtig seyn im Menschen! Nicht durch Uebergewicht, wie eine Begierde die andre überwindet, sondern durch ihre besondre Natur, die überirrdisch ist.

Also, Bruder! gebe ich darin Dir vollkommen recht, daß, von Neigungen gleicher Art, keine auf den Thron gesetzt und dadurch ein tugendhafter Charakter hervorgebracht — gleich-

sam durch Anschießen und Crystallisierung gebildet werden könne. Auch daß es keine Mischung oder Ausarbeitung solcher Neigungen, Begierden und Leidenschaften gebe, wodurch der Mensch eine sichere Herrschaft über sich, ein unveränderliches Selbst erhielte. Nicht einmal ein standhaftes bloßes Wohlverhalten kann der sich allein überlassene Mensch nach Vorschriften dieser Art zu Stande bringen. Seine Weisheit ist ein Traum, und in demselben Maaße, wie sie von dem, was die allgemeine Stimme für weise, gut und löblich erklärt, sich entfernt, die Eingebung eines bösen Geistes. Gesetze und Landessitte, Angewöhnung und Vorurtheil, sind die unentbehrlichen Stützen einer solchen allein auf gegenseitige Einschränkung der Begierden gegründeten Tugend. Auch enthält die öffentliche Moral in jedem Zustande der Gesellschaft noch so viel Gutes und Wahres, und der Zusammenhang ihrer lebendigen Vorschriften ist so tief gegründet, so weit umfassend, ihr innerster Geist überall so richtig, daß sie, wenigstens als der Vorhof der Tugend, als

der einzige Durchgang zu ihrem Allerheiligsten, und als die sicherste und stärkste Brustwehr wider das Laster, eine fast ungemessene Ehrfurcht verdient. Wer seinem persönlichen Hange zu gefallen, aus Stolz, Grille, mit einem Worte eigensüchtig von ihr sich entfernt, ihr zuwider handelt, Aergernisse zu geben sich nicht scheut; der ist auf dem geradesten Wege zur Untugend, zur Ehr- und Gewissenlosigkeit.

Also neige ich mich von ganzem Herzen mit Dir vor der vox populi, als einem heiligen Echo, preise mit Dir die Weisheit des Delphischen Orakelspruchs, und will jede Krücke und jedes hölzerne Bein, an seiner Stelle, gleich einem beseelten Gliede, in Ehren halten. Ich bleibe auch, was diesen Punkt angeht, bey meinem vorhin geäusserten Tadel an unserm Woldemar; aber nur in dem Maaße wie ich ihn aussprach, und mit billigem Vorbehalt. Ich warf Dir Uebertreibung vor, und übertrieb doch auch an meiner Seite. Er ist wohl lange nicht so sündig, als wir beyde im Zorn des Schreckens

vorgaben. Was er gesündigt hat, wird nun bald abgebüßt seyn. Gereinigt wird er da stehen, und, nach Henriettens Prophezeyung, der ich glaube, höher aufgerichtet als er gefallen war. Erinnere Dich jener Worte des ehrlichen Montaigne: „Wie lasterhafte Seelen zuweilen durch irgend einen fremden „Reiz gut zu handeln angetrieben werden; „so hängt sich manchmal auch an tugendhafte Seelen etwas Böses.“ — Es wäre schrecklich, darum gegen alle Tugend mißtrauisch zu werden, und sich wider ihre eigenthümliche Kraft, die Freyheit der Seele, als wider einen bösen Geist verwahren zu wollen.

Henriette glühte vor Freude. Eine höhere Begeisterung, die in allen ihren Zügen sichtbar war, öffnete ihre Lippen und gab ihrer Rede einen ungewöhnlichen Strom.

Das hat ein Gott, sagte sie, oder ein Engel Ihnen eingegeben, Dorenburg! daß Sie Frey-

heit der Seele die eigenthümliche Kraft der Tugend nannten.

Ja Freyheit ist der Tugend *Wurzel*; und Freyheit ist der Tugend *Frucht*. Sie ist die *reine* Liebe des Guten, und die *Allmacht* dieser Liebe. Ein hohes Wesen! wie die Gottheit verborgen — und *zudringlich*, wie die Gottheit! Denn allein durch Freyheit fühlt sich der Mensch als Mensch; durch sie allein ist Selbstachtung und Zuversicht, Wort und Glaube, Friede, Freundschaft, feste Treue möglich, worauf unter Menschen alles beruht. Wie man die Gottheit geläugnet hat; so läßt sich auch an Freyheit und an Tugend zweifeln: weil wir nicht ergründen und erklären können, wie sie *sind* und wie sie *wirken*; weil wir sie nicht sinnlich machen, sie dem Sinnlichen nicht *unterwerfen*, dem Sinnlichen nicht *dienstbar* machen — Freyheit und Tugend nicht in ihr *Gegentheil* verwandeln, in ihr *Nichtseyn* auflösen können.

Besser leuchten allerdings dem *Erdensohne* Tyrannen und Knechtschaft ein. Der Lust will

will er dienen, und er will sich scheuen vor dem Schmerz. So gesinnt entsetzt er sich vor dem Wesen der Freyheit, welches ist zu herrschen über Begierde und Abscheu; zu verachten jede Lust und jeden Schmerz, die sie nicht selbst erzeugte; alleinmächtig zu erwecken, hervorzubringen, zu erschaffen in des Menschen Brust seinen Haß und seine Liebe, und aus seiner Seele alles zu vertilgen, was nicht unvergänglich ist.

Träume, Fantasien, ein wesenloses Hirngespinnst wären Freyheit und Tugend — weil sie nicht von Erde, nicht allein aus Erde, aus reiner Erde — weil sie mehr als Natur, weil sie Göttlich sind: Anders und mächtiger erfreuen als Wollust, höher begeistern als Ehre, gewaltiger sichern als Gold und Kronen — weil sie die Welt überwinden?...

Zweymal hat Dorenburg, fuhr Henriette fort, den Aristoteles aufgerufen. Wir alle wußten von dem Manne aus Stagira, und hatten mancherley von ihm gehört. Unter dem

oft und viel Gehörten hat sich mir am tiefsten eingeprägt — was Dorenburg zurück behielt.

Indem zog sie aus ihrer Brieftasche ein von Woldemars Hand geschriebenes Blatt hervor, und las:

„Alle Dinge haben in ihrer Natur „etwas Göttliches! — Auch der in Unsittlichkeit versunkene Mensch behält noch et„was natürlich Gutes in sich, das ihn fort„daurend antreibt, nach dem ihm eigenthüm„lichen Guten hinzustreben. Vielleicht suchen „wir alle, weder was wir wähnen, noch was „wir vorgeben; sondern es suchen alle mit „einander Eins und Ebendasselbe; denn, wie „gesagt: alle Dinge haben in ihrer „Natur etwas Göttliches.

„Was es nun auch sey das im Menschen „herrscht und gebietet und die Begriffe von „moralischer Schönheit und göttlichen Dingen „in ihm unterhält: sey es selbst etwas Gött„liches, oder nur etwas dem Göttlichen ge„mäßes: also wenigstens in ihm das Edelste

„und Göttlichste: so ist die Anwendung und „Entwickelung dieser Thätigkeit der eigenthümliche Zweck seines Daseyns, sein „höchstes Gut; so ist diese ungehinderte Kraftäusserung selbst, „das an sich Wünschenswürdige für ihn: das, was wir Glückseligkeit nennen.

„Denn Glückseligkeit ist nicht etwas, was „dem Leben nur angehängt werden kann; „sie muß aus der Natur des Wesens das zu „ihr gelangen soll, hervorgehen. Niemand „wird von einem Thiere sagen, daß es Glückseligkeit erwerbe; noch von einem Kinde, „daß es sie genieße. Erwerb und Genuß „der Glückseligkeit ist allein durch Tugend „möglich; ihr Begriff ist der Begriff der „Vollkommenheit des Menschen: sie „ist Vollendung.

„Da nun der Geist im Menschen eigentlich „allein den Menschen ausmacht, und seine „geistige Natur, in Vergleichung mit der körperlichen, etwas Göttliches ist; folglich

„auch das den geistigen Bedürfnissen gemäß „eingerichtete Leben, im Vergleichung des ge„wöhnlichen Lebens, allein ein göttliches „Leben genannt werden darf: so müssen wir „nicht, wie einige sagen, als Menschen, „menschlich; als Sterbliche, sterblich denken: „sondern im Gegentheil, so viel wir immer „vermögen, gegen das Sterbliche ankämpfen, „und alles thun um dem, was das edelste „in uns ist gemäß zu leben. Denn wenn „gleich dies edelste unserer Natur nur den „kleinsten Theil derselben auszumachen „scheint, so übertrifft dieser kleinere Theil „doch die übrigen alle an Würde und an „Kraft."

Mit einem eigenen Nachdruck wiederholte Henriette die Worte: — und an Kraft! Ihr zuversichtlicher Blick bey dieser Wiederholung machte alle weitere Auslegung überflüßig.

Biderthal fühlte den ganzen Inhalt jener Worte und dieses Blicks.

„Genug!" sagte er, „genug! Ich bin lange überwunden, und sündigte, indem ich so hartnäckig wider Deine schöne Zuversicht mich auflehnte, und dem Glauben in meinem eigenen Herzen widersprach. Der ganze Himmel ist auf Deiner Seite, und es wird wahr werden was Du verheißen hast."

Das Gespräch erhielt nun eine neue Wendung. Luise und Caroline nahmen frohen Antheil daran; die alte Traulichkeit stellte sich ganz wieder her, und jedem wurde durch eigene Empfindung und durch Theilnehmung so wohl, daß sie nicht von einander scheiden konnten, und sich gegenseitig hielten bis tief in die Nacht. Henriette drang endlich darauf, daß man aufbrechen müßte. Da sie nach Hause kam, warf sie sich mit ihren Kleidern auf ihr Ruhebette, wo der gehoffte Schlummer sie auch bald umfieng. Erquickt stand sie früh am Morgen auf, kleidete sich um, und gieng zu Woldemarn.

Wie dieser den vorigen Abend und die Nacht zugebracht hatte, ist vorhin erzählt worden.

Er war eben aus seinem Schlafzimmer getreten, da Henriette ankam. — Er sah daß sie vor seinem Anblick sich entsetzte!

In demselben Augenblick lag sie auch schon vor ihm auf den Knien, hatte eine seiner Hände ergriffen, bebte, weinte, hatte keine Stimme.

Stehen Sie auf, sagte der Starrsinnige; gleich wird mein Bedienter kommen.

Diese Worte gaben Henrietten eine neue andre Erschütterung. — Sie stand auf.

So geben Sie nun Befehl, sagte sie, daß wir ungestört bleiben, denn ich habe viel mit Ihnen zu reden, und lasse Sie nicht mehr, es komme Was und Wer da wolle — Wir müssen an ein Ende, Woldemar! Heute, in dieser Stunde!

Müssen erst? antwortete Woldemar. Er reichte ihr den Schlüssel zu seinem Cabinette. — Gehen Sie an meinen Schreibtisch und lesen Sie, Ob wir erst müssen.

Henriette gieng, und fand auf dem Schreibtische den Brief, den Woldemar in der Nacht an Allwina geschrieben hatte. Nach Woldemars Rede konnte sie nicht anders glauben, als, es wäre dies Schreiben an sie selbst gerichtet. Zitternd nahm sie das Blatt in die Hand, und las mit zunehmender Verwirrung.

„Ich habe zwanzig Briefe an Dich geschrieben, die Du alle nicht erhalten hast; sie sind zerrissen, verbrannt. — Aber was soll ich Dir es länger verhehlen, daß ich in die tiefste, unheilbarste Schwermuth gerathen bin. — Mir schaudert vor dem Gedanken, gute Seele, wie ich Dich erschrecken, Dich betrüben werde! Aber ich muß, ich muß!

„Oder soll ich fort, auf und davon? — O, ich bin tausendmal dazu versucht gewesen! Aber Du sollst nicht elender werden, als das Schicksal Dich macht: Ihm Deinen Fluch, nicht mir!

„Warum hörtest Du mich ehmals nicht! als ich Dich, als ich Euch alle vor mir warnte, so oft warnte, daß Ihr nicht auf mich bauen, daß Ihr Euch nicht so an mich hängen solltet! — Ihr lachtet! — Ha, nun ist's an mir zu lachen!

„Ich bin nicht im Fieber, Allwina;" —

— Allwina? rief Henriette ... Sie wankte, das Blatt fiel ihr aus der Hand. — Gott! seufzte sie trostlos, Gott! — so verlassen mich dennoch meine Kräfte! —

Neuer Muth belebte sie. Sie nahm das Blatt auf und las weiter.

„O, ich bin so wach, bin nur zu gut bey Verstande! — Aber Dir zu entdecken, was

ich habe — Es ist unmöglich. Auch Henriette erfährt es nicht, mein Bruder nicht. Niemand soll es erfahren! Aber, ja, es ist mir etwas begegnet — Etwas .... Ich habe entdeckt, daß alle Freundschaft, alle Liebe nur Wahn ist, Narrheit ist — ausgenommen dem Narren... Ich preise sie wohl einmal wieder, so Gott will und ich lebe!

„Ihr werdet Mitleiden mit mir haben, in mich dringen um mein Geheimniß zu erfahren und mich zu trösten — Ich bitte, ich beschwöre Euch, thut es nicht! O, kein Mitleiden! keine Tröstungen! Ihr könntet Meere weinen, und meinem lechzenden Herzen käme nicht ein Tropfen davon zu gut. — O, thut es nicht! Ich würde rasend werden über Euer Mitleiden, Euren Trost, Euer Weinen —

„Daß in den Menschen das gelegt werden mußte: jenes Sehnen, jene brennende Begierde nach — Menschen-Herz — die am Ende doch nur falsche Lust, kranker Heißhun-

ger ist, der allein des Geruchs bedarf, und es folgt Ekel! — — Aber nein! Nicht falsche Lust, nicht kranker Hunger; sondern daß die Befriedigung nur Blendwerk, der Geruch nur Anstrich war: darin das Elend!

„Woher die Sage unter die Leute gekommen seyn mag — das allgemeine Gerücht von Liebe, von Freundschaft? — — Es ist wie mit den Gespenstern, deren überall so viele gesehen worden sind. Gerade so!

„Doch giebt es Beyspiele von beständiger Ergebenheit, von alles überwiegender Treue — Ja: Nur daß man nie sich frage: Wie geht es zu? Was bindet, was hält da, wo es so ist?

„Ach, es ist nicht der Rede werth alles was macht daß Menschen sich an einander hangen; es ist so an tausend Enden zu fassen und zu lassen, von so zweydeutigem, betrüglichen, zufälligen, unwesentlichen Wesen, daß man nie weiß, Was man hat, oder: Ob

man nur was hat. — Schrecklich! Schrecklich! Worauf der Mensch allein einen Werth legen kann, *das ist nicht!* — —

„Bist *Du* es, Du *Holde Du*, woran ich dieses schreibe? — Laß mich, o, laß mich, unglückliche Allwina, und Gott erbarme sich Deiner!"

Schrecken und Unwillen erfüllten, zerrissen Henriettens Seele. Todtenblaß, aber nicht mehr bebend, verließ sie das Cabinet, und blieb vor Woldemarn, der sich auf sein Canapee gesetzt hatte, in einiger Entfernung stehen.

Woldemar! sagte sie, ich sehe kein Ende — und gehe — wie ich nie, wie ich am wenigsten *heute* von Ihnen zu gehen dachte. Ich kam voll Vertrauen und mit größerer Liebe zu Ihnen im Herzen, als jemals. Ich kam um ein drückendes Bekenntniß abzulegen, um *gewisse* Verzeihung zu holen — — — Ich *war so voll Hoffnung* — — —

Bey den Worten **Bekenntniß**, **Verzeihung**, **Hoffnung** verwandelte sich Woldemars ganze Gestalt, als hätten so viele Zauberschläge ihn berührt. Henriette sah und fühlte die mächtige Veränderung, die in ihm vorgieng; und auch **ihre** ganze Gestalt wurde anders.

Hoffnung . . **Verzeihung** . . **Bekenntniß** — stammelte Woldemar — . . O, Henriette!

Mit dieser Ausrufung sprang er auf von seinem Sitz, sank wieder zurück, verbarg in dem Einen Arm sein Gesicht, streckte den andern furchtsam aus gegen Henrietten, und fing an zu weinen daß er schluchzte.

Henriette ergriff mit Inbrunst die ihr gebotene Hand.

Woldemar! rief sie; ich habe Dich wieder! — O, sey wieder **Dein**, wie Du wieder **mein** bist!

Lieber! Du hast mir viel zu verzeihen; ich habe Dich unaussprechlich elend gemacht; Dich und mich. Aber was Ich litte, war nur Büßung. Ich hatte wider die Stimme meines Herzens gehandelt; hatte ein heiliges Gefühl in meinem Innern — Jenes, wovon die Tugend lebt, wodurch sie ist — Soll ich sagen überwunden?

. Ich ließ mich überreden zu thun, was ich verheimlichen mußte! — — Es war am Sterbebette meines Vaters, und der Sterbende flehte. Ich kämpfte, Gott weiß mit welchem unsäglichen Schmerz — kämpfte bis zur Todesangst.

Dies entschuldigt; aber es reiniget mich nicht: denn ich hörte noch immer die warnende Stimme in meinem Innern, und folgte dennoch einem andern Zuge — sündigte! ...

Sündigte? ... (Thränen erstickten auf einen Augenblick ihre Stimme) — Ich that — das war meine Sünde — ich that, was ich verheimlichen, was ich Dir verbergen und verschweigen mußte — Dir wenigstens ver-

borgen und verschwiegen habe.... Daher die schreckliche Verwirrung — sie war mein Werk — in der Du untergehen, verderben konntest — Du und Allwina, und Biderthal, der Treue...

Woldemar ertrug es nicht länger. Er wendete sich gegen Henrietten, faltete seine Hände gegen sie mit dem Ausdrucke eines unaussprechlichen Flehens, daß sie seiner schonen möchte — Er konnte nicht reden.

Keine Feder beschreibt was in diesem Augenblick in Woldemarn vorgieng. Der Himmel war ihm aufgethan in Henriettens Seele; in seiner eigenen, die Hölle. Er sah nicht einen Schatten mehr von Schuld an ihr; alle Sünde nur in sich; alle Sünde, und lauter Verdammniß. — Sie stand nun so hoch über ihm, so hoch und herrlich, Sie, die er vor einer Stunde noch so tief unter sich geachtet hatte!

So hoch und herrlich! — Dies war himmlische Wonne!

Er, der Verstoſſene! — Dies war Höllenquaal!

Aber die Wonne überwog.

Henriettens ſanftes Zureden fand allmählich Eingang: Der arme Zerrüttete überließ ſich ihrer Huld; er hörte wieder, ſie durfte wieder reden.

Nun erzählte ſie ihm, wie ſie geſtern ſchon ihn mit Gewalt zu einer Erklärung hätte nöthigen wollen; wie ſie durch wiederholte dringende Botſchaften von Luiſen daran wäre verhindert worden; in welchem Schrecken ſie bey Dorenburgen Alle gefunden; den Contraſt ihrer Freude über Luiſens Bekenntniß; Biderthals Entſetzen; was ſich hierauf weiter zugetragen hätte; das Weſentliche der Unterredung; endlich, wie beruhigt und hoffnungsvoll ſie auseinander geſchieden wären.

Einige Male ſtockte Henriette in ihrer Erzählung, und wurde verlegen, weil ſie über Biderthals angſtvollen Zuſtand nicht ganz deutlich werden mochte. Woldemar aber bat ſie

wiederholt ihm doch nichts zu verschweigen, nichts zurück zu behalten, und versprach so treuherzig, auch von seiner Seite nichts zu verschweigen, nichts zurück zu behalten, daß Henriette ihre Scheu überwand, und nach und nach ihm alles entdeckte: Biderthals ganze Sorge; seine frühere Unterredungen mit ihr; ihr eigenes Verhalten dabey, ihre geheimsten Empfindungen und Gedanken; was sie gestärkt, ihr immer wieder aufgeholfen, den Glauben an Woldemarn nie in ihr habe untergehen lassen.

Woldemar wurde im höchsten Grade gerührt; er vergaß sich selbst, und fühlte nur Henriettens Schönheit und Größe. Wie in dieser Stunde hatte er noch nie in seinem Leben genossen.

„Liebe Henriette," sagte er, „es ist nicht auszusprechen was ich fühle! Laut vor der ganzen Welt könnte — möchte ichs bekennen, daß ich der schuldigste unter allen Menschen bin; in meiner ganzen Verworfenheit möchte ich gesehen

sehen seyn, es offenbar machen, wie ich ohne alle Rechtfertigung bin vor Dir, Du reines himmlisches Wesen! — Sähest Du mich, wie ich mich selbst sehe — Du könntest mir nicht verzeihen — Aber Du verzeihst mir, und ich nehme Deine Verzeihung an: Du wirst noch himmlischer dadurch!

— — „Wie ihr alle mich noch so milde beurtheilt habt! — Ich war verderbter als Ihr es glauben konntet — Tausend Gräuel waren in meinem Herzen!"

Henriette erblaßte.

„Fürchte nicht, sagte Woldemar; höre mich!

„Mein aufgebrachter Sinn konnte nie Deine Unschuld mir ganz aus den Augen rücken, noch weniger meine gerechte Liebe gegen Dich zerstören. Das Gefühl Deines Werths nahm vielmehr zu mit meinem Groll. Denn die Ur-

sache meiner Erbitterung war nicht in Dir, sie war allein in mir selbst.

„Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht; er kann sich täuschen, aber nur äusserlich, nur auf der Oberfläche seines Wesens, nicht in der Tiefe seines Herzens: da fühlt er seine Tücke.

„Dich wollte ich hassen, und wurde mir selbst feind.

„Auch das ist wider die Natur, daß der Mensch sich selbst feind sey. — So entstand in meinem Inwendigen die gräulichste Verwirrung. Nichts war mehr von allem Gewesenen. Das allein blieb, daß ich nicht von Dir lassen konnte.

„Du wirst meinen Zustand ahnden, wie verworren ich mich auch ausdrücke. Höre weiter!

„Ich konnte Dich nicht lassen, konnte Dich nicht halten. Meine Verzweiflung nahm mit jedem Tage zu: Was mich von mir selbst schied, schied mich auch von Dir: Da war keine Hülfe,

kein Rath, keine Zuflucht! Das Vergangene erschien mir wie ein Traum.

„Biderthal hatte mir einmal geschrieben, da ich mich auf dem höchsten Gipfel des Glücks fühlte: Wenn dies alles nur ein Traum wäre?

„Ich erinnerte mich dieser Worte; erinnerte mich seiner verschmähten früheren Warnungen. In den Finsternissen die mich umgaben standen jene Warnungen vor mir wie ein Gespenst —

. . . „Du schauderst? — Mich schauderte auch! — — Fürchte nicht; Höre mich zu Ende!

„Ich konnte Dich nicht halten, konnte Dich nicht lassen!

Dich nicht lassen zu können: dies Gefühl war über alle andre. Ich ergrimmte wider dies Gefühl — Wider mich selbst! — Dann zerrann ich wieder in Wehmuth . . . Meine Seele verschmachtete. — Ich kämpfte um nur immer mehr zu unterliegen.

„Liebe Henriette, es ist unaussprechlich was ich gelitten habe!

„Ich erzählte Dir ehmals von meinem Vormunde, dem ehrwürdigen Terlub, der irre wurde: wie ich ihn einmal ein Licht vom Tische nehmen und damit ins Nebenzimmer gehen sah, wo er lange herum suchte; und da ich ihm endlich nachgieng, und ihn fragte: was er suchte? mir mit einem tiefen Seufzer antwortete: . . . „Ich weiß nicht" . . . Und fortsuchend mit verstörter Miene, und tiefer seufzend . . „Ich suche mich selbst."

„Dies war mein Zustand: Ich suchte mich selbst; suchte mich, wo ich mich immer gefunden und wieder gefunden hatte: Bey Dir. Du warst nicht mehr! Wo anders sollte ich mich suchen? — Du würdest wiederkommen! hoffte ich. Hoffte, und suchte immer von neuem, immer vergeblich!

„Du hast es genug wahrgenommen wie ich mit meinen Blicken in Deinen Augen wühlte,

in allen Deinen Zügen forschen nach meiner Verlorenen . . .

„Ich erholte mich wohl auf kurze Zeit, und so süß war mir die Ruhe die ich dann genoß, so erquickend, daß ich mich geheilt glaubte — wenigstens genesend.

„Käme nun Henriette, dachte ich, so sähe sie mich einmal heiter; ich schaute sie wieder an wie ehmals; sie schaute mich so wieder an; ihre mir wiedergegebene Gestalt, behielt ich im Auge; ich wollte sie fest halten im Auge, im Innersten des Auges, daß sie mir nie mehr daraus verschwände!

„Kamst Du dann, und ich hörte nur von weitem Deinen Fußtritt, so war schon alles wieder anders. Ein Schauer überlief mich, mir klopfte das Herz; mein Auge, das nur hatte anschauen wollen, wurde fehlos. Es konnte nur strahlen, und erblindete wenn es nicht strahlte. Verlegen, gedrückt, angstvoll

standest Du vor mir; ein fremdes Wesen — und dennoch Henriette!

„Dann wünschte ich, Du möchtest nur wieder fern seyn. — Giengst Du, so wollte ich Dich wieder halten. — Du giengst, und es rann mir kalt durch alle Glieder. — — Die Thüre schloß sich; ich war wieder allein — Gott! In welchem Zustande?...

„Ach! die fürchterlichen Beklemmungen alle; wie sie mich nicht getödtet haben?...

„Staunend habe ich hier oft vor Deinem Bilde gestanden, gesessen, und mich gefragt und es ergründen wollen: **Woher die Gewalt über mich in diesen Zügen, dieser Bildung?** — Was ist das? fragte ich mich selbst; Was ist das? — — Ein Leben ausser mir drängt sich in dieser Gestalt an die Stelle des eigenen Lebens in mir, und verzehrt es. — Ich kann mein Daseyn nicht retten vor diesem fremden Wesen; es überfällt

alle meine Sinne und zerstört sie — entwendet mir alle meine Sinne! Jenes Wesen regt mit jedem Nerv, mit jeder Muskel sich fühlbarer in mir, als in sich selbst. Von seiner Nähe erbebe ich bis ins Schwarze vom Auge — Da fühle ichs! Da raubt es mir das Licht! — — Sah ich eine andre Gestalt ehmals, da es nicht so war? Bin ich selbst ein Anderer geworden? — Das Gewesene, was war es? Das Gegenwärtige, was ist es?"

Hier unterbrach Henriette Woldemarn, indem sie mit angstvoller Gebärde aufstand, weinend sich von ihm wendete, und ihm mit der Hand winkte, ihr nicht zu folgen.

„Henriette!" rief mit milder Stimme Woldemar; „O, bleibe; komm zurück; sieh mir ins Auge: Deine Angst wird verschwinden!"

Der Ton seiner Stimme ergriff Henrietten. Sie stand, sie wendete sich — erblickte auf Woldemars Angesicht eine Heiterkeit, eine Zu=

versicht und innere Ruhe, wie es der Klang seiner Stimme ihr verheissen hatte: So war sein Auge, so war seine ganze Gebärde.

Henriette wurde innig froh. Sie drückte ihrem Freunde die Hand: — Ich will nicht mehr fürchten, sagte sie; rede frey, laß mich alles wissen.

Du sollst, Du mußt alles wissen, antwortete Woldemar, damit Du ganz und auf immer beruhigt werdest. Den Schrecken den Du gefühlt hast mußte ich Dir nicht ersparen. Höre nun auch was Dich beruhigen wird.

„Wie sehr es auch nach dem von mir Gebeichteten das Ansehen hat, daß meine Freundschaft zu Dir in leidenschaftliche Liebe ausgeartet, oder jene Freundschaft selbst von Anfang an nur eine versteckte Liebe gewesen sey: so kann ich dennoch Dir betheuern, es war nicht so. Mein leidenschaftlicher Zustand gründete sich einzig auf den Zwist, in den ich insgeheim mit Dir gerathen war.

„Ich sagte vorhin: Biderthals verschmähte Warnungen wären mir jetzt schrecklich wieder ins Gedächtniß gekommen.

„Das thaten sie; und ich muß noch hinzusetzen, daß ich es in Augenblicken schmerzlich bereute, so hartnäckig widerstanden zu haben: ich wäre so dem tiefen Elende, worin ich mich befand, entgangen.

„Aber dieser Wunsch war nur ein Wunsch der Verzweiflung, der schnell vorübergieng, und die Wahrheit stehen ließ: Daß ich mich nicht über mich selbst getäuscht, Biderthalen nicht mit Unrecht widerstanden hatte. Was war; wäre nicht gewesen, wenn ich ihm hätte glauben, ihm nachgeben können. Also hatte ich nichts zu bereuen.

„Nach allen Prüfungen, unter allen Anfechtungen, kam das Gefühl meiner reinen unschuldigen Liebe zu Dir immer glänzender wieder hervor. Ich hatte selige Stunden, wo ich mich in diesem Bewußtseyn wie verklärt fühlte!

„Aber eine tiefe Unart war in meinem Herzen und zerbrach es!

„Ihr saht diese Unart nicht, und kränktet mich an einer Seite wo ich unschuldig war. Dadurch gelang es mir, mich selbst zu täuschen.

„Dich! — jene Henriettte! — in meinem Gewissen so beschämt zu sehen! Darauf bezog ich alle meine Leiden, und verbarg mir den großen Antheil, den häßlicher Stolz und wüste Eigenliebe daran hatten.

„Doch erhob sich die Stimme des Gewissens mehrmals wider den Heuchler....

„Siehe - Da wurde der Heuchler tückisch; erbitterte sich; verstockte sich — wollte lieber mit der Gottheit und der Menschheit brechen, als mit seinem Satanisch gewordenen Selbst —"

Nicht weiter, lieber Woldemar! rief Henriette, indem sie ihrem Freunde um den Hals fiel; nicht weiter, lieber Woldemar! — „Höre, Lieber! Wir vergessen Deinen Bruder, die edle treue Seele! Willst Du ihm nicht eine Zeile schreiben, daß er komme." — Woldemar sprang auf und schrieb:

„Die Himmlische, die Reine hat gesiegt. Komm und siehe!"

Da Woldemar dem Bedienten dies Billiet zum Wegtragen gereicht hatte, fing er unmittelbar an mit Heftigkeit von Allwina zu reden, und legte die pünktlichste Rechenschaft ab von dem, was in Absicht ihrer in seinem Gemüthe diese Zeit über vorgegangen war.

Er versicherte: Was ihn dem Wahnsinne so nahe gebracht hätte, wäre das immer steigende Gefühl des Contrastes zwischen Allwinens reiner Seele und seinem verwüsteten Gemüth gewesen.

„Ich mußte," sagte er, „entweder alles Gute hassen lernen, oder mich selbst bis zur Raserey verwirren.

„Mit Dir, mit Euch allen konnte ich zürnen; konnte in der Bosheit meines Herzens Lästerungen wider Euch ersinnen: Aber Allwina! — Wie hätte ich mit Allwinen zürnen — Gott wie hätte ich sie lästern können? —

„Es ist über allen Ausdruck, über alle fremde Ahndung: wie ihr Anblick, oder der Gedanke an sie, auch in den wildesten Momenten, mich ergriff, mich zurück brachte! Durch kein anderes Wesen ist je eine solche Empfindung von Ehrfurcht in mich gekommen; durch kein andres Wesen eine solche Empfindung von Liebe — die mir gegeben wurde ohne alles Verdienst, und die ich eben so rein, unbegreiflich, wieder geben konnte. — Ich mußte anbeten; ich mußte aufschauen zu Gott ... Ich konnte, so lange noch ein Funken von Vernunft in mir blieb, neben Allwinen nicht ganz verderben."

Hingerissen von innigstem Wonnegefühl, stürzte Henriette vor Woldemarn sich auf die Kniee, umfaßte ihn mit aufgehobenen Händen und aufgerichtetem Angesicht:

Woldemar! sagte sie mit einem Tone, in dem ihre ganze Seele erklang — Woldemar! — Ich bin wieder ganz glücklich!

Sey glücklich, antwortete Woldemar, indem er Henrietten aufrichtete und sie fest in seine Arme schloß; seyd Alle glücklich; aber stört meine Reue nicht; seyd billig.

Biderthal flog in diesem Augenblick die Treppe herauf, war in der Thüre, und schnell wie der Blitz, auch schon in den Armen seines Bruders.

Verzeihung, Lieber! sagte Biderthal — Verzeihung! — Henriette hat mir verziehen; Du wirst mir auch verzeihen — Ja, Du wirst!

Woldemar fuhr, wie vor Schrecken, zusammen bey diesen Worten. Auffallend veränderte sich seine Gebärde.

Was widerfährt Dir? fragte voll Verwirrung und betroffen Biderthal. — Hast Du mich nicht gefodert? — „Ich sollte kommen und sehen" — Wie finde ich Dich? — — O, Lieber, sprich!

Mit gebrochener Stimme antwortete Woldemar: — Ich soll Dir verzeihen! — Wie ein Donnerschlag hat es mich getroffen, mich zerschmettert, dieses Wort. — Ich Dir verzeihen? — — Ach, ich verdiente nicht unter Euch zu leben . . . Ihr schätztet an mir, was nicht mein, was eine freye Gabe des Schicksals war. Mein Eigenes ist böse . . . Ich bin ein nichtswürdiger Mensch. Mir selbst, Euch allen habe ich geheuchelt. Ich sehe das nun so klar — Ich bin mir ein Abscheu!

Er sprang mit Heftigkeit auf. Seine Stimme hob sich — „Es trifft mich," sagte er, hin und her gehend — „es trifft mich, Schlag auf Schlag immer tiefer — — Ja, es war eine Lüge was ich Biderthalen schrieb —: Henriette hätte gesiegt. — Ich habe gesiegt; nicht Henriette. — — Sie sprach von einem Bekenntnisse das sie ablegen, von Verzeihung die sie bey mir suchen wollte: Da frohlockte mein Hochmuth, legte sich meine Wuth. Darum allein hatte ich ja gewüthet,

daß meinem Eigenwillen, meiner Selbstsucht dies Opfer gebracht würde ..."

Angstvoll blickte Biderthal auf Henrietten — Sie bebte.

Schnell wendete sich Woldemar gegen Biderthalen — Bruder! sagte er mit verstörtem Gesicht — Ich vergaß! Du mußt es auch lesen was ich für Allwina in dieser Nacht geschrieben habe. — Der Brief liegt noch ungesiegelt auf meinem Schreibtische. Ich begrüßte Henrietten heute früh mit dieser Mittheilung. — Du verdienst gleichen Empfang! — Gehe in mein Cabinet!

Henriette widersetzte sich; aber Woldemar bestand auf seinem Sinn.

Da Biderthal gieng, sprang auch Henriette auf, und warf sich, mit abgewendetem Gesicht in einen Sessel an der andern Seite des Zimmers. — Ach, es ist wahr, sagte sie.

mit erstickter Stimme — Es ist wahr! — Nein, ich habe nicht gesiegt!

Woldemar rief Biderthalen zurück, und gieng ihm entgegen an die Thüre des Cabinets.

Da ergriff ihn eine neue heftigere Beklemmung.

Er wankte, stützte sich mit dem Kopf an den Thürpfosten. — Biderthal umfaßte ihn und brachte ihn auf das Canapee zurück, wo er sich neben ihn, verstummend, niederließ, und voll Rührung sich an ihn schmiegte.

„Ich kann das nicht von Euch wenden, sagte Woldemar, daß Ihr mich verachten müßt.

... „Hätte ich mich aufgerieben in meinem Wahnsinn, hätte ich den Untergang um den ich buhlte, gefunden ...

„Siehe! (er deutete auf ein bey dem noch unangerührten Frühstücke liegendes Messer) —

Von

Von ungefähr fühlte ich einmal in der brennenden Hand daß der Stahl sie kühlte. Es erquickte mich. Ich genoß die Kühlung, und erfrischte, wechselsweise, bald die eine, bald die andre Hand. Mein Auge wurde wacker. — — „Auf der entblößten Brust diese Labung!" — Ha, mir schauderte vor Lust! — „Tiefer! Tiefer!" kam ein Sehnen. — Mein Herz entbrannte, loderte von verzehrendem Durst, hob sich anzusaugen, in sich zu schlürfen diese Kühlung. — — — Gott! Wie entkam ich!" — —

Woldemar stürzte sich in des Bruders Arme —

„Ja es verdiente zu bluten, sagte er, dies verächtliche Herz — das von jeher mich nur weich gemacht hat gegen mich selbst, nachgiebig nur gegen mich selbst — das mich alle Tugenden zu umgehen, meinen Eigendünkel über alles zu erheben lehrte — das um alle Vernunft, um allen Seelenadel mich bringen wollte, mich darum brachte!"

Henriette weinte laut. — Schluchzend, die Hände ringend, gen Himmel flehend wiederholte sie: Allwina! — O, Allwina! Allwina!

Es ergriff Woldemarn. Er blickte auf, todtenblaß; blickte auf Henrietten. — Sie stürzte nach ihm hin. —

Woldemar! stammelte sie, mit durchdringender Wehmuth — O, sieh mich an!... Du warst ehmals ein so guter Mann! — ein so edler Mann! — Das warst Du...

Die Stimme verließ sie.

Woldemar reichte Henrietten die Hand. Das Herz schmolz, zerrann ihm im Busen.

...„Ich will Demuth lernen," sagte er. — „Du erinnerst mich! — Was jetzt in mir so tobt wider mich selbst ... Auch das ist Stolz! Immer noch derselbe harte, unbiegsame Stolz —

„Ich war nicht gut, Henriette! — Ich will es werden — ich will Demuth lernen; ich will Euer seyn . . . O, nehmt mich an!"

Wer schildert diesen Augenblick — Biderthals, Woldemars, Henriettens Seele? — Wer öffnet die Himmel?

Die Fromme hatte wahrhaft gesiegt, und der Sieg blieb ihr.

Da Biderthal seinen Bruder beruhigt, heiter gelassen sah, eilte er zu Luisen, hierauf zu Dorenburgen, um seine Freude allen mitzutheilen. Er kam zurück zum Mittagessen, mit Luisen. Henriette hatte schon ausgemacht, daß auf den Abend auch Dorenburg und Caroline kommen sollten.

Um die Zeit, wo man diese erwartete sagte Woldemar, daß er hingehen wollte sie abzuholen.

Seine unvermuthete Erscheinung machte auf Mann und Weib einen gleich lebhaften, durchgreifenden Eindruck. Wie Sonnenaufgang strahlte hinter ihren Augen innige helle Freude. Woldemar drückte beyde an sein Herz, wurde von beyden umschlungen, festgehalten: Keiner brauchte dem Andren zu sagen, daß was er fühlte nicht auszusprechen wäre.

Es war eine neue Rührung da die Geschwister, in Woldemars Hause nun alle versammelt, sich die Hände drückten, sich umarmten. — Aber es fehlte Allwina!

Ach, Allwina! rief, sehnsuchtsvoll, Henriette aus; und alle wiederholten: Ja, Allwina! Allwina!

Nur von ihr wurde geredet — es half kein Abbrechen — geredet und wieder geredet so lange der Abend dauerte.

. . . . Was? sagte Weldemar . . . Wird schon aufgetragen? — sah nach der Uhr und lauschte.

Unmöglich! antwortete Henriette — — Aber sie hörte das Geräusch.

Alle hörten es! — zitterten — schwiegen — —

Das Geräusch wurde leiser und kam näher.

Woldemar sprang auf, öffnete die Thür — Allwina war in seinen Armen!

O, des Manns! und seiner Gefühle!

Alle erfuhren eine Erschütterung; eire Wonne und Wehmuth; eine frohe und tiefe Andacht, wie noch nie in ihrem Leben.

Gott! sagte Allwina, so bald sie reden konnte — Ich finde Dich gesund! Ihr alle

seyd es! Seyd alle da! -- Wohl und heiter!... Ach! mir ist so bange gewesen! — Woldemars; noch mehr, Henriettens Briefe — ich weiß nicht was darin mich so beklemmte, so unerträglich ängstigte? Ich konnte nicht bleiben. Die gute Tante begriff nicht was ich hatte. Endlich sagte ichs; wir brachen auf; reisten mit der schrecklichsten Eile — Und nun finde ich Euch alle versammelt, als hättet Ihr gewußt von meinem Kommen, und zu meinem Empfang ein Fest angestellt!... O, Ihr guten köstlichen Gesichter miteinander! — Du, und Henriette, und Alle — Alle, wie ich Euch verließ!

Froher und glücklicher als da Du uns verließest! sagte Woldemar, indem er Allwinen fester an sich herzte. Es stand eine finstre Wolke über mir. Du erblicktest vor Monaten den Nebel, aus dem sie sich zusammen zog, und ich verhieß Dir, der Nebel würde fallen. Nun ist er gefallen... Morgen, Du Gute, Liebe, Herrliche! Morgen erzähle ich Dir alles.

Ungeduldig sein Herz vor Allwinen auszuschütten, konnte Woldemar am andren Tage kaum es erwarten, daß sie ruhig sich zu ihm setzte, um ihn anzuhören.

Er fing bey der unglücklichen Entdeckung die Luise ihm gemacht hatte an; erzählte, in welche heftige Gemüthsbewegung er dadurch gerathen war; wie ihm aber eine bessere Besinnung, nach wenigen Stunden, wieder aufgeholfen, er vor sich selbst sich geschämt, und nun auch bald alles Mißvergnügen über diese Sache so ganz in sich zu unterdrücken gewußt hatte, daß ohne einen neuen Anlaß derselben Art, gewiß nie wieder etwas davon in ihm aufgekommen wäre.

Hierauf setzte er diesen neuen Anlaß ins Licht, und entwickelte die ganze Geschichte seines Herzens bis auf den gestrigen Tag, mit einer Klarheit und mit einem Leben, daß Allwina durch und durch davon gerührt wurde, alles mit ihm fühlte, und ihm nur da nicht

folgen konnte, wo er, voll Erbitterung, seine eigene Schuld recht böse zu machen suchte. Er that ihr weh mit seinem Eifern wider sich selbst; ihre Liebe zu ihm empörte sich dawider — schalt ihn, zürnte mit ihm.

Aber es hatte Woldemarn ein neuer Schrecken, während er noch redete, ergriffen.

Er hatte nichts verheimlichen wollen; wußte nicht anders, als daß er sein ganzes Inneres darlegte; und doch war einiges von dem was in ihm vorgegangen war, und er gestern Henrietten mit einem Feuer dargestellt hatte, daß sie vor ihm zurück bebte, jetzt, vor seinem edeln Weibe, ausgeblieben — Nicht aus Ueberlegung! Nicht mit Vorbedacht! Es hatte ihn diese Zurückhaltung gleichsam überrascht. Darum erschrack er in seinem Innern; entsetzte sich vor dem sonderbaren Geheimnisse das in ihm waltete.

Er durchforschte jede Falte seines Wesens,

und entdeckte bald, mit zerknirschender Beschämung, daß er auch an der Stelle, wo er sich ganz rein geachtet hatte, nicht mehr sich rein achten durfte. Ihm schauderte vor dem Abgrunde — an dem er noch stand: vor den Tiefen seines Herzens!

In dieser Angst beschloß er, was ihm bey Allwinen begegnet war, und er, hierauf, in sich noch entdeckt hatte, unverzüglich Henrietten zu offenbaren. Aber sein guter Geist trat zu ihm, lehrte ihn anders; richtete ihn auf.

Nur Biderthalen vertraute er sein Innerstes ganz, und beyde wurden Ein Herz und Eine Seele, wie sie es vorher nie gewesen waren.

Bey jeder Gelegenheit wiederholte nachher Woldemar: es stünde mit strahlender Schrift, obgleich ihm nur sichtbar, an allen seinen Wänden geschrieben: Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor — Richtet nicht!

Henriette sagte dagegen: sie läse auf ihren Wänden, auch mit Strahlen geschrieben, jenen Spruch des Fenelon:

Vertrauet der Liebe. Sie nimmt alles; aber sie giebt alles.

ἆρα καταγελάσεσθέ μου ὡς μεθύοντος; ἐγὼ δέ, κἂν ὑμεῖς γελᾶτε, ὅμως εὖ οἶδ' ὅτι ἀληθῆ λέγω.

Plat. Op. Vol. X. p. 251. Edit. Bip.

B e y l a g e.

Da unter den Lesern dieser Schrift welche seyn könnten, die zu untersuchen wünschten, ob das, was Seite 210 dieses zweyten Theils, und nachher bis Seite 243, als Lehre des Aristoteles vorgetragen wird, auch wirklich dieses großen Mannes Lehre sey: so will ich hier, Seite vor Seite, die Belege nachweisen. Es gehört allerdings mehr dazu, als das Vergleichen mit der Urkunde durch Nachschlagen angewiesener einzelner, zerstreuter Stellen, um einen Auszug, der das Ganze einer Lehre, und vornehmlich den **Zusammenhang** der Begriffe, durch welchen sie besteht, darstellen soll, zu beurtheilen. Und darum hoffe ich, man werde über dem Nachschlagen — wenn man gerade diejenigen Stellen des Auszugs, welche die mehrsten Zweifel erregten, auf das deutlichste und wiederholteste in der Urkunde bestättigt findet — die erste Absicht des Nachschlagens

unvermerkt vergessen, und sich ganz und allein an den großen Meister hangen. Ein Kuppler dieser Art zu werden ist die höchste Beförderung, die ich mir als den Lohn meiner Arbeit wünschte.

Ich bemerke nur noch, daß ich nach der bekannten Casaubonschen Ausgabe des Aristoteles citiere, und alle hier angeführten Stellen sich im zweyten Bande dieser Ausgabe finden, auf welchen die Seitenzahlen zurück weisen.

Man schlage also daselbst nach

Ueber Seite 210: De Morib. L. II. C. III. p. 16 C. — Ibid. L. VII. C. IX. p. 70. E. — Ibid. L. I. C. II. p. 4. H. — Ibid. L. I. C. VII. p. 8. D. — Ibid. L. II. C. III. p. 16. C & D. — Ibid. L. II. C. I & II. p. 13 - 15. — Ibid. L. III. C. IV. p. 23. F. — Ibid. L. III. C. VII. p. 26. H. — Ibid. L. X. C. X. p. 105. B & C. — Ibid. L. I. C. VII. p. 8. D. — Ibid. L. III. C. VI. p. 25.

C. — Ibid. L. VI. C. XIII. p. 61. — Ibid. L. IX. C. IV. p. 88. G & H. — Ibid. L. X. C. V. p. 100. H. — Ibid. L. X. C. VI. p. 101. F. — Ibid. L. VII. Cap. IX. p. 70. E. — Ibid. L. VI. C. II. p. 56. E & F. — Ibid. L. VI. C. XII. p. 61. C & D. — Ibid. L. VI. C. IX. p. 59. H. — Magn. Moral. L. II. C. VII. p. 136. F. G. — Ibid. L. I. C. XXXV. p. 126. G. H. p. 127. A. — Ibid. L. I. C. XII. p. 114. F. G. — De Morib. L. VI. Cap. XIII. p. 62. F. H. p. 63. A. B. — Ibid. L. X. C. X. p. 105. B. C.

Ueber Seite 211: De Morib. L. VI. C. XIII. p. 61. H. — Ibid. L. II. C. III. p. 16. A - E. — Ibid. L. III. C. VII. p. 26. E. F. — Magn. Moral. L. II. C. VII. p. 136. F. G. — Ibid. L. I. C. XXXV. p. 126. G. H. p. 127. A. — Ibid. L. I. C. XII. p. 114. F. G.

Ueber Seite 224: De Morib. L. VII. C. XI. p. 81. C. — Ibid. L. VII. C. I. p. 75. E. — Eudem. L. VII. C. I. p. 201. A.

Ueber Seite 225: De Morib. L. I. C. VI. p. 8. A.

Ueber Seite 226: De Morib. L. VI. C. XIII. p. 62. D - H. p. 63. A. B. — Ibid. L. X. C. X. p. 105. C. — Ibid. L. I. C. II. p. 4. H. — Ibid. L. I. C. VII. p. 8. D. — Ibid. L. II. C. I. p. 13. H. — Ibid. L. II. C. I. p. 14. A. B. — Ibid. L. X. C. X. p. 105. C. — Ibid. L. VII. C. IX. p. 70. D. — Ibid. L. VI. C. II. p. 56. D & E. — Ibid. L. VI. C. XII. p. 61. C & D. — Ibid. L. VI. C. IX. p. 59. H. — Ibid. L. VI. C. XIII. p. 62. D - H. p. 63. A - B. — Ibid. L. X. C. X. p. 105. C.

Ueber Seite 227: De Morib. L. VI. C. XII. p. 61. C. D. — Ibid. L. VI. C. IX. p. 59. H. — Ibid. L. VI. C. XIII. p. 62. D-H. p. 63. A. B. — Ibid. L. X. C. X. p. 105. C.

Ueber Seite 228: De Morib. L. VI. C. XIII. p. 61. H. — Eudem: L. V. C. XIII. p. 188. G. — De Morib. L. VI. C. XIII.

p.

p. 63. A. — Ibid. L. IX. C. IX. p. 93. D-H. — Ibid. L. IX. C. VII. p. 91. A.

Ueber Seite 229: De Morib. L. I. C. VI. p. 7. H. — Ibid. L. I. C. IV-VII p. 5-8. — Ibid. L. I. C. VIII. p. 8. E. F. — Ibid. L. I. C. X. p. 10. A B. — Eudem. L. II. C. I. p. 151. D. — De Morib. L. VII. C. XIV. p. 73. F. G. — Ibid. L. X. C. II. p. 97. B. — Ibid. L. X. C. VII. p. 102. G. H. — Ibid. L. I. C. VI. p. 7. G. H. p. 8. A. — Ibid. L. I. C. X. p. 10. A & B.

Ueber Seite 230: De Morib. L. III. C. X. p. 27. G. — Ibid. L. III. C. I. p. 22. A. — Ibid. L. I. C. IX. p. 9. A. — Ibid. L. I. C. X. p. 9. G. — Ibid. L. VII. C. XII. p. 72. C. D. — Ibid. L. VII. C. XIV. p. 73. F. — Ibid. L. II. C. II. p. 15. G. — Ibid. L. IX. C. IV. p. 88. G. H. p. 89. A. — Ibid. L. X. C. II. p. 98. C.

Ueber Seite 231: De Morib. L. II. C. II.

p. 15. C. — Ibid. L. III. C. III. p. 22. H. — Ibid. L. VII. C. XIV. p. 73. E. — Ibid. L. X. C. IV. p. 99. A.

Ueber Seite 232: De Morib. L. VII. C. XIV. p. 73. E. — Ibid. L. I. C. IX. p. 9. A-D. — Ibid. L. II. C. II. p. 15. C. — Ibid. L. I. C. IX. p. 9. C.

Ueber Seite 233: De Morib. L. VI. C. XIII. p. 62. F. — Ibid. L. I. C. IX. p. 9. A. — Ibid. L. IX. C. VII. p. 91. A. — Ibid. L. X. C. VII. p. 102. G. — Ibid. L. X. C. V. p. 99. F & H.

Ueber Seite 234: De Morib. L. X. C. V. p. 99. F.

Ueber Seite 242: De Morib. L. VII. C. XIV. p. 73. G. — Ibid. L. X. C. II. p. 97. B. — Ibid. L. X. C. VII. p. 102. A & B.

Ueber Seite 243: De Morib. L. I. C. IX.

p. 9. C & D. — Ibid. L. I. C. X. p. 10. A. — Ibid. L. X. C. VII. p. 102. A. B. — Ibid. L. IX. C. IV. p. 88. H. — Ibid. L. X. C. VII. p. 102. G & H.

Da die meisten der angeführten Stellen aus der Ethik sind, und vor kurzem eine deutsche Uebersetzung derselben, von Herrn Jenisch, erschienen ist; so ergreife ich gern die gegenwärtige Gelegenheit, diese Uebersetzung — nicht, als Uebersetzung eines Products alter Griechischer Weltweisheit, kritisch zu würdigen, wozu ich nicht im Stande bin; sondern nur als Teutsches Buch überhaupt, in sofern aber auch zuversichtlich, als eins der besten die gelesen werden können — zu empfehlen. Vorrede, Anmerkungen und Zugabe enthalten mannichfaltige Beweise, daß der Uebersetzer jenes Sinnes theilhaftig ist, ohne welchen man mit den größten Geistesgaben doch nur Taschenspielerkünste hervorbringt.

Vielleicht kommt die wenig empfehlene

deutsche Ethik in einige Hände mehr, wenn ich auch, nach ihr, Seite gegen Seite, hier noch besonders nachweise. Herr Jenisch hat nach der Wilkinsonschen Ausgabe übersetzt, welche andre Abtheilungen als die Casaubonsche hat. Das Nachweisen auf die Seitenzahl ist aber hier auch darum vorzuziehen, weil in der deutschen Uebersetzung weder Abschnitte noch Buch oben auf den Seiten angezeigt worden sind, welches das Nachschlagen beschwerlich macht. Ausserdem würde man die kleineren Abtheilungen mit Buchstaben doch nicht anders als durch die Seitenzahl der Uebersetzung andeuten können.

Die Beweisstellen finden sich also

von Seite 210 dieses Bandes, bey Herrn Jenisch: Seite 53. 261. u. 25. 52. 44 = 49. 76. 89. 393. 25. 82. 226. 329. 378. 380. 261. 198. 200. 223. 217. 228 = 230. 393.

Von Seite 211: bey demselben Seite 226. 52. 53. 87 u. 88.

Von Seite 224: bey Herrn Jenisch Seite 44. 301. 283.

Von Seite 225: bey demselben S. 24.

Von Seite 226: bey dems. S. 228 = 230. 393. u. 25. 44 u. 45. 393. 261. 198. 200. 223. 217. 228 = 230. 393.

Von Seite 227: bey demselben S. 223. 217. 228 = 230. 393.

Von Seite 228: bey demselben S. 225 = 226. 230. 351 u. 352.

Von Seite 229: bey demselben S. 341. 22. 14 = 25. 27. 32. 276. 363. 380. 23 u. 24. 32.

Von Seite 230: bey demselben S. 92. 71. 28. 31. 269. 276. 51. 330 = 332. 369.

Von Seite 231: bey demselben S. 49. 74. 275. 372.

Von Seite 232: bey demselben S. 275. 28 u. 29. 49. 29.

Von Seite 233: bey H. Jenisch S. 228. 341. 384. 374. 375.

Von Seite 234: bey demselben S. 374.

Von Seite 242: bey demselben S. 276. 363. 382.

Von Seite 243: bey demselben S. 29. 32. 382. 331. 386.